

3.
Die

Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen und ihre Arbeiter.

Die
Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen
und
ihre Arbeiter

Wirthschaftsgeschichtliche Untersuchungen

von

Dr. Bruno Schoenlank.

„Mais il faut cultiver
notre jardin.“

Voltaire.



Stuttgart

Verlag von J. H. W. Dietz

1888,

Further Quekettian Spiegelspiegel

the Arbor

With a large number of illustrations

by J. H. B. B. B.

Printed by J. H. B. B. B.

Printed by J. H. B. B. B.

Printed by J. H. B. B. B.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Vorwort.	VII—VIII
I. Zur Geschichte des Spiegelbelegs. Anfänge und Entwicklung der Fürther Quecksilber-Spiegel- belegen	1— 64
II. Zur inneren Geschichte der Fürther Quecksilber- Spiegelbelegen in aktenmässiger Darstellung. . .	65—128
III. Die Zustände in den Quecksilber-Spiegelbelegen, Arbeitsart und Anlage. Die soziale Lage der Arbeiter.	129—211
IV. Die Gesundheitsverhältnisse der Belegarbeiter .	212—248
V. Schlussbetrachtung	249—252
Quellen-Verzeichniss	253—256

Vorwort.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des Kapitalismus soll diese Schrift sein. Die wirthschaftliche Detailuntersuchung hat die Bewegungsgesetze der modernen Produktionsweise an konkreten Fällen auf enger abgegrenztem Beobachtungsfelde zu erforschen. Wenn sie in's Einzelne geht, so thut sie es nicht aus Lust an der Kleinmalerei; getreu ihrer Aufgabe wendet sie die mikroskopische Methode an, um in der bunten Mannigfaltigkeit des ökonomischen Getriebes den treibenden Kräften nachzuspüren. Es gilt, mit rücksichtsloser Offenheit die Zustände zu schildern, wie sie sind, nichts zu vertuschen, selbst zu beobachten und aus den Quellen zu schöpfen. Die Entfernung zwischen diesem ideellen Ziel und der vorliegenden Darstellung¹⁾ abzuschätzen, ist nicht die Sache des Verfassers.

La Rochefoucauld hat einst gesagt, zwei Dingen könne man nicht in's Gesicht sehen, der Ehe und dem Tode; lebte er heute, so würde er als drittes hinzufügen die soziale Frage. Die Bourgeoisie weicht jeder ernsthaften Erörterung des wichtigsten aller Probleme aus, sie wird empfindsam wie eine Mimose bei ungeschminkten Berichten über die Lage des werkthätigen Volkes. Das Unternehmerthum liebt es nicht, dass man ihm einen Spiegel vorhält, auch das Spiegel fabrizirende Unternehmerthum nicht. Sein bürgerlicher Instinkt sagt ihm, dass wachsende Erkenntniss der gesellschaftlichen Missstände die fortschreitende Emanzipation

¹⁾ In der „Neuen Zeit“ (April-, Mai- und Juniheft 1887) ist ein kurzer Auszug aus Abschnitt I, III und IV des vorliegenden Buches nach seinem ersten Entwurf erschienen. Seitdem ist dasselbe mehrfach umgearbeitet worden.

der Arbeiterklasse bedeutet. Und „instinct is a great matter“, das weiss bereits Falstaff. Aber unbefangene Berichterstattung hält sich allein an die Thatsachen.

Was ich Marx, was ich Engels, den genialen Bahnbrechern der modernen Wirthschaftsgeschichte, in theoretischer Beziehung verdanke, das sagt jede Seite dieses Buches.

Mir erwächst zum Schlusse die Pflicht, dem praktischen Arzt Herrn Dr. Degen in Fürth an dieser Stelle meinen besten Dank auszusprechen für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er mir die Einsicht in die lehrreichen Archivalien des Fürther ärztlichen Bezirksvereins und in eine Reihe anderer Aktenstücke verschafft hat. Die Belegarbeiter aber, welche mir mit Aufopferung bei meinen statistischen Erhebungen zur Seite standen und mir über ihren Beruf erschöpfende Auskunft ertheilten, diese Männer kann ich nicht nennen. Deshalb nicht, weil wir in einem Zeitalter leben, dessen Feldgeschrei ist: „Freiheit der Arbeit“.

Nürnberg, 1. August 1887.

Bruno Schoenlank.

I. Zur Geschichte des Spiegelbelegs.

Anfänge und Entwicklung der Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen.

So verlockend es auch wäre, einen Abriss der Geschichte des Spiegels zu geben, so liegt es doch nicht in den Absichten dieser Arbeit, sich mehr in das Geschichtliche zu vertiefen, als der Gegenstand es nothwendig macht, den zu behandeln wir uns vorgenommen.

Was das Verständniss der Darstellung erleichtert, sei in Kürze mitgetheilt.

Die Spiegel der Alten waren Metallspiegel (von Silber, Stahl, Eisen), wie jene der ostasiatisch-mongolischen Stämme, oder aber von polirtem Obsidian, einem Halbedelstein. Oder aber sie waren von solchem Glas, das den Obsidian nachahmte. Die sidonischen gläsernen specula (Spiegel), von denen Plinius¹⁾ erzählt, waren also nichts als eine Nachahmung des Obsidian: die Spiegelung wurde bei denselben nicht etwa durch Anbringung eines Metallbelegs hinter hellem Glase, sondern durch dunkle Färbung hervorgerufen. Spiegel von durchsichtigem Glas mit Metallfolien kannte das Alterthum nicht.

Ilg befindet sich im Irrthum, wenn er sagt, dass „Aristoteles an einem Orte gelegentlich von Spiegeln mit Metallbeleg spricht“. „Dieselben“, meint Ilg, „gehörten jedoch gewiss zu den Seltenheiten, ja es scheint wohl nur der gelehrte Naturforscher empirisch auf die

¹⁾ Des Plinius aristokratisches Gemüth wird dadurch aufgeregt, dass zu seiner Zeit „bereits die Mägde sich der Silberspiegel zu bedienen anfangen“. Plin. Nat. hist. 34, 17. Damals wurden auch aus Aethiopien helle Steine nach Rom gebracht, welche auf Metall gelegt, die Gegenstände reflektirten. Ilg bei Lobmeyr, S. 63.

Beobachtung gestossen zu sein, dass Gläser mit Zinnbeleg die vorgehaltenen Objekte reflektiren; das Leben und Gewerbe wusste sicherlich nichts davon, ja selbst der vielkundige Plinius, der sowohl von Spiegeln als von Zinn und Quecksilber sehr ausführlich Kunde giebt, hat keine Silbe von der Anwendung dieser beiden zur Erklärung der ersteren²⁾.“ Bei aller Hochachtung, die wir vor dem grössten antiken Denker haben, sind wir nicht in der Lage, diese Entdeckung dem Begründer der peripatetischen Schule zusprechen zu können. Hätte Ilg die Stelle, auf welche er sich bezieht, selber eingesehen, so hätte er diesen groben Verstoss nicht machen können. Dieselbe findet sich nämlich nicht etwa in einer aristotelischen Schrift, sondern in den apokryphen *Προβλήματα*,³⁾ als deren Verfasser der zu Beginn des dritten Jahrhunderts n. Chr. blühende Aristoteles-Kommentator Alexander von Aphrodisias genannt wird. Thatsächlich stammen sie aus einer viel späteren Zeit. Feststeht aber, dass der Verfasser der in Frage kommenden Aufgabe unbedingt die Glasspiegel mit Zinnfolie gekannt hat, und zwar solche, bei denen nicht etwa eine Glasplatte untergelegt, sondern deren Rückseite mit flüssig gemachtem Zinn belegt worden ist. Es heisst ausdrücklich *χρίουσι*, man bestreicht (eigentlich man salbt). Da nun sonst das Alterthum nichts von derartigen Spiegeln weiss und dieser technische Fortschritt gegenüber den Metall- und Obsidianspiegeln⁴⁾ sicherlich nicht unbeachtet und unbenützt ge-

²⁾ Bei Lobmeyr a. a. O. S. 25; Bl. f. Kstgw. S. 29 ff. ³⁾ Beckmann l. c. S. 513. Der Passus lautet: *Διὰ τί τὰ ὑέλινα κάτοπτρα λάμπουσιν ἄγαν; ὅτι ἔνδοθεν αὐτὰ χρίουσι κασσιτέρῳ. . . .* (Weshalb glänzen die gläsernen Spiegel so sehr? Weil man sie auf der Rückseite mit Zinn bestreicht.) ⁴⁾ Nicht blos zu Toilettenzwecken soll bereits die römische Kaiserzeit Spiegel verwendet haben. G. E. Lessing hat bekanntlich eine eigene Ehrenrettung des Horaz unternommen, um den Emanuel Geibel des augusteischen Zeitalters von dem Verdacht zu reinigen, dass er in einem Spiegelzimmer der Liebe Freuden genossen und so im Bilde vielfach gekostet habe. Thatsächlich ist die Stelle im Suetonius (Ausgabe von Roth, Leipzig, Verlag von Teubner 1858, p. 298) nicht ächt. Der wackere Beckmann kann indess die Unmöglichkeit eines solchen Vergnügens nicht einsehen. Er sagt (III. S. 473): „Ich habe an einem gewissen Hofe ein inwendig ganz mit Spiegeln getäfeltes Bett gesehen.“ Hören wir den feinen Beobachter und weltkundigen Sittenschilderer Balzac! In seinem „Ferragus“ sagt er: „Vous devez comprendre l'amour comme un principe qui ne développe dans toute sa grâce que sur les tapis de la Savonnerie

blieben wäre, so liegt m. E. eine späte kecke Einschreibung irgend eines mittelalterlichen Kodexabschreibers vor. Die Herren Philologen würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie daraufhin die kritische Stelle prüfen würden. Auf jeden Fall aber ist es nöthig, den Irrthum Ilg's zu berichtigen. Verwunderlich ist es nur, wie, nachdem Beckmann 82 Jahre vor dem gelehrten Direktor der kunsthistorischen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses das Thatsächliche festgestellt, der Letztere immer noch solch eine Legende kolportiren konnte.

Zur Zeit der Minnesinger, in der das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert umfassenden Periode, wird grosser Luxus mit Spiegeln getrieben.⁵⁾

In den Rittergedichten des 13. und 14. Jahrhunderts, überhaupt in der mittelalterlichen Dichtung dieser Zeiten, spielt das Spiegelglas eine grosse Rolle. Die Schönheit des Leibes und die Keuschheit des Gemüths werden dem Spiegelglas verglichen. Demnach muss dieser Stoff damals ein bekannter, weit verbreiteter gewesen sein: die Verwendung des Begriffes ist so allgemein, dass er geradezu als in einen sprichwörtlichen Werth umgemünzt erscheint. Frauentugend leuchtet wie Spiegelglas, ihre Ehre war ein Spiegelglas, und die durch das ganze Mittelalter gehende Gewohnheit, Bücher belehrenden Inhalts Spiegel zu nennen (Sachsenspiegel, Laienspiegel, Ritterspiegel, Spiegel deutscher Leute, des David von Augsburg „Spiegel der Tugend“ u. s. w.) zeigt, wie hoch man dies Geräth schätzte und wie man es auch symbolisch zu verwerthen verstand. Beginnt doch Eike von Repgow (um 1230) den Prolog des Sachsenspiegels:

„Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt,

„Denn Sachsenrecht wird hieraus erkannt,

„Wie in einem Spiegel die Frauen

„Ihr Antlitz mögen beschauen.“

Deutsche Dichtungen sind es, die des Spiegelglases besonders früh gedenken. Nach Ilg findet sich die erste Erwähnung desselben im Erek Hartmann's von der Aue, also aus der Zeit von 1189—1197.

Il vous faut des glaces dans lesquelles les formes se jouent, et qui répètent à l'infini la femme que l'on voudrait multiple, et que l'amour multiplie souvent . . .“ ⁵⁾ A. Schultz a. a. O. S. 175.

Der berühmte deutsche Mönch Theophilus, welcher spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts geschrieben hat, erwähnt, obwohl er ausführlich das Glas behandelt, Spiegelglas noch nicht. Es dürfte also erst nach dieser Zeit, „vielleicht nach 1150 und vor jenem Datum des Erek der Ursprung der (Glas-) Spiegelfabrikation zu suchen sein.“⁶⁾ Dann aber verallgemeinert sich immer mehr der Gebrauch der Glasspiegel.⁷⁾ Und zwar kommen zuerst Glasspiegel mit Zinnfolie vor. Im Parzival des Wolfram von Eschenbach (I, 20), Anfang des 13. Jahrhunderts, findet sich die wohlbekannte Zeile:

Zin anderhalp ame glase gelichet.⁸⁾

Wenn übrigens Schultz⁹⁾ meint: „Polirte Metallplatten sind in unserer Zeit (d. h. etwa 1150—1300) kaum noch als Spiegel verwendet worden“, so dürfte in solcher Allgemeinheit diese Auffassung nicht zutreffen. Noch im jüngeren Titarel (um 1270) ist von einer spiegelsmitte die Rede, einer Spiegelschmiede, in welcher Metallspiegel hergestellt worden sind. Ja, wir werden später sehen, dass dieselben noch im 16. Jahrhundert angefertigt wurden. Neben dem Zinn wird bald das Blei als Spiegelfolie gebraucht. Auch der Domini-

⁶⁾ Lobmeyr, S. 63/64, 51; Bl. f. Kstgw. S. 38 ff. ⁷⁾ Beiläufig! Walther von der Vogelweide, der vom Ausgang des zwölften bis in die dreissiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts wirkte, dieser durch und durch höfische Sänger, erwähnt in seinen Gedichten nirgends den Spiegel. Nur an einer Stelle in seinem Leich (Ausgabe von Pfeiffer-Bartsch, 6. Aufl. 1880, S. 168, V. 35/36) benützt er das Glas zu einem Gleichniss. Das einzige gläserne Machwerk, das er nennt, ist der gläserne Fingerring seiner armen Geliebten, den er höher zu schätzen erklärt, als den Goldreif einer Fürstin:

„Swaz sie sagen, ich bin dir holt

„Und nim din glesin vingerlîn für einer küniginne golt.“

A. a. O. S. 32, V. 23/24.

Solch ein Glasring war allerdings ein gar ärmlicher, spottbilliger Schmuck. Eine um so grössere Kostbarkeit waren die Nachtgeschirre aus Glas; sie werden unter dem Hausrath Eduard I. von England um 1300 „urinalia vitrea“ aufgeführt. Ilg bei Lobmeyr, S. 62. Hätte die Geliebte Ulrich von Liechtensteins, dieses Don Quijote unter den Minnesängern, solch ein „Geräth von unscheinbarem Aeussern“ besessen, so könnten wir versichert sein, dass er dies, bei seiner Neigung, die intimsten Toilettengeheimnisse seiner Herrin zu preisen, der Nachwelt überliefert hätte. ⁸⁾ Zinn, auf der anderen Seite (der Rückseite) am Glase eben gemacht, glatt aufgelegt. Vgl. Wackernagel l. c., S. 131. ⁹⁾ S. 175.

kanermönch Vincentius Bellovacensis (von Beauvais), der etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, spricht in seiner Schrift „Speculum naturale“¹⁰⁾ noch von Spiegeln aus Silber und anderem Metall, setzt dann jedoch hinzu, dass „bei weitem besser ein Spiegel aus Glas und Blei ist“; hergestellt wurden sie, indem man das flüssige „Blei über die heisse Glastafel ausgoss“. Der englische Franziskanermönch Johannes Peccam erklärt im Jahre 1279 in seiner „Perspectiva communis“ die Spiegelung der Glasspiegel dadurch, dass „die Glasspiegel mit Blei belegt werden“; er sagt in derselben Schrift: „Auf Glasspiegeln kommt kein Bild zum Vorschein, wenn das Blei abgekratzt wird.“¹¹⁾ Und Dante, der Sänger der göttlichen Komödie, sagt im „Paradies“¹²⁾ (II 89-90):

So wirft das Glas, auf seiner hintern Seite
Mit Blei belegt, zurück dein Bildniss dir.

Raimundus Lullius, der um 1315 starb, spricht ausdrücklich von dem „Glas, das zwischen Blei, der Luft und der abzuspiegelnden Gestalt befindlich“ einen Schatten der Gestalt erzeugt.¹³⁾ Conrad

¹⁰⁾ II, 178 nach Beckmann S. 521: „At inter omnia melius est speculum ex vitro et plumbo, quia vitrum propter transparentiam melius recipit radios, plumbum non habet humidum solubile ab ipso, unde quando superfunditur plumbum vitro calido, efficitur luminum valde radiosum.“ Siehe auch Gerspach, p. 186. ¹¹⁾ Propositio 7: „... Specula vitrea sunt plumbo subducta. In speculis vitreis plumbo abraso nihil apparet.“ ¹²⁾ Uebersetzt von Streckfuss, neu bearbeitet von Roquette. Stuttgart, Cotta. Im Original lauten die Verse:

— come color torna per vetro
Lo qual dirietro a sè piombo nasconde.

Vgl. Ilg bei Lobmeyr S. 64. Erwähnt wird der Spiegel, wie mir lebenswürdiger Weise Herr Ilg brieflich mittheilte, bei Dante noch mehrfach, z. B. Inferno 23, 24. Paradiso 2, 97; 28, 6. Doch nehmen diese Stellen auf den Beleg keinen Bezug. — Wackernagel a. a. O. S. 131 zitiert aus dem Ritterspiegel 78 folgende bemerkenswerthe Stelle: Uz aschin werdit ein glas gemacht und heizis bli gegossen darin. (Aus Asche wird ein Glas gemacht, und heisses Blei darein gegossen.) ¹³⁾ A. a. O. cap. 67: de speculo, p. 517: „Et ideo sicut arbor causat umbram, eo quia existit in medio lucis: sic vitrum existens inter plumbum et aërem et figuram sive colorem qui ei praesentatur, generat in se umbram similem figurae ei praesentatae per similes habitus et colores.“ Cap. 129, S. 641: de quaestionibus speculi enthält nichts hierher Gehöriges.

von Megenberg im Buch der Natur (geschrieben 1349—1350) sagt in dem Abschnitte „Von dem zin“: „Man verzint auch diu spiegelglas und tempert si mit zin.“¹⁴⁾ „Man verzinnt die Spiegelgläser und temperirt sie mit Zinn“ heisst das wörtlich in's Neudeutsche übertragen. Unter „temperiren“ versteht Conrad offenbar die Uebergiessung der Glasplatte mit flüssig gemachtem Zinn. Auch den Bleibeleag kennt er. Er schreibt: Wir sehen, daz die spiegeläer die spiegelglas hinten bedeckent mit plei und mit pech.¹⁵⁾ (Wir sehen, dass die Spiegler [Spiegelmacher] die Spiegelgläser hinten mit Blei und Pech bedecken.)

Machen wir einen Augenblick im 14. Jahrhundert Halt, um uns über die Form der Spiegel zu unterrichten. Der Rahmen, daz spiegelholz, war mit Schnitzereien verziert. Die Spiegel waren in der Regel rund, etwa in der Grösse unserer heutigen Rasirspiegel, und in eine Schutzkapsel gefasst. Diese Spiegelkapseln, Kästchen, theils aus Bronze, theils aus Elfenbein gefertigt, waren gewöhnlich auf der Rückseite mit Bildwerken, kleinen Flachreliefs geschmückt: die Gegenstände der Darstellung waren entweder der Bibel oder dem gewöhnlichen Leben oder beliebten Ritterromanen entnommen. Man trug die Spiegel in der Gürteltasche, später, zumal bei den Bauernmädchen, ward es Sitte, ihn an einer Schnur zu befestigen und ihn bei festlichen Gelegenheiten umzuhängen.¹⁶⁾

Wie Plinius, der römische Patrizier, über die zum Silberspiegel greifenden Mägde sich entrüstete, so giesst die ritterlich-höfische Lyrik des Mittelalters ihres Hohnes vollgemessene Schale aus über die Bauern, die feinere Sitten sich aneignen wollen. Im zäsarischen Rom wie unter dem Druck des christlichen Feudalismus sehen wir, wie die herrschende Klasse mit Gewalt und mit den Waffen überlegener Bildung die aufkeimenden Emanzipationsversuche der Be-

¹⁴⁾ A. a. O. S. 480, 22 und 23. ¹⁵⁾ S. 99, 8. Abschnitt: Von dem regenpogen. In dem „Buch der Natur“ aus dem 15. Jahrhundert findet sich nichts Neues. Nebenbei sei bemerkt, dass Janssen I, 308/309, der in dem Abschnitt über landwirthschaftliche Litteratur diese Schrift bespricht („neben den seltsamen Sachen“, urtheilt er, „bringt es auch gute Bemerkungen über Baumzucht und Bienenzucht“) sie für eine Originalarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu halten scheint. Thatsächlich ist sie aber nur eine Uebearbeitung des Megenberg'schen Werkes. ¹⁶⁾ Schultz S. 176.

herrschten niederzuhalten sich bemühte. Mehr oder weniger bewusst kommt der Klassengegensatz zum Ausdruck. Der mittelalterliche Adel empörte sich über die Bemühungen der Bauern, an den Kulturerrungenschaften ihres Jahrhunderts Antheil zu nehmen; die ritterlichen Dichter verhöhnen das tölpelhafte Wesen der Bauern, bedeutet doch Tölpel ursprünglich nichts anderes als den aus dem Dorf Stammenden. Wer die Geschichte der sozialen Bewegungen des Mittelalters, wer namentlich den Bauernkrieg verstehen will, der mache sich mit der bauernfeindlichen Dichtung jener Zeiten (wir erinnern nur an Nithart) vertraut, sie ist ein treffliches Spiegelbild, ein guter Kommentar der damaligen Zustände.

Das städtische Bürgerthum ist nicht minder eifrig in der Durchhechelung und Verhöhnung der Bauern. Die von Keller herausgegebenen Fastnachtsspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind zum grossen Theil gegen das Landvolk gerichtet. Aus einem derselben erfahren wir, dass auch noch in jener Zeit die Bauernmädchen den Spiegel an einer Schnur trugen. Ein Stück nämlich, das Neithartspiel¹⁷⁾ genannt, führt uns Nithart und Gestalten seiner Dichtungen handelnd vor, auch die von Nithart beschriebene bekannte Tanzszene, bei welcher der Spiegel der Friederune zerbrochen wird. Im Fastnachtsspiel raubt Englmar den Spiegel. Geirschnabl sagt darauf:

„Herr Englmar, ir schnöder man
 „Ir habt schnödleich getan,
 „Das ir Fridraunn zucket dass Spiegelglas,
 „Und zerpracht die schnuor, da er an gehangen was . . .“

S. 456, V. 5—8.

Und in demselben Stück verheisst der Bauer Wagendrüssel seiner Liebsten, die sich ihm freundlich erweist:

„Hab dank, liebes, zartes gold,
 „Ich muess dir immer werden hold.
 „Ich will dir kaufen ain spiegkl klar.“

S. 402, V. 5—7.

Da diese Spiele das Leben und Treiben der zeitgenössischen Bauern schildern, mag auch das Bild nur ein Zerrbild sein, so leuchtet ein, dass noch im 15. Jahrhundert die Sitte des 13. Jahrhunderts, in dessen ersten Jahrzehnten Nithart von Rauenthal lebte, sich erhalten hat, und ferner, dass zur Zeit der Fastnachtsspiele

¹⁷⁾ Keller, Bd. XXVIII, 393 ff.

auch in bürgerlichen Kreisen der Gebrauch des Spiegels nichts weniger als ungewöhnlich war. In welcher urwüchsiger Weise oft genug das Spiegelglas in ländlichen Wohnungen angebracht gewesen sein mag, darüber belehrt uns eine angeblich von Hans Rosenplüt dem Schnepperer verfasste Gedicht: „Der Spiegel Im pech.“¹⁸⁾

„In einem dorff do sass ein man

„Als ich davon vernomen han

„Der hette ein meyt vnd einen Knecht . . .“

S. 1176.

Der Knecht will sich an der Magd, die seine Liebesanträge verschmäht, rächen.

„Er nam ein gluenden prant

„Vnd ging to tzu einer want

„Do mit pech ein spigel glass

„In die want gepichet was

„Er hielt den prant hinan

„Biss er das spigel glas gewan . . .“¹⁹⁾

S. 1177.

In der städtischen Haushaltung dieser Zeit gehörte ein Spiegel zum nothwendigen Geräth. Hans Folz der Barbier (zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts), der von Hans Sachs und Wagenseil zu den zwölf alten grossen Meistersängern gerechnet wird, ein jüngerer Zeitgenosse Rosenplüt's, hat uns in einem Gedicht: „Von Allem hausrot“²⁰⁾ ein sehr lehrreiches Verzeichniss einer kleinbürgerlichen Hauseinrichtung überliefert:

„Welch armer sich zu der ee wil lencken

„Solt sich alweg vor wol bedencken

„Was man als haben muss inss hauss

„Des ich ein teil wil ecken aus

¹⁸⁾ Keller, Bd. XXX, 1176—1179. ¹⁹⁾ Was dann weiter geschieht, kümmert uns hier nicht. Wer sich dafür interessirt, der mag das Stück nachlesen, das ihm einen Geschmack davon giebt, mit welcher derben Kost unsere Vorfahren ihre litterarischen Bedürfnisse befriedigten. Die Fastnachtsspiele haben ihre Heimath in Nürnberg, das Lokalkolorit tritt oft genug scharf hervor; damals durchlebte diese Stadt auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Handwerks ihre Glanzzeit. In diesen Fastnachtsschwänken, die der Triumphzug der tollen Posse, der offenherzigsten Zote, aber auch die gelungene Satire auf die Missstände und Schäden der Zeit sind, haben wir ein Stück Gesellschaftsgeschichte des 15. Jahrhunderts, das unbefangener und deutlicher uns Leben und Meinen des Volkes zeigt, als der Vexirspiegel der in bürgerlichem Vorurtheil befangenen Geschichtsschreibung. ²⁰⁾ Keller, XXX, 1215—1222. So hausbacken-nüchtern auch Folz der „Urväter Hausrath“ be-

„Vorerst zirt man die stuben gern
 „Peyd zu der noturfft vnd zu ern
 „Darin man nit geroten kan
 „Stul penck vnd sidel muss man han

 „Loffel saltzfas ein fligen wedel
 „Prieff an die want vnd ein losszetel
 „Leuchter lichtscher vnd ein lichtigel
 „Ein reizendt or vnd ein spigel.“

S. 1215/1216.

Wie die Glasmacherei, so ist auch die Kunst der Glasspiegel-
 macherei in Deutschland sehr alt. Wir haben eben gezeigt, wie weit
 zurück in diesem Lande gerade die Kenntniss und der Gebrauch der
 Glasspiegel mit Metallfolie reicht. Zu einer Zeit, da in Venedig,
 der Stadt, welche später die Spiegelmanufaktur zu so grosser Blüthe

schreibt, so entrollt er uns doch ein kulturgeschichtlich wichtiges, deutliches
 und sorgfältig ausgeführtes Bild des gewöhnlichen Nürnberger Bürgerhauses.
 In Küche und Keller einer petite bourgeoisie der Jetztzeit — von Handwerker-
 und Arbeiterfamilien ganz zu schweigen — ist es keinesfalls so gut bestellt.
 Lassen wir einen Theil der Vorräthe Revue passiren!

„Vort ich in die speisskamer
 „Nach anderm ding zu sehen vm
 „Die man zu der narung muss han
 „Prot kess saltz vnd schmaltz zu vor an
 „Allerley fisch mancherley fleisch
 „Vnd kuchen speiss wie sich die heisch
 „Von arbeits reis hirs kern und linsen
 „Dar mit man stet dem pauch muss zinsen
 „Auch sint zu der narung nit fel
 „Heid gerst habern vnd weizen mel
 „Von kreutern kol mangolt vnd penet
 „Salat vnd wess man sich gewenet
 „Knoblach aschlach zwiffel vnd kren
 „Senff salsen alls ich when
 „Huner enten gens fogel vnd tauben
 „Klein fogelin dar von zu clauben
 „Peid zam vnd wild auch speck vnd eyer
 „Wan man hart geret der zweyer
 „Kesskorp protkorp ein haffen pant
 „Rotruben hat man ir gewant
 „Von weichsel vnd weinber latwergen
 „Noch einss kan ich nit wol verpergen

bringen sollte, man noch keine Spiegel machen konnte, wurden deutsche Spiegel überall hin verkauft. „Dass die in Venedig verkauften Spiegel deutscher Import gewesen, beweisen die Dokumente, aus denen hervorgeht, dass bis dahin, im 13., 14. Jahrhundert die deutschen Meister das treffliche Material der Lagunen nach den Glashütten im Norden transportiren durften.“²¹⁾ Ein christlich-germanischer Windbeutel betrog im Jahre 1317 drei Venetianer, Nikolaus Cocco, Mutius de Murano und Franciscus, mit dem falschen Versprechen, ihnen das Spiegelmachen zu lehren. Er entwich, und in Venedig wusste man mit dem auf seine Veranlassung zur Spiegelfabrikation beschafften Glas nichts anzufangen, als dass man gewöhnliches daraus machte. Die so schnöde hinter's Licht Geführten geriethen in arge Bedrängniss, da sie von Schulden bedrückt wurden, und es bemerkt ausdrücklich die Urkunde, aus welcher diese Mittheilung stammt, dass das Geheimniss dem Staate sehr nützlich und dienlich gewesen wäre. Wie das Ausland in Spiegeln vorherrschte, geht u. a. auch daraus hervor, dass noch am 14. März 1498 ein Erlass den Handel mit deutschen Spiegeln und „allen, welche aus Frankreich kommen“, in Fondaco dei Tedeschi²²⁾ zu Venedig erlaubte. Der niederrheinische

„Ein puchs mit allerlei spetzerei

„Dar mit man gilpt fisch fleisch vnd prey

„Vnd was man schleckhafft haben wil

„Hie mit sei der ding auch ein zil.“ S. 1216/1217.

Uebrigens ist uns eine Umarbeitung dieses Stücks durch Hans Sachs aus dem Jahre 1544 erhalten. Vgl. auch die anschauliche Schilderung des „däftigen deutschen Hauses“ bei Janssen I, 204—206. ²¹⁾ Ilg bei Lobmeyr, S. 65, 72/73. ²²⁾ Der Fondaco oder Fontego war das Kauf- und Lagerhaus der Deutschen, das bereits 1268 seine Ordnungen erhalten hatte, zugleich das Heim der deutschen Kaufleute und die Herberge für die deutschen Pilger und Reisenden. Noch heute steht der stattliche Bau am Canal grande nahe der Rialtobrücke. Seinen Namen erhielt es von den Ladengewölben (fonteghi) der Tuchhändler, der ersten Besitzer. Es versah ähnliche Dienste wie das Gildehaus der hansischen Kaufleute in London, der Stahlhof. Als das Haus 1505 abbrannte, erbaute die Republik es auf ihre Kosten neu und besser, ein klarer Beweis für die Bedeutung des deutsch-italienischen Handels. Fischer, II, 651. Roth, I, 272. Janssen, I, 368/369. Roth giebt an, dass der Fondaco „während dem Krieg, welchen Venedig mit Kaiser Maximilian I. (um das Jahr 1518) führte“, abgebrannt sei. Das ist selbstverständlich falsch, da ja Maximilian's Kämpfe mit Venetien 1516 endeten.

Ritter Arnold von Harff, der auf seiner Pilgerfahrt im Jahre 1497 nach Venedig kam und der in lebendiger Weise das Leben und Treiben im deutschen Kaufhaus, den Handel und Wandel schildert, weiss zwar von den muranesischen Glaskünstlern, nichts aber von venedischer Spiegelmacherei zu erzählen. „Item by dessem closter vijert man in eynem kanayl ader reuijer hart buyssen die stadt zo einem kleynen steetgen Murayn genant, lijcht auch mytz in deme mer. item in dessem steetgen wonen ijdtliche gelaismacher die vss geschmoltzer esschen eyn gelass blaessen as romer ind andere gar koestliche ouvergulde geleyser, so dat (man) eyns mans kraem aldae wail geschetz wijrt off tzyen durent ducaeten.“²³⁾

Wie stand es nun mit der Technik des Belegs? Es leuchtet ein, dass die Foliirung mit Zinn, Blei u. s. w. eine unvollkommene Methode war, dass der Erfindungsgeist darauf nothwendig hingewiesen wurde, einen Beleg zu finden, welcher eine vollendetere Spiegelung ermöglichte. Wir wissen, dass der Quecksilberbeleg bis in die neueste Zeit hinein als solch vollkommener Beleg sich erwiesen hat. Seit wann kennt man, diese Frage drängt sich auf, die Methode, die Spiegelgläser mit einem Amalgam von Zinn und Quecksilber zu belegen?

Ilg²⁴⁾ sagt: „Der Quecksilberbeleg scheint erst im 14. Jahrhundert eingeführt worden zu sein.“ Eine Quelle aber für seine Behauptung giebt er nicht an.²⁵⁾ Und wir haben Gründe, welche

²³⁾ Groote l. c. S. 55, 10—17. ader = oder; reuijer = Bach, Kanal; buyssen = aussen; essch = Asche; ijdtlich = lauter. ²⁴⁾ Bei Lobmeyr S. 64. Er drückt sich 1874 vorsichtiger aus, als 1872 in den Bl. f. Kstg. S. 29, wo er ganz positiv erklärt: „Quecksilberbeleg erscheint erst im 14. Jahrhundert.“ Auch hier aber fehlt jeder Nachweis für diese Ansicht. In der „Carinthia“ a. a. O. S. 213 schreibt ein Anonymus: „Die Erfindung, Zinnplatten mit Quecksilber zu belegen und diese als Unterlage an den Glasplatten zu befestigen, wird erst Raymundus Bellius, der 1315 starb, zugeschrieben, wie er denn überhaupt als der eigentliche Erfinder der gläsernen Spiegel bezeichnet wird.“ Die Bereicherung der mittelalterlichen Schriftsteller um den sonderbaren Heiligen „Bellius“ ist eine kühne That. Der brave Verfasser des Artikels meint Raimundus Lullius! Dass dieser die Glasspiegel nicht erfunden hat, zeigt die vorausgegangene Darstellung. ²⁵⁾ Auf eine deshalb an ihn gerichtete Anfrage antwortete mir Herr Ilg: „Mit Vergnügen würde ich Ihnen auf Ihre Anfrage genaue Auskunft geben. Jedoch ich habe leider einen grossen Theil meiner damals benützten Auszüge, Collektaneen etc. nicht mehr . . . Ich finde

uns veranlassen, den Beginn der Anwendung des Quecksilberbelegs in eine bei weitem spätere Zeit zu setzen. Karmarsch (S. 540) sagt: „Die Verfertigung der mit Zinnfolie und Quecksilber belegten Glas-
spiegel wurde, wie es scheint, zuerst im 16. Jahrhundert zu Venedig
betrieben“. Es gilt dem Sachverhalt, dem Gang der Dinge in ihrer
geschichtlichen Entwicklung nachzuspüren.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts stand die venetianische Glas-
industrie auf dem Gipfelpunkt ihres Ruhmes. „Ihre Erzeugnisse“,
sagt Karl Friedrich, einer der ausgezeichnetsten Kenner der Glas-
macherei und ihrer Geschichte, „wurden zu Wasser und zu Lande
in die fernsten Gegenden verfrachtet und überall zu enormen Preisen
abgesetzt. Nur in der Spiegelfabrikation stand es hinter Deutsch-
land und Flandern noch zurück.“²⁶⁾ Da wandten sich im Jahre 1507
Andrea und Domenico Danzolo del Gallo, zwei Einwohner von Murano
bei Venedig, dem altbekannten Stammsitze der venetianischen Glas-
macher, an den Rath der Zehn mit einem Gesuch, in welchem sie
ausführen, dass „sie das Geheimniss besäßen, gute und vollkommene
Krystallglasspiegel²⁷⁾ zu machen, etwas ganz Kostbares, Besonderes
und in der ganzen Welt Unbekanntes, wenn man eine Glasfabrik
in Deutschland ausnehme, welche in Kompagnie mit einem flan-
drischen Hause das Monopol dieser Fabrikation besäße und mit
ihren Erzeugnissen alle Weltgegenden zu ungeheuren Preisen über-
schwemme.“²⁸⁾ Die findigen Muranesen forderten zum Betrieb der
Spiegelfabrikation nach deutsch-flandrischem Muster ein ausschliess-
liches Privileg auf 25 Jahre. Der Rath bewilligte ihnen ein solches
auf 20 Jahre.

Ein geheimnissvolles Dunkel ruht über dieser Weltfirma, und
es ist bis heute noch nicht gelungen, den Sitz derselben zu ermitteln.
Houdoy vermuthet, dass unter dem flandrischen Hause die Spiegel-
fabrik der Grafen von Lalaing²⁹⁾ in Flandern zu verstehen sei. Nun

auf den Quecksilberbeleg Bezügliches nichts in dem Reste alter Notizen vor . .
Auch das Gedächtniss unterstützt mich nicht mehr, da ich seitdem auf ganz
andere Forschungsgebiete gekommen bin.“ ²⁶⁾ Friedrich, Altd. Gläser, S. 9.
²⁷⁾ Krystall bedeutet im Mittelalter durchsichtig weisses Glas überhaupt, im
Gegensatz zu den gewöhnlichen Glassorten, den vetri comuni. Vgl. Ilg bei
Lobmeyr S. 73, 120. ²⁸⁾ Houdoy, p. 8. ²⁹⁾ Sie wird in einer Urkunde vom

ist nicht zu läugnen, dass, wie Houdoy nachgewiesen, die Spiegelindustrie in Flandern bereits früh geblüht hat. Einen schlagenden Beweis für seine Vermuthung aber hat er nicht erbracht. Weder er noch Ilg, noch sonst einer der Schriftsteller, die sich mit dieser Frage beschäftigten, wissen etwas über die deutsche Firma anzugeben. Aufschluss aber darüber könnte allein bieten die Geschichte der deutschen Handelsgesellschaften.

Beim Ausgang des Mittelalters herrschte das Kaufmannskapital und das Wucherkapital, und erst das 16. Jahrhundert eröffnet die Aera der kapitalistischen Produktionsweise. Der Kampf des Kapitals gegen die Feudalverfassung auf dem Lande, gegen das Zunftwesen in der Stadt zwingt zur Vereinigung, und die Morgenröthe der neuen Epoche zeigt uns die Bildung von Gesellschaften für den Betrieb gewisser Industrie- und Handelszweige. Die sogenannten „Handelsgesellschaften“ traten zur Ausbeutung bestimmter Geschäftszweige auf bestimmte Zeit zusammen und theilten im Verhältniss zu den von den einzelnen Theilnehmern eingezahlten Geldern den erzielten Gewinn. Ihr Streben ging dahin, den Markt zu beherrschen, den Handel mit nothwendigen Lebensmitteln wie mit Luxusgegenständen zu einem Monopol zu machen. Sie wurden „Aufkaufs- und Preissteigerungs-, und dadurch Volksausbeutungs-Gesellschaften in Bezug auf alle möglichen Waaren.“³⁰⁾ Marx nennt sie die Vorläufer der modernen Aktiengesellschaften. Hören wir einige Zeitgenossen! Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“³¹⁾ sagt:

„Dem soll man greifen an die Hauben
„Und ihm die Milben wohl abklauben,
„Flugfedern frisch ihm ausgerauft,
„Der heimlich in den Vorrath kauft,
„So Korn als Wein im ganzen Lande
„Und fürchtet Sünde nicht noch Schande,

7. Januar 1599 genannt, durch welche die Infantin Clara Eugenia dem Philipp de Gridolphi das Privileg auf Nachahmungen venetianischen Krystallglases verleiht. Ilg bei Lobmeyr S. 112 schreibt irrthümlich „Laitting“. ³⁰⁾ Janssen I, 395 ff. Fischer II, 653. Falke I, 123/124, 128—130, 247/248; II, 17 ff, 328 ff. Neumann S. 100 ff, 459 ff, 589 ff. ³¹⁾ Ausgabe von Karl Simrock. Berlin 1872. Kap. 93, S. 241/242. Blätschkauf = überstürzter Kauf, bei dem durch Ausnützung der Nothlage der Verkäufer geprellt wird.

„Dass nichts ein armer Mann mehr finde,
„Verhungern muss mit Weib und Kinde.
„Wenn jetzt der Wein nur zehn Pfund galt,
„Sind wir noch einen Monat alt,
„Zahlt man dafür wohl dreissig gern;
„So geschiehts mit Roggen, Weizen, Kern.
„Ich will vom Uebernutz nicht schreiben,
„Den sie mit Zins und Gülte treiben,
„Mit Leihen, Blätschkauf und mit Borgen.
„Die Juden trifft nicht so der Fluch:
„Die wissen jétzt kaum mehr zu bleiben,
„Weil Christenjuden sie vertreiben,
„Die mit dem Judenspiesse rennen;
„Ich könnte sie mit Namen nennen.
„Die treiben auch den schlimmsten Handel,
„Das Gesetz schweigt still zu solchem Wandel.“

Der Lehrer der Rechte an der Leipziger Universität Christoph Kuppener schreibt in seinem Buch vom Wucher, das im Jahre 1508 erschien:

„Furtersaltu vormerken, das ettliche kaufleute in landen vnn steten sein, dy do durch regenten eins gemeinen nutzes nicht sollen in solchen landen vnn steten geliden werden, nachdem sie mergklichen schaden bringen dem gemeinen nutze. Exemplum als do sein die reichen kaufleute oder reiche geselschaffter eines handels, die do haben gros gelt vnn gut, vnn haben die diner czu venedig, in reuszen vnn in preuszen; vnn wenn sie erfarn, das ein ware aufsteiget ader tewerbar wirt, es sey an saffran, pfeffer, getreide oder an anderer ware, so kauffen sie vber haupt solche ware czu yn auf, das sie furder solche ware den andern verkauffen mogen nach alle irem gefalle; dan solch ir furnemen sal man in landen vnn steten nicht leiden, vnn ist vnrecht, vnn beswert sere einen gemeinen nutz, vnn hat auff sich die nature monopolii.“

Die Gewinne dieser Gesellschaften waren oft geradezu kolossale.³²⁾ Die grossen Handelshäuser der Welser, der Fugger u.s.w. sind so bekannt,

³²⁾ Eine Nürnberg-Augsburger Gesellschaft unter Leitung der Augsburger Welser schickte mit einem Aufwande von 66000 Dukaten drei Schiffe nach Ostindien, die mit Gewürzen u. s. w. zurückkehrten; der Reingewinn betrug 175 0/0. Recht belehrend ist auch der Prozess des Bartolme Rem gegen die Höchstetter'sche Handlung in Augsburg im Jahre 1517. Der Augsburger Chronist Clemens Sender, ein Zeitgenosse, berichtet darüber: „Bartolme Rem,

dass es genügt, auf sie hingewiesen zu haben. Die oberdeutschen Städte mit ihrem blühenden Handel, mit ihren Faktoreien in Venedig, Burger zu Augsburg, hat zu dem Ambrosi Höchstetter und seinen Gesellschaftern fl. 900 gelegt. Die haben ihm in 6 Jahren gewonnen: fl. 33000, wie er es überschlagen und gerechnet hat.“ Höchstetter aber wollte ihm nur fl. 26000 herauszahlen. „Solche Summe Geldes hat Bartolme Rem nit wollen annehmen und hat ihn vor dem Kaiser und Fürsten des Reichs verklagt, und hat von dem Adel einen grossen Beistand gehabt, den er an sich gezogen von wegen dass er ihnen hat anzeigt sollichen überschwenglichen Gewinn der Kaufleut in so kurzer Zeit, darob sie eine Freud hatten und sagten, der Kaufleut Gewinn übertreff der Juden Wucher siebenfältig.“ Der kleine Kapitalist unterlag dem grösseren; er wurde in Augsburg eingethürmt, weil er sich der Entscheidung eines vom Rath eingesetzten Dreimänner-Schiedsgerichts, das ihm 30000 fl. zubilligte, nicht unterwerfen wollte. Er starb im Gefängniss. „Und man hätt ihn alle Tag des Gefängnisses ledig gezählt, wenn er das Geld hätt angenommen, das ihm die 3 Mann gesprochen haben . . . Das wollt er nit thun, sondern wollte fl. 33000 haben.“ Greiff S. 93. Wie reimt sich mit dieser Thatsache die ganz unbegründete Behauptung Falke's (II, 337): „Schon 1512 wurden durch ein Reichsgesetz die Handelsgesellschaften in Folge vielfacher und lebhafter Klagen verboten und ein Kaufmann Bartholomäus Reim (soll heissen: Rem), der als ein Mitglied des augsburgischen Geschäftes der Höchstätter mit verhältnissmässig sehr geringem Hauptgute ein grosses Vermögen gewonnen hatte, desswegen (!) eingekerkert.“ Nicht weil er Mitglied der Gesellschaft gewesen, sondern weil er die Rathsvorschläge nicht annahm, verfiel er in Strafe. Der Kaiser war den Höchstettern nicht feindlich. Wurde doch Rem, der zu Worms während des Reichstags Selbsthülfe übte, indem er den Rossen an zwei Höchstetter'schen Frachtwagen „die Stränge abgehauen“, von des Kaisers Fiskal in Worms „länger denn ein Jahr im Gefängniss gehalten“, und war dann nach Augsburg überführt worden. Weiteres zur Kennzeichnung der Falke'schen Genauigkeit in Anm. 41. — Die Höchstetter haben in den Bergwerken zu Schwatz in Tirol von 1511—1517 an 149770 Mark Brandsilber und 52975 Ctr. Kupfer gewonnen. Die Fugger zogen Dank unerhörtem Raubbau aus den Schwatzer Bergwerken jährlich fl. 200000; ihr Vermögen, das 1546 auf 63 Millionen Gulden sich belief, „besserte sich von Anno 1539—1546“, schreibt der Fugger'sche Sekretär Conrad Mayer, „um 13 Millionen Gulden“. Der Urahn herr der Fugger hinterliess bei seinem Tode i. J. 1409 das damals beträchtliche Vermögen von fl. 3000. Greiff S. 92, 94. — Interessant sind auch die Gewinnberechnungen im Tagebuch des Lucas Rem, des Hauptes der Firma: „Endris Rem und geselschaft“. 23 0/0, 30 0/0 Gewinn sind nichts Seltenes. Greiff, S. 32 ff. Als L. Rem noch Faktor der Welser war, gewann er in den Jahren 1505—1507: 39 0/0, 1508—1510: 15 0/0, 1511—1512: 11 0/0, 1513—1515: 16 0/0, 1516—1517: 30 0/0. A. a. O. S. 30/31.

in Antwerpen, in Lissabon, in Madeira, Venezuela sind reich an solchen Organisationen, die den *ami du commerce* in das höchste Entzücken versetzen; dass die breite Masse des Volkes die Zeche für diese Akkumulation des Kapitals bezahlen musste, kümmert ihn nicht in seiner Schwärmerei für die „Handelsfürsten“, die zu ihrer Zeit viel nüchterner beurtheilt wurden, vor allem von ihren eigenen Kollegen. Ein Augsburger Chronist³³⁾ lässt sich wie folgt vernehmen: „Es waren viel reicher Burger, die Kaufleutwaren. Die hetten gross gesellschaften mit ainander und waren reich. Aber etlich waren unter ainander untreu, sie beschissent ainander umb vil tausend gulden. Darumb so wurden die Oebresten in den Gesellschaften, die die rechnung machten, fast reich, weder die andern, die nicht bei der rechnong waren. Die aber reich wurden, die hiess man geschickt leut. Man sagt nit, dass sy so gross dieb wären.“ Der Augsburger Kaufherr Lucas Rem, der Jahrzehnte lang Faktor der Welser war, schied deshalb aus ihrem Geschäft aus, weil diese ihn betrogen hatten.³⁴⁾ Der Reichstag zu Köln, der 1512 zum ersten Mal gegen die Monopolisten von Reichswegen Beschlüsse fasste, richtete gegen dieselben nichts aus, ebenso wenig die späteren Reichstage. Kaiser und Fürsten bedurften der mächtigen Kapitalisten viel zu sehr; ihre Rätthe wurden durch kräftige „Handsalben“ beeinflusst und waren mitunter stille Theilnehmer bei diesem „Grosswucher und Schinderei“. In der „Chronika newer Geschichten“ heisst es in einem Maximilian gewidmeten Nachruf: „Der Kayser war ein herr von östreich. Er was frum und nicht von hoher vernunft, und was stets arm. Er hett in seinem land vil stett und schloss und rent und gült versetzt und verpfendt, daz er wenig auff zu heben hett. Er hett rätt, die waren laur buben, die regierten In gar. Dieselben wurden alle fast reich und der Kayser ward arm Der Kayser was den von Augsburg günstig, und besunderlich den burgern. Es waren vil kaufleut hie, die handleten mit Im Dieselben kaufleut gewunnen vil gelt an Im; denn er was frumm und hielt Inen die keff redlich. So kunnten die kaufleut woll scheren.“³⁵⁾

Diese Andeutungen mögen genügen! Wie nun, wenn auch aus

³³⁾ Greiff, S. 99/100. ³⁴⁾ Ihr Verhalten nennt er „untriulich, gefehrlich und unerber“. Siehe das Nähere l. c. S. 18/19. ³⁵⁾ Greiff, S. 100/101.

anderen Quellen, als aus dem Gesuche des Andrea und Domenico Danzolo del Gallo, der Nachweis sich führen liesse, dass es in Deutschland Handelsgesellschaften gegeben hat, die den Vertrieb von Spiegeln monopolisirt haben. Und zwar in demjenigen deutschen Kreise, der als das Paradies der Preissteigerungsgesellschaften bezeichnet werden kann, in Schwaben. Im „Weltbuch“ des Sebastian Franck (1499—1542) findet sich in dem Abschnitte, welcher Schwaben³⁶⁾ behandelt, folgende Stelle: „In (der Schwaben) handirung sunderlich der mechtigen ist nit wie vor altem, das ackerwerck sunder gesellschaftt, kauffmanschatz, vnd handwerck allerley. Die gesellschaftt seind das yr vil ein summ gelt zusammen legen, vnd alles auff kauffen, was sy an kummen, so gar das nadeln, spiegel, docken, treyd, wein, thuch etc. vnd dargegen von frembden landen vnnütze war (die sy doch alle vertheüren) in das land bringen, als seidin, sammat, muscat, nägelin, pfeffer, zimmet etc. vnd was yn der handtwercksmann gibt, kan er mit doppelt gelt nit meer von yn bringen, dar zu handeln oder wagen dise kaufleüt yre leib nit selbs oder yre selen, sunder richten alle ding durch yr darzu gedingte knecht auss, die über mör faren, vnd yren herren zu yrer zeit rechnung thun, vnd den gewinn erlegen.“³⁷⁾ Unter den heimischen, den deutschen Erzeugnissen, die von den schwäbischen Kompagnien, den „Gesellschaften Monopolia“, wie Luther sie genannt hat, in Masse aufgekauft und für welche ausländische Waaren eingeführt werden, nennt Sebastian Franck ausdrücklich die Spiegel. Die venetianische Urkunde spricht von einer

³⁶⁾ Er bestimmt es geographisch folgendermassen: „Schwaben land ein prouinz Germania von auffgang dz Beierland vom nidergang das Elsass vnd den Rhein, von mittag das gebürg mit den Italien, von mitternacht das Franckenland habende.“ S. 52b. Nicht übel ist die Charakteristik der Fehler deutscher Stämme, wie sie im Sprichwort seiner Zeit geläufig war: „Schwaben landt gibt huren gnug, Francken landt raubet und bettler gnug, Böhem ketzer, Beyer dieb, Schweitzerland hencker, Sachsen sauffer, & Rhein frässig, Friesen land vnd die Westualer, treüwloss oder meyneydig.“ S. 53 b. ³⁷⁾ A. a. O. S. 53a. Janssen, der (I, 401) diese Stelle zum Theil anführt, zitirt — ein verzeihlicher Irrthum — S. 153a. Siehe auch Fischer II, 652, der erzählt, leider ohne eine Quelle anzugeben, dass die oberdeutschen Städte zu Anfang des 16. Jahrhunderts „kostbare Spiegelgläser“ nach Antwerpen geschickt haben. Um dieselbe Zeit handelte die gemeine deutsche Hansa von Moskau aus nach der Tartarei mit Spiegeln; ebendasselbst S. 577.

„deutschen Glasfabrik“. Wir wissen, das die Glasmacherei in Deutschland sehr alt ist; vielleicht waren es die Glashütten des bayerisch-böhmischen Waldes, welche in den Bannkreis der Spiegelmonopologesellschaft gehörten. Eine Spur ist mindestens gefunden, die uns auf das Domizil der Weltfirma hinweist. War dasselbe etwa Augsburg? Kaum nöthig ist es, ausdrücklich hervorzuheben, dass das, was hier über diesen letzten Punkt ausgesprochen wird, nur eine Hypothese ist, einzig und allein den Anspruch macht, nicht etwa Gewisses, aber doch etwas zu geben, was möglich, was nicht gerade unwahrscheinlich ist. Wir haben bereits das reiche Handelshaus der Höchstetter in Augsburg genannt. Der Chronist Clemens Sender erzählt: „Zu ihm (Ambrosi Höchstetter, dem Chef der Firma) haben Fürsten, Grafen, Edel, Burger, Bauern, Dienstknecht und Dienstmägd ihr Geld, was sie haben gehabt, zu ihm gelegt und von dem Hundert genommen fl. 5. Menge Baurnknecht, und die nit mehr gehabt denn fl. 10, die haben es ihm in sein Gesellschaft geben, haben gemeint, es sei Ihnen ganz wol behalten und haben darzuo eine jährliche Nutzung. — Dieser Höchstetter hat eine Zeitlang in seiner Gesellschaft eine Million Gulden verzinset. (Die gemein Sag ist gewesen, er lüge gern.) Kein Mensch hat gewusst, dass er so viel Geld verzinset hat, und ist ein guter Christ gewesen und ganz wider die Lutherei. Aber mit seiner Kaufmannschaft hat er oft den gemeinen Nutz und armen Mann druckt, nit allain mit grosser namhafter guet und waare, sondern auch mit schlechter, kleiner waar. Er hat die Eschenholz bei gutem Weg aufkauft und wann böser Weg ist gewesen, zu Markt geführt, desgleichen Wein und Korn, und die Saiten auf die Lauten gespannt, und hat oft eine ganze waar mit einander aufkauft, theurer, denn es werth ist gewesen, damit er die anderen Kaufleut nach Gefallen druck, die solches nit vermögt haben. Darnach hat er in die Waar ein Aufschlag in allen Landen darin gemacht und sie verkauft nach seinem willen. Kein Kaufmann hat mit fl. 50000 oder fl. 100000 nichts gegen ihn können handeln, dann er hat gewonnen, was er gewolt hat —“³⁸⁾ Daraus erhellt, dass Höchstetter ein regelrechter Monopolist und Finanzspekulant war, dessen geschäft-

³⁸⁾ Greiff, S. 95/96.

liche Unternehmungen auf grosser Stufenleiter betrieben wurden. Dass er im Fondaco dei Tedeschi seine Niederlage und seine Diener gehabt hat und dass er nach dem Jahre 1503 oder 1504 im flandrischen Antwerpen eine Faktorei eingerichtet hat, dafür zeugt Guicciardini in seiner „Niederlands-Beschreibung“: „Das merklichst Zunehmen, welches Antorf (Antwerpen) gross, herrlich und berühmt gemacht, hat angefangen ungefähr um's Jahr 1503 und 1504, als die Portugiesen kurz zuvor mit wunderbarerlicher Schifffahrt und Bereitschaft Calicut überfallen und mit demselben König eine Vergleichung gemacht, alsdann die Specerei und Droguerei aus India in Portugal und folgend in die Märkt und Messen dieser Stadt (Antwerpen) zu führen an-gefangen; welche Specerei und Droguerei zuvor auf dem rothen Meer gen Baruti und Alexandria zu führen im Brauch gewesen, und von dannen durch die Venetianer nach Venedig gebracht und darnach in Italien, Frankreich, Deutschland und andere Länder dort und dahin in der Christenheit verführet worden. Demnach aber die Portugiesen diesen Gewerb daher (nach Antwerpen) gewendet, hat der königliche Faktor, den der König gen Antorf gesetzt, allgemach an sich gezogen die Deutschen und erstlich die Fugger, Welser, Höchstetter.“³⁹⁾ Höchstetter gründete, wie die anderen Augsburger Handelspotentaten nach den Jahren 1503 und 1504 ein Zweiggeschäft in der Stadt Flanderns, die durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien zu ihrer grossartigen Stellung als Mittelort des Welthandels emporgehoben wurde und rasch den alten Ruhm des Stapelplatzes Brügge erbleichen machte. Hier war der richtige Ort, um die Welt mit irgend einer Waare zu „überschwemmen“; war Antwerpen doch damals „der Knotenpunkt und Hauptmarkt des gesammten Welthandels im nordwestlichen und nordöstlichen Europa und der Platz, über welchen alle Waarensendungen von den nördlichen und westlichen europäischen Meeren in das Innere Europas vermittelt wurden.“⁴⁰⁾ Der Verkehrsweg Lissabon-Antwerpen war eine der Hauptadern, durch welche der Weltverkehr zirkulirte; „deshalb hatten dieselben Handelshäuser, welche in Lissabon Faktoren und Filialhandlungen hielten, dergleichen auch in Antwerpen; die Behaim und Hirsvogel, die Fugger und Welser, die Höchstetter, die

³⁹⁾ Zitirt bei Greiff, S. 86/87. ⁴⁰⁾ Falke II, 43.

Manelich und Altstetter finden wir ebenso ansässig und thätig in Antwerpen wie in Lissabon“.⁴¹⁾ Ambrosi Höchstetter aber verfiel dem Schicksal so mancher Kapitalmagnaten, er spekulierte falsch und riss durch seinen betrügerischen Bankerott Viele in's Unglück. Als eine der Hauptursachen seines Sturzes meldet die Chronik Sender's: „Ambrosi Höchstetter hat in allen Königreichen und Landen das Quecksilber aufkauft, theurer denn der gemein Kauf war um fl. 8, damit er durch diese Listigkeit die andern Kaufleut drückte. Da er nun das Quecksilber gar in sein Hand het bracht, gab er ein Zentner

⁴¹⁾ Ebdselbst. Nur nebenbei sei bemerkt, dass für die Druckfehler, an denen sein Buch reich ist, und für die Angaben seiner Quellen, die er bisweilen mit stupender Oberflächlichkeit abschreibt, Falke keinen Falkenblick gehabt hat. So lässt er (II, 41) mit Roth (II, 288) den französischen König Franz II. 1548 einen Freiheitsbrief an Augsburg, Nürnberg etc. ertheilen. Roth, der den französischen Text mittheilt, hat aus 1584 („L'An Mil cinq cens quatre Vingt huit“. S. 291.) 1548 gemacht. Falke beruft sich ausdrücklich auf den Freiheitsbrief, „den Roth in seiner Handelsgeschichte von Nürnberg uns vollständig mittheilt“. „Uns“ ist es nicht eingefallen, dass 1548 Heinrich II. regierte, und „wir“ haben auch nicht das Studium der Quellen auf die Durchsicht dieser interessanten Urkunde ausgedehnt. Mit derselben Genauigkeit erzählt Falke (II, 55), dass Leipzig für die ihm von Maximilian I. 1507 gegebene Bestätigung seiner drei Messen „sich 1507 eine Bestätigungsbulle von Leo X. auswirkte“. Dass nach der landläufigen Geschichtsauffassung 1507 Julius II. die Tiara trug, kümmert „uns“ nicht. Falke hat den Friedrich Christoph Jonathan Fischer (II, 660) ausgeschrieben und in staunenswerther Weise missverstanden, der a. a. O. sagt: So wirkte es (Leipzig) vom Pabste Leo X. eine Bestätigungsbulle des kaiserlichen Privilegiums von 1507 aus.“ Das heisst also des 1507 ertheilten Privilegiums; und in einer eigenen Anmerkung (f) fügt er ausdrücklich Jahr und Datum der Bulle und seine Quelle hinzu: „de dato 6. Dec. 1514, ap. Leuber. n. 1665“. Falke's meertiefe Gründlichkeit giebt sich aber mit solchen Kleinigkeiten nicht ab. Um so erfreulicher ist seine schöpferische Thätigkeit auf naturgeschichtlichem Gebiete: die Zoologen werden mit Erstaunen erfahren, dass er die Walthiere zu den Fischen rechnet. „Der Fischreichthum dieser Meere, der pommerschen, schwedischen und norwegischen wird oft und stets mit Staunen erwähnt Die Fülle von Fischen jeder Gattung, von Wallfischen, Lachsen, Walen, Salmen, Häringen u. a. . . . führten zum Fischfang schon im 11. und 12. Jahrhundert ganze Flotten an die slawischen und dänischen Küsten.“ I, 208/209. Dafür verdankt man es seiner Deutschthümelei, dass er voll unbewusster Ironie (II, 153) Deutschland das „Reich der Mitte“ nennt. — — —

um fl. 14. Da gab Gott zu, dass der Kaiser in Hispania und der König in Ungarn Quecksilber in grosser Menge fanden, und der Höchstetter het um fl. 200000 Quecksilber aufkauft. Daran must er den dritten Theil verlieren.“ Verschiedene andere Umstände, so die rasende Verschwendungssucht seiner Söhne, kam hinzu, es erfolgte der „run at the bank“, und das Haus Höchstetter fallirte im Jahre 1529 mit der für damalige Zeit ganz gewaltigen Summe von fl. 800000. Der alte Höchstetter starb „in den Eisen“, im Gefängniss.⁴²⁾

Vielleicht ist der Grossunternehmer Höchstetter, der Quecksilberspekulant,⁴³⁾ von dem wir zwar nicht wissen, dass er Glas-

⁴²⁾ Den Reichsfürsten war dieser Sturz der Ordnungsstütze und Vorläufers der Spitzeder sehr unangenehm. Der ewig in Finanznoth befindliche Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, erzählt der bissige Conventual des Benediktinerstifts zu St. Ulrich und Afra in Augsburg, „hat den Höchstetter zu einem Beistand geschickt Doktor Zott, und Herzog Wilhelm von Bayern Doktor Augustin Losch, seinen Kanzler, dass sie die Höchstetter und die Gläubiger miteinander verrichten und der Gefängnuss ledig wurden. Da hat aber nichts können ausgericht werden, ohne ziemliche Bezahlung.“ Infolge des Höchstetter'schen Falliments und einiger anderer, die ihm folgten, sah sich der Rath der Stadt veranlasst, 1538 unter dem Barfüsserthor einen Schuldthurm zu bauen. Ein Chronist („Grosses Zeitbuch“) fertigt diese Posse der „Ehrbarkeit“ bündig und treffend ab: „Aber er ist noch nie gebraucht worden. Man war zu derselben Zeit zornig, aber es ging gnädiglichen ab. Es wär Schad um die Schelmen, die erbern Leuten das Ihr also schändlich enttragen; darnach wenn sie fallirt haben, sind sie reicher dann vor. Aber es beissen selten die Wölfe ainander.“ (Bei Greiff l. c. S. 98.) Der Mann kannte seine grossbürgerlichen Pappenheimer. Ils sont bien à leur aise depuis leur faillite.

⁴³⁾ Uebrigens ist Quecksilber bereits im 14. Jahrhundert ein nicht unbedeutender Handelsartikel gewesen. Conrad von Megenberg bezeugt uns (a. a. O. S. 476/477), dass „goldsmid und gesmeidkünstler“ es verwendet haben; die Goldschmiede gebrauchten es zu der schon den Alten bekannten, von Plinius beschriebenen Feuervergoldung mittelst Goldamalgams u. s. w. Aus dem Handelsprivileg, das Herzog Johann III. von Brabant der Hansa im Jahre 1315 ertheilte, ergibt sich, dass dieselbe schon damals Quecksilber nach den Niederlanden brachte: es musste an Zollabgabe „vom Sacke oder der Maasse Quecksilber“ 4 Pfennige geleistet werden. Fischer II, 217. Durch die Bezeichnung: „Sack oder Maasse“ erfahren wir, dass bereits damals die doppelte Verpackung des Quecksilbers, entweder in Lederbeuteln oder in Krügen, gebräuchlich war, eine Thatsache, die nicht allgemein bekannt sein dürfte. In einem altenglischen Gedichte aus dem Jahre 1430 wird in einem ausführlichen Verzeichniss der

hütten besessen hat, wohl aber, dass er Gewerker der Erzgruben zu Schwaz gewesen ist, wo nachgewiesenermaassen damals auch Glas erzeugt wurde (Ilg bei Lobmeyr S. 111), vielleicht, sagen wir, ist dieses vielseitige Finanzgenie der Leiter der Gesellschaft gewesen, welche nach dem Zeugniß der Danzolo del Gallo den Krystallspiegelhandel monopolisirt hat. Es ist möglich, dass er nach Errichtung der Antwerpener Filiale sich mit einem flandrischen Geschäftshause zur ausgedehntesten Ausbeutung dieses Erwerbszweiges vereinigt hat; es ist auch möglich, dass die venetianische Urkunde die Antwerpener Faktorei, die Filiale Höchstetter's irrthümlich für ein selbständiges Haus gehalten hat, vorausgesetzt immer, dass wirklich Höchstetter der Spiegelkönig im Anfang des 16. Jahrhunderts war. Hat etwa Höchstetter Glas und Quecksilber geliefert und das flandrische Haus die Herstellung der Spiegel übernommen? Sollte sich diese letztere Annahme bestätigen, so wäre eine Verbindung zwischen dieser und der Houdoy'schen Hypothese, dass die Lalaing'sche Spiegelfabrik das „flandrische Haus“ gewesen, nicht unangebracht. Um die Zeit etwa, in welcher die Höchstetter ihre Niederlage in Antwerpen etabliren, im Jahre 1507, erscheint das Gesuch der beiden Muranesen. Dass die Höchstetter mit Venedig in Geschäftsverbindungen gestanden haben, wissen wir aus Guicciardini; und auch ohnedem ist es bei dem innigen Verkehr zwischen den Augsburger Kaufherren und der Lagunenstadt sinnenklar, dass auch jener in Fondaco sein Lager gehabt hat. Wie Andrea und Domenico Danzolo del Gallo hinter das

jährlich nach Brügge verführten Waaren das von Spanien aus dorthin importirte Quecksilber genannt. Ebdsbst. S. 448. In Nürnberg verdarb 1465 ein Anthoni Paumgartner, der dem Herzog von Sachsen 300000 fl. für Quecksilberschuldig war. Er bat um sicheres Geleit, ward aber des Raths entsetzt. Roth II, 132 Anm. 2. Greiff, S. 107. Die Handelsverzeichnisse aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeigen als einen Einfuhrartikel der oberdeutschen Städte auf den Antwerpener Markt gleichfalls Quecksilber. Ebdsbst. S. 652. Lucas Rem erzählt aus der Zeit, da er Lieger der Welser'schen Compagnie war: „Die zeit ich in Portugal was, vom 8. May 1503 bis 27. Septbr. 1508 underfong ich mich on mas gross und fil hendel, mit verkaufen kupfer, pley, Zinober, Kecksilber“ Bei Greiff, S. 9. Ferner bemerkt er bei Gelegenheit einer „hapt Rechnung“ im Jahr 1530: „Daz ist und kan noch nit so bald gerechnet werden, um der Spanischen schuld und Kecksilber etc.“ Ebdsbst. S. 37.

Geheimniss, die „*cossa preciosa et singular*“, Krystallspiegel zu machen, gekommen sind, wissen wir nicht. Die Vermuthung liegt nahe, dass entweder Arbeiter der deutsch-flandrischen Fabrik in ihre Dienste getreten sind, oder dass sie durch eine List sich das Geheimniss verschafft haben.⁴⁴⁾ Möglich ist es auch, dass sie selbständig die Herstellungsweise entdeckt haben, doch scheint mir dies aus der oben angeführten Urkunde nicht hervorzugehen: sie dürften sonst den Mund doch wohl noch voller genommen haben. Nun ist es eine nicht zu unterschätzende Thatsache, dass die venetianische Spiegelmanufaktur erst um die Zeit sich grossartig zu entfalten begann, als das Haus Höchstetter in Augsburg zusammengebrochen war. Nesbitt, ein gründlicher Forscher, der an Ort und Stelle Quellenstudien gemacht hat, sagt ausdrücklich, dass nachdem im Jahre 1528 in Venedig die Kunst, Glasperlen mittelst der Pfeife herzustellen, erfunden worden sei, „um dieselbe Zeit (*about the same time*)“ das Glasspiegelmachen bedeutend verbessert worden ist, besonders durch einen gewissen Vincenzo Roder.“⁴⁵⁾ 1529 Bankrott der Höchstetter, und um dieselbe Zeit etwa der Aufschwung der Spiegelmacherei in Venedig! Vincenzo Roder ist offenbar ein Deutscher, vielleicht ein Meister,

⁴⁴⁾ So gingen, trotzdem das Gesetz es strenge verbot, im 15., 16., 17. Jahrhundert venetianische Glaskünstler in andere italienische Städte und in's Ausland, um dort gegen reichen Entgelt ihre Kunst zu lehren und Glasmanufakturen zu errichten. So rief Heinrich II. Theseo Mutio nach Frankreich, so erhält 1623 in den Niederlanden Antonio Miotti, ein venetianischer Edelmann aus der altberühmten Glasmacherfamilie der Miotti, von Philipp II. ein Privileg und erbaut Glashütten in Brüssel und Namur. Warum sollen also, da ja überhaupt Deutschland im Mittelalter stets seine Hände in der venetianischen Glasindustrie hatte, nicht deutsche Arbeiter das Geheimniss nach Venedig getragen haben? Dass die unternehmungslustigen Venetianer sich auf industrielle Kriegslisten verstanden, beweist folgende Thatsache. Der Muranese Giuseppe Briati (gestorben 1772) begab sich nach Böhmen, um die neuen Fabrikationsweisen der dortigen Glasmacherei, welche den Ruhm Venedigs verdunkelt hatte, kennen zu lernen. Er trat als Hausknecht in ein Geschäft ein, und nach dreijährigem Aufenthalt kehrte der Schlaue genügend unterrichtet nach Venedig zurück, dessen Glasindustrie ihm thatsächlich einen neuen kurzen Aufschwung verdankte. Vgl. Friedrich, Altd. Gl. S. 17, 19, 20. ⁴⁵⁾ Nesbitt, Catalogue of the collection of glass, formed by Felix Slade, with notes on the history of glass making. 1871, S. XLI. Ilg bei Lobmeyr, S. 73 und 318 nennt Roder fälschlich „Redor“ S. 64/65 sagt

welcher nach dem Bankerott seines deutschen Hauses in Venedig ein neues Feld für seine Thätigkeit gefunden hat. Die Besitzer des ersten Privilegs, die Andrea und Domenico Danzolo del Gallo waren nicht im Stande, einen Umschwung sofort herbeizuführen, sei es dass es ihnen an Betriebskapital gebrach, sei es dass sie in alle Geheimnisse und Kunstgriffe der deutsch-flandrischen Technik doch nicht eingedrungen waren, und dass erst Vincenzo Roder die für Venedig so glückliche Umwälzung durchgeführt hat. Im Jahre 1564 gab es eine Zunft der *specchiaj* (Spiegler) mit eigenen Satzungen und Privilegien, deren Veröffentlichung, schon um dieselben mit den deutschen Spieglerzunftrollen zu vergleichen, sehr wünschenswerth wäre.

Mag man meiner Conjectur zustimmen oder nicht, so steht doch mindestens zweifellos fest, dass die in Venedig durch Andrea und Domenico Danzolo del Gallo eingeführte Fabrikationsweise von Krystallglasspiegeln bereits längere Zeit vorher von einem deutsch-flandrischen Hause geübt und monopolisirt worden ist.

Nach dem Jahre 1507 aber und in Venedig finden wir geschichtlich nachweisbar den Quecksilberbeleg. Der Neapolitaner Johannes Porta (geboren 1540 oder 1541) in seiner *Magia naturalis*,⁴⁶⁾ die er angeblich bereits in seinem 15. Lebensjahre veröffentlicht haben soll, (sicher ist, dass sie 1558 in Neapel aufgelegt wurde) giebt, meines Wissens zum ersten Male, ausführlichere Nachricht über quecksilberbelegte Spiegel. Er erzählt, dass er gesehen habe, „wie in Venedig gläserne Spiegel gemacht werden“. „Nachdem,

er: „Von grossen Spiegeln spricht in Italien erst das Manuskript: *Segreti per colori*, in der Bibliothek von S. Salvatore in Bologna, Nr. 165, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, offenbar sind hier schon venetianische gemeint“. Was auch als eine Bestätigung des oben Ausgeführten betrachtet werden kann.

⁴⁶⁾ Lib. XVII, cap. 22, p. 618/619: „*Vitrea specula vel crystallina ubi plana et adaequata fuerint, quantitatis eiusdem artifex stanneam efficit bracteam planam et tenuem, qua poterit diligentia Inde supra hanc bracteam vivum argentum pede leporino extricabis ut tota argentea videatur, et ubi in superficie haerere cernes, supra albam et mundam papyrum impones et supra speculum, sed serius lineo panno extersum et perpolitum, nam si manibus contrectas, bractea non adhaeret ei, sinistra manu speculum premas, dextra papyrum subtrahas et coeat, supra pondere imposito, aliquibus horis immorari sinito.*“ P. 619 beschreibt er den Quecksilberbeleg concaver Spiegel. Vgl. auch Beckmann S. 524, Vogel S. 476.

erzählt er, die gläsernen oder krystallinen Spiegel eben und gleichmässig gemacht worden sind, schlägt der Künstler mit grösstmöglicher Sorgfalt ein ebenes und dünnes Zinnblech von gleicher Grösse aus Dieses Zinn wird mit Quecksilber übergossen und mit einer Hasenpfote eingerieben, so dass die Zinnfolie ganz silbern zu sein scheint. Sobald man sieht, dass es auf der Oberfläche haftet, legt man ein Stück weisses und reines Papier darüber, und darüber das vorher mit einem leinenen Lappen abgewischte und geputzte Glas. Denn wenn man es mit den Händen berührt, haftet die Folie nicht am Glase. Darauf drückt man mit der linken Hand dasselbe auf, während man mit der rechten das zwischen dem Zinn und Glase liegende Papier herauszieht und die Spiegelplatte mit Gewichten beschwert, die man einige Stunden liegen lässt.“ Das ist eine, zwar mancherlei technisch wichtige Handgriffe nicht erwähnende, trotz alledem aber im Grossen und Ganzen richtige Beschreibung, wie Glaspiegel mit einem Amalgam von Zinn und Quecksilber belegt werden.

Hören wir noch einen Zeitgenossen Porta's, den Kanonikus am Lateran Thomas Garzoni (1549 — 1589). In seiner berühmten „Piazza universale“, erschienen 1585 in Venedig, lesen wir: „Die Spiegelgläser müssen auch ihre gebührliche Dicke haben, denn dieweil sie durchsichtig seynd, vnd das ganze Liecht, so dafür kompt, annehmen, so möchte dasselbige ohne Reflexion leichtlich gantz hindurch dringen, wenn es nicht durch eine gebührliche und proportionirte Dicke wirdt uffgehalten: derhalben sie auch auff der einen Seitten mit einer dunkelen Materia werden bekleydet, wie man an den geringen vnnnd gemeinen Gläsern Spiegeln, so hinden mit Bley vberzogen, siehet“.⁴⁷⁾ Bei dem Artikel des Massenverbrauchs, billigen und geringwerthigen Spiegeln, wie sie das Volk kaufte, herrschte demnach damals noch der Bleibeleag vor. Im Gegensatz dazu stehen die „Krystalline Spiegel, die von Muran kommen“.⁴⁸⁾ Er beschreibt die Herstellung der Glasplatten und fährt dann fort: „Wenn sie also bereytet, kauffen sie die Spiegelmacher, machen sie recht viereckicht, vnnnd setzen ebenmässig einen Stein (zum Poliren) darauff, wie zuvor von den stählinen Blättern gemeldet worden. Zum reiben aber brauchen sie

⁴⁷⁾ Hundert vnd Vierzigster Discurs. Vom Spiegelmachen vnd Polieren. S. 1023. ⁴⁸⁾ L. c. S. 1027.

eine glatte eyserne Taffel, vnd einen Sand, so von Vincentia gebracht wird, darnach polirt man sie wie die vorigen. Endlich legen sie ein zinnerne Blatt so dick als ein Regalpapier auff einen glatten vnd flachen Stein, biss es allenthalben wol damit bedeket, setzen den Spiegel an einem Ende flachlich darauff, vmdrucken allgemach damit fortan, biss er gantz darauff kompt, vnd lassen ihn also eine zeitlang liegen, so hält sich das Quecksilber vest daran, vnd ist also auch diese Arbeit verrichtet, dieses werden krystalline Spiegel genannt, vnd seind sehr schön“.⁴⁹⁾

Diese Krystallglasspiegel, des Porta specula crystallina, Garzoni's „Krystalline Spiegel“ sind also eine venetianische Spezialität. Durch die Güte des Glases, wie es die durch jahrhundertlange Erfahrungen geschulten muranesischen Glaskünstler so ausgezeichnet zu bereiten verstanden, und durch den Quecksilberbeleg unterscheiden sie sich auf's schärfste von den übrigen Erzeugnissen der damaligen Spiegelmanufaktur. Das sind die „guten und vollkommenen Krystallglasspiegel“, die uns in dem Gesuch des Andrea und Domenico Danzolo del Gallo aus dem Jahre 1507 begegnen, dieselben Spiegel, deren Erzeugung bis zu diesem Jahre das monopolistisch ausgebeutete Geschäftsgeheimniss jenes deutsch-flandrischen Hauses gewesen ist. Wir haben gesehen, wie schon in früheren Jahrhunderten die Venetianer den Deutschen gar gern die Kunst des Spiegelmachens abgelernt hätten, wir wissen, dass der venetianische Markt mit ausländischen Spiegeln vorzüglich aus Deutschland und Frankreich beschickt wurde, wir wissen, dass noch im Jahre 1498 im Fondaco dei Tedeschi der Handel mit deutschen und französischen Spiegeln durch Erlass des Senats ausdrücklich gestattet wurde, was bei der ausgeprägten Schutzzollpolitik der Regierung sicherlich nicht geschehen wäre, wenn in Venedig selbst der Bedarf irgendwie ausreichend durch heimische Produktion hätte gedeckt werden können, wir wissen aus der so oft schon erwähnten Urkunde des Jahres 1507, dass bis dahin in Venedig keine Krystallglasspiegel gemacht, ja dass dieselben nur von Einer Fabrik erzeugt wurden; wir wissen ferner durch das Zeugniß Porta's, der Augenzeuge⁵⁰⁾ gewesen ist, und durch den gleichfalls

⁴⁹⁾ S. 1028. ⁵⁰⁾ Er sagt l. c. (siehe Anm. 46) ausdrücklich: Wir haben gesehen („vidimus“), wie in Venedig diese Spiegel gemacht wurden etc.

glaubwürdigen Garzoni, wie diese Krystallspiegel gemacht, wie und mit welchem Material sie belegt worden sind. Es ist deshalb der Schluss durchaus gerechtfertigt, dass der Quecksilber-Spiegelbeleg deutsch-flandrischen Ursprungs ist, und da jenes Haus um 1507 schon blühte, so ist es sicher, dass das Belegen mit Quecksilber bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts, und da ja die Monopolfirma doch wohl nicht mit einem Schlage ihre Weltstellung erobert hat, möglicherweise schon Ende des 15. Jahrhunderts geübt worden ist. Und damit hat die moderne Produktionsweise ihren Einzug gehalten. Das deutsch-flandrische Haus ist verschollen. In Venedig sah das 16. Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung der Spiegelindustrie, wurde sie doch selbst in Deutschland als Vorbild angesehen⁵¹⁾, während in Deutschland sich nur die mittelalterlichen Fabrikationsweisen erhalten zu haben scheinen.

Da haben wir den alten Bleibeleg. Garzoni gedenkt desselben, wie oben berichtet, da wo er von den ordinären Spiegeln spricht. Dass die bleibelegten Spiegel noch bis tief in das 16. Jahrhundert hinein eine grosse Rolle gespielt haben, dafür liegt bei Johannes Mathesius⁵²⁾ in seiner „Sarepta“ ein vollgültiges Zeugnis vor. Und zwar sind es besonders zwei Stellen in der XV. Predigt: „Vom Glassmachen“, welche hierbei in Frage kommen. Die erste lautet: „Es

⁵¹⁾ Friedrich, Altd. Gl. S. 23. Girolamo Magagnati von Murano erhält ein Privilegium auf die Erzeugung von Spiegelgläsern nach eigener Erfindung am 11. Februar 1554. Ilg bei Lobmeyr S. 99. In der Natur der Sache liegt es, dass nach Eröffnung der neuen Bahn ein reger Wettstreit sich entfaltete, um neue Verbesserungen, um einen vervollkommneteren Arbeitsprozess und billigeres Produzieren zu erzielen. Die Geschichte der Gewerbe weist auf jedem Blatt diese Erscheinung nach. ⁵²⁾ Schüler Luther's (geb. 1504, gest. 1568), wollte ursprünglich Bergmann werden, wirkte als Prediger in dem durch seinen Bergbau hochberühmten Joachimsthal in Böhmen. Sein Buch „Sarepta“, eine Reihe an Bergleute gehaltene Predigten, ist eine reiche Fundgrube für die Sprachwissenschaft und für die Geschichte der Montanindustrie. Sehr wichtige Nachrichten über die Organisation, die Löhne und Lebensverhältnisse der Bergleute enthält dies Werk. Dasselbe sticht auf das Vortheilhafteste ab gegen des Mathesius Lutherbiographie. In letzterer Schrift zeigt er sich als auf die Worte des Meisters schwörender kindergläubig-fanaticher Parteigänger, der uns z. B. getreulich berichtet, wie, wo und wann „dieser fromme alte Herr“ den Teufel gesehen hat.

waren die silbern Spiegel etwan sehr gemein, wie die silbernen leppel in den Mitternachtischen landern, als Plinius schreibet, vnd die alten haben stehlern Spiegel geführet, wie man nun auch auss vermengten zihn und kupffer blantzlen geusset vnd schön Spiegel machet. So können wir nicht gewiss sagen, ob Esaia Spiegel glesern gewesen, vnd auff einen seiten mit Bley vberzogen, damit das glas einen widerschein geben konde.“⁵³⁾ Für Mathesius, der übrigens gleichzeitig den Gebrauch von Metallspiegeln im 16. Jahrhundert feststellt, „blantzlen auss vermengten zihn vnd kupffer“, wie sie noch heutzutage zu astronomischen und physikalischen Zwecken benutzt werden, für Mathesius also scheint es selbstverständlich, dass die Glasspiegel einen Bleibeleag hatten. Dies wird uns durch die zweite Stelle bestätigt: „Gleserne Spiegel haben auch jr Eigenschafft, wenn die glass auff einer seiten mit bley vergossen sind, dass sie menschen angesicht abbilden, vnd gleich in eim nu eine contrafactur vnd ebenbild, vnd viel wunderdings fürstellen. Ich rede hier allein von glesern spiegeln, denn was man mit eben, holen, vnd rundten fewr spiegeln für wunder stifften, vnd mit abgeecketen vnd lengelten spiegeln auss christallglass für seltzam ebenthewer treiben könne, lisset man bei denen, die von allerlei subtilitäten geschrieben haben“.⁵⁴⁾ Wiederum betont er ganz ausdrücklich, dass die Glasspiegel „mit bley vbergossen sind“⁵⁵⁾; er hat die als Hausgeräth im allgemeinen Gebrauch sich findenden Spiegel im Auge im Gegensatze zu den Spiegeln, welche zu verschiedenen optischen Versuchen und zu physikalischen Spielereien verwendet wurden. Ob er unter den Spiegeln „aus christallglass“ die venetianischen verstanden hat? Das Glas zu den mit Blei foliirten Spiegeln kam doch wohl aus den alten Glashütten des bayerisch-böhmischen Waldgebirgs. Von der Anwendung des Quecksilbers zum Belegen der Spiegel sagt er, der so gründliche Kenner des Hüttenwesens und Bergbaus, keine Silbe, so oft er auch das Quecksilber

⁵³⁾ A. a. O. Fol. 269. Blantzlen = Platten. Jesaia 3,23 wird unter anderem Frauenschmuck auch der Spiegel erwähnt. — Natürlich waren dies Metall- oder Obsidianspiegel. ⁵⁴⁾ Fol. 279. Contrafactur = Abbild, Conterfei, fewr spiegel = Brennspiegel. ⁵⁵⁾ Das Verfahren war einfach genug. Das geschmolzene Blei wurde über die aus dem Streckofen gekommene noch heisse Glastafel gegossen. Vogel a. a. O. S. 474.

erwähnt.⁵⁶⁾ Mathesius war fachmännisch durch und durch gebildet, und gerade die Glasindustrie hatte er eingehend studirt, was Friedrich in seinem schönen, von uns bereits mehrfach angezogenen Buche: „Die altdeutschen Gläser“ gebührend gewürdigt hat. So lässt sich für Deutschland im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die häufige, gewohnheitsmässige Anwendung der bleibelekten Spiegel als wohlbegründete Thatsache nachweisen.

Noch eine andere Gattung Glasspiegel wurde in Deutschland hergestellt, die ausdrücklich als ein Deutschland eigenthümliches Erzeugniss bezeichnet wird. Porta hat einen Abschnitt: Wie man gewölbte Spiegel macht. Derselbe lautet: „Man mache eine gläserne Kugel, aber aus reinem und möglichst bläschenfreiem Glas, wie die Retorten, und durch die Pfeife, mit welcher sie geblasen worden ist, führe man folgende Flüssigkeitsmischung ein: Antimon und Blei, das Antimon aber muss zwei bis drei Mal flüssig gemacht und gereinigt werden, ferner führe man Colophonium ein. Man schwenke nun die Mischung in der Höhlung um, entferne das übrig Gebliebene, und in dieser Weise werden die erhabenen deutschen Spiegel gemacht“.⁵⁷⁾ Garzoni sagt im Anschluss an seine Angaben über die Produktionsweise der venetianischen Krystallglasspiegel: „Die gemeine schlechte Spiegel, so in Teutschland vnder dem gemeinen Mann bräuchlich, erfordern nicht so grosse Mühe vnd Fleiss, dann wann die gläserne Kugel gemacht, so tragen die Glassarbeiter durch die Röhr eine Mixtur darain von Bley, Zinn, Fewerstein, Silber vnd Weinstein, wenden die Kugel vmbher, dass sich die Materia vberall wol anhänge: das vbrige thun sie wiedervmb herauss, vnd schneiden sie hernach zu runden Stücken, so seynd es die runde vnnnd erhabene Teutsche Spiegelein“. Es wurde also in die noch glühende Glasblase durch

⁵⁶⁾ So z. B. Fol. 42, 43, so in der Vorrede. Auch Agricola, der über die Gewinnung des Quecksilbers (a. a. O. S. 353ff.) handelt, erwähnt nichts hierauf Bezügliches; in dem Abschnitt vom Glas (S. 415ff.) gedenkt er der Spiegel nicht. ⁵⁷⁾ L. c. p. 619/620: „Fiat pila vitrea sed ex puro vitro et sine vesiculis quam maxime fieri poterit, ut receptoria destillationum, et ex cavo ferro quo insufflata est, proiciatur mistura haec liquida scilicet ex antimonio et plumbo, sed antimonium bis, ter liquefactum et defaecatum, et intus colophoniam proicias. Sic mixturam in alveo revolvendo, quod superest foras proicito, et ita Germaniae specula fiunt convexa“.

das soeben zum Blasen benützte Rohr eine metallische, mit Harz oder Weinstein Salz — zur Verhinderung des Verkalkens und Beförderung des Fliessens — versetzte Mischung hineingebracht, die Blase dann mehreremal herumgeschwenkt, und dieselbe nach erfolgter Abkühlung zu runden Spiegelchen zerschnitten. Das ist der von Porta wie Garzoni geschilderte Hergang; nur die Angaben über die Bestandtheile der Mischung sind verschieden. Diese „runden vnd erhabenen Teutschen Spiegelein“ sind offenbar identisch mit den Spiegeln, welche später „Ochsenaugen“ genannt wurden, und welche gelegentlich Leibnitz (gestorben 1716) als die „Spiegel ohne Folie“ und als eine „Nürnberger Kunst“ bezeichnet; um die Geheimnisse derselben zu ergründen hat man, aber doch wohl vergeblich, sogar diplomatische Vermittlung in Anspruch genommen.⁵⁸⁾

⁵⁸⁾ Vgl. Historisch diplomatisches Magazin etc. 1780 (nicht 1781, wie Beckmann fälschlich angiebt) S. 115. Der anonyme Verfasser zitiert aus Leibnitz' *Miscellanea Berolinensia* I, 263 folgende Stelle: „Non adeo necesse erit inquiri in artem nondum vulgo cognitam qua utuntur artifices prope Norimbergam qui specula vitrea convexa sine foliis conficiunt, adhibentes, ut apparet, crama quoddam quod ex liquido in vitri superficie induratur, et vilis pretii esse debet, cum specula eiusmodi convexa vili vendantur. Memini Secretarium Societatis Regiae Anglicanae olim ad Dn. Curtium Ablegatum Caroli II. Regis Magnae Britanniae ordinarium, Francofurti ad Moenum degentem, scribere, ut hoc quisquid artificii indagaretur. Idque ne nunc quidem plane negligi, et scio quosdam qui notitiam iactaverant, promissis non stetisse.“ Der Anonymus im Magazin bemerkt dazu: „Diese Kunst hat also damals Aufsehen erregt. Heutzutage (1780) scheint sie durchgehends bekannt zu sein und wird auf der Glashütte, wo man die Spiegelgläser und Halbkugeln macht, noch täglich ausgeübet, da man nemlich gedachte Kugeln auf der Stelle mit heissem Blei übergiesset und schnell herumdrehet, wodurch der hintere Theil des Glases eine schwarze Haut bekommt, die dem Spiegel den nöthigen focum mittheilet. Es wäre zwar diese Art auch bei grossen Spiegeln anzuwenden möglich; da sie aber mühsam und langweilig ist, findet man den gewöhnlichen Folienbeleg vorzuziehen. Inzwischen ist doch diese Kunst eine Nürnberger Erfindung.“ In einem Recepte bei Kunckel a. a. O. S. 181/182 ist bereits von beizumischendem Quecksilber die Rede. Sicher ist der Quecksilberzusatz, den keiner unserer Gewährsmänner, nicht Porta, nicht Garzoni, nicht Leibnitz und auch nicht der Nürnberger Anonymus erwähnt, in Nürnberg bis in das 18. Jahrhundert hinein nicht üblich gewesen. Erst Beeg a. a. O. S. 13, von welchem wir erfahren, dass bis weit in die fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts hinein „Ochsenaugen“ fabrizirt worden sind, lässt sich wie folgt vernehmen:

In Nürnberg ist die Glasspiegelmacherei sehr alt; bestand doch bereits in dieser Stadt eine Glasspieglerzunft im Jahre 1373.⁵⁹⁾ Die Strasse, die jetzt Hirschelgasse genannt wird, hiess im vierzehnten Jahrhundert die Spieglergasse; in dieser haben offenbar die Spiegelmacher ihr Handwerk betrieben.⁶⁰⁾ Die Ordnung dieses Handwerks ist uns in der handschriftlichen Sammlung der Nürnberger Handwerkerordnungen in zweifacher Redaktion, aus dem 16. und 17. Jahrhundert, mit Nachträgen bis zum Jahre 1723, erhalten. Nun findet

„Schliesslich haben wir noch der Miniaturgläser zu gedenken, welche sowohl zu kleinen Spiegeln für sich, als zu Spiegeln in Taschenkämmen, Bürsten, Hüten u. s. w. verwendet wurden. Dieselben werden aus grossen Glaskugeln geschnitten, welche die Fabrik in belegtem Zustande liefert. Die Belegung der inneren Flächen dieser Kugeln wird nicht durch Quecksilber, sondern mit einer Metalllegirung erzielt, welche aus gleichen Theilen Blei, Zinn und Wismuth zusammengeschmolzen ist, und der man kurz vor dem Erstarren $\frac{2}{3}$ des Ganzen Quecksilber zugesetzt hat. Nach Abnahme der schwärzlichen Haut, die sich auf der Oberfläche bildet, wird in die möglichst gereinigte und etwas über den Schmelzpunkt der Legirung erhitzte Glaskugel eine hinreichende Quantität der Verspiegelungsmasse gegeben und durch Drehung der Kugel allenthalben gleichmässig vertheilt. Der Arbeiter hat dabei mit Holz besetzte Fausthandschuhe an, weiss aber demungeachtet die Kugel geschickt zu behandeln. Der erzeugte Spiegel hat etwas dumpferen Ton, als ein Quecksilberspiegel, ist indessen immerhin ziemlich hübsch. Das Zuschneiden dieser Kugel mit dem Diamant zu kleinen Kreisspiegeln, welche ganz die Wirkung geschliffener Convexspiegel haben, ist eine feine schwierige Arbeit, welche einige Personen hier (in Fürth) gut verstehen. Man sieht solche Spiegel einzeln oder in Figuren zusammengestellt in Rahmen, und solche Spiegel heissen Ochsenaugen.“ Nach Beckmann heissen sie deshalb Ochsenaugen, weil sie meist in ein rundes bemaltes Brett eingefügt waren und einen sehr breiten Rand hatten; wie er erzählt, handelten in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts viele Hausirer mit diesem Artikel. Die Spiegel, die neben anderen Kurzwaaren, zu Gross-Kairo im 17. Jahrhundert von Nürnberger Kaufleuten verschleisst wurden, sind wohl solche „Ochsenaugen“ gewesen. Fischer II, 483. ⁵⁹⁾ Rehlen, S. 268. Sie dürfte eine der ältesten sein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt Ottokar's Reimchronik in Wien „glaser und die machent spiegel“. Ilg bei Lobmeyr S. 82. In Aachen, so vielfach in Beziehungen zu den in der Glas- und Spiegelindustrie bereits früh weit vorgeschrittenen Niederlanden, gründeten die Spiegelmacher eine Zunft, die 1493 eine Rolle vom Stadtrath erhielt. Sie stimmt in vielen Punkten mit dem Nürnberger Statut überein; Quix l. c. S. 35ff. hat sie im Urtext veröffentlicht. ⁶⁰⁾ Roth IV, 156, 407.

sich zwar darin keine ausdrückliche Mittheilung über die Arbeitsweise in denselben, es steht aber fest, dass in den beiden Ordnungen des Quecksilberbelegs nicht gedacht wird, und es liegen eine Anzahl Daten vor, die mich zu der Ansicht geführt haben, dass bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts die Nürnberger Spiegelmacher ohne Quecksilberbeleg gearbeitet, dass dieselben nur die mittelalterlichen Herstellungsmethoden benützt haben. Erwägt man, dass die Zunft bereits im letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts bestand, dass damals sicherlich an einen Quecksilberbeleg nicht zu denken war, dass ferner die konservative Richtung der Zunftpolitik das Hauptgewicht auf die Erhaltung alten Brauchs, ererbter Arbeitsweisen legte, dass nur schwer die Fortschritte der Technik das Bollwerk des zünftigen Handwerksbrauches durchbrachen, so ist von vornherein die Annahme nicht von der Hand zu weisen, dass die Spiegler in Nürnberg Jahrhundertlang wie ihre Vorfahren und Vorgänger mit Blei und Zinn die Glastafeln belegt, oder später die Nürnberger Kunst der Herstellung von „Spiegeln ohne Folie“ geübt haben.⁶¹⁾ Aus ihren Grenzstreitigkeiten mit anderen Gewerben, mit Handelsleuten etc. über wirkliche oder angebliche Eingriffe in ihr Handwerk, erfährt man mancherlei, was ein Streiflicht auf die Produktionsweise wirft. So liegt vom 5. März 1565 ein Rathschluss⁶²⁾ vor, der sich mit einer Klage gegen einen gewissen Bonifacius Müller und einen Jörg Schmidtmann, sowie deren Ehefrauen beschäftigt. Daraus erfahren wir, dass dem Ersteren erlaubt wird, das rohe Spiegelglas in Nürnberg einzuführen, „doch soll Er bloss niemandt anders schrotten, schneiden vnd arbeiten lassen, denn ein Meister dess Spieglerhandwerks“. Dem Schmidtmann wird verboten, „seine gemachten Spiegel-täfelein mit gemel von Papir zu claiden, oder mit messin knopffen zu beschlagen, Sondern das würd auch für ein eingriff In das Spieglerhandwerk gehalten“. In der Kompassmacherordnung aus dem 16.

⁶¹⁾ Porta und Garzoni erwähnen nicht, dass gerade Nürnberg die Heimstätte dieser Kunst gewesen ist. Vor allem ist die Herstellung dieser Gläser Hüttenarbeit. Wahrscheinlich haben die Nürnberger Spiegler die Glaskugeln vom bayerischen Wald bezogen und in ähnlicher Weise, wie Beeg (Anm. 58) von Fürth erzählt, zu Miniaturspiegeln verarbeitet. ⁶²⁾ Kodex No. 452, fol. 232.

Jahrhundert wird den Kompassmachern im Interesse der Spiegler untersagt „um die runden gedreten puchsslein, knopff, auch um die puchspeumen Truhlein oder einnche anndere Gefass wie die namen haben mögen, sollen die Kompastenmacher einich Spiegel nit mehr einsetzen bei pene zwai pfundt neu“. ⁶³⁾ Da haben wir die Spiegelkapseln, die Behälter, die spiegelvaz, wie sie in der mittelalterlichen Dichtung uns so oft begegnen, wir haben ihrer ja bereits früher gedacht. Auch über das Meisterstück findet sich eine Vorschrift. Der Rath verordnet in einem Dekret vom 26. Oktober 1655: „Welcher hinfüro vf dem Spiegler Handtwerkh Meister werden will, der soll zuvor ein Meisterstückh machen, einen Rundten hohlen Spiegel von Böhmischem Glass in Holz eingefasst . . . Und sollen die Meisterstück denen Beeden in den Handwercks Laden Befindlichen Abrissen gemäss gefertigt werden, welcher aber etwas Nützlicheres zu machen sich getraut, demselben solches frey stehen, jedoch dass er sich zuvor desswegen anzumelden schuldig sein solle.“ ⁶⁴⁾ Sind dies etwa die „runden erhabenen Teutschen Spiegelein“ Garzoni's, die Ochsenaugen? Wir wollen die Frage nicht entschieden bejahen, liegt es aber nicht nahe, dass die Gesellen, die Meister werden wollen, dazu angehalten werden, etwas als Meisterstück zu fertigen, was um diese Zeit wenigstens als ein besonderes Nürnberger Erzeugniss ⁶⁵⁾ galt, und so ihre Fertigkeit durch eine Probe in der „Nürnberger Kunst“ zu bethätigen?

Aber es liegen noch andere Daten vor, welche darauf hinweisen, dass bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Quecksilberbeleg in Nürnberg nicht bekannt war. Man darf nicht etwa meinen, dass der grossen Handelsstadt Nürnberg, welche mit Venedig im allerlebhaftesten Verkehr stand, ⁶⁶⁾ venetianische Spiegel fremd gewesen

⁶³⁾ Kodex Nr. 452, fol. 16. ⁶⁴⁾ Kodex No. 454, fol. 407. Zum Theil im Dekret vom 10. Febr. 1674, Kodex 454, fol. 442 wiederholt. ⁶⁵⁾ Eine Reihe von der Nürnberger Spieglerzunft gefertigter Spiegelsorten führt ein Dekret vom 2. April 1674 (Kod. Nr. 454, fol. 442) auf. Wir begegnen da u. a. „Passauer- oder Strohsiegeln“, „Viereckigten Rohensiegeln“, und zwar werden von jeder Art mehrere Muster aufgezählt. Welcher Art dieselben gewesen sind, konnte ich nicht ermitteln. ⁶⁶⁾ Ein Beweis für viele! Die Republik Venedig, damals im Kriege mit Maximilian I., ersucht die Reichs-

sind. Die Häuser der vornehmen Geschlechter waren mit Luxusgegenständen aus Ost und West geschmückt, die reichen Handelsherren brachten von ihren Reisen mancherlei neuen Hausrath mit, und venetianische Glaskrämer treten im mittelalterlichen Nürnberg schon sehr früh auf. In der Glaserordnung finden wir einen Rathserlass vom 17. Juni 1626 und 26. Mai 1627, worin es heisst: Es sollen die in Nürnberg befindlichen „Venedischen Glaskrämer nicht macht haben, ausser den guten Venedischen oder christallinen Gläsern, ander gemeine Waldt- oder schlechte Trinckgläser allhier in ihren Krämen öffentlich fail zu halten. Dagegen soll auch den Glasern die guten Venedischen oder christallinen Gläser, Schalen, Krüeg und Spiegeln feilzuhaben verpotten sein.“⁶⁷⁾ Man sieht aus diesem Rathsbeschluss ganz deutlich, dass damals in Nürnberg venetianische Spiegel verkauft wurden.⁶⁸⁾ Hätte das städtische Handwerk gleichwerthige oder ähnliche Erzeugnisse herstellen können, dann wäre vielleicht den venetianischen Produkten der Weg nach Nürnberg verlegt worden. Je mächtiger sich die Spiegelmanufakturen des Auslandes, vor allem Venedigs, entwickelten, um so drückender scheint die Lage der Nürnberger Spiegler geworden zu sein.⁶⁹⁾ Im 17. Jahrhundert mehren sich beständig die Bestrebungen, das Handwerk zu einem geschlossenen zu machen, das Meisterwerden zu erschweren, das Anlernen von Lehrlingen einzuschränken, das „Hineinheirathen“ zu fördern⁷⁰⁾, kurz es schoss üppig die verzopfte Zunftwirthschaft in's Kraut, welche den Niedergang dieses Systems überall

stadt Nürnberg um ihre Vermittelung beim Kaiser. Roth I, 271. ⁶⁷⁾ Kod. No. 454, fol. 155. ⁶⁸⁾ Roth II, 117 führt in seinem Verzeichniss Nürnberger Handelsleute einen Johann Winter an, Genannter 1659. „Er handelte vorzugsweise mit venedischen Spiegeln.“ ⁶⁹⁾ Es ist bezeichnend, dass unter den 5500 Nürnberger Handwerkern, die in zehn Fähnlein eingetheilt, mit ihren Rüstungen bei dem grossen Schiessen mit Feldstücken im Jahre 1592 erschienen, die Spiegler nicht genannt werden; ebensowenig wird ihre Zunft beim Aufzug der Bürgerschaft und Handwerke zu Ehren des Kaisers Mathias i. J. 1612 erwähnt. Roth IV, 162/163, 168/169. ⁷⁰⁾ Kod. No. 454, fol. 414, 442. Eine gemeinsame Verkaufsstelle, die 1732 (Kod. 454, fol. 420a und 420b) organisirt wird, wird auch nichts gegen die Konkurrenz des manufakturrellen Betriebs, der damals bereits auch in und bei Nürnberg sich entfaltete, ausgerichtet haben.

so deutlich kennzeichnet. In ihrer Bedrängniss richteten die Spiegler das Gesuch an den „Erbaren Rath“, „ihrer Ordnung einzuverleiben, dass Sie ihre Spiegel mit guten Venedischen, Böhmischen, auch schlechten Glas, mit Gold, Silber, Holz, Leder und Pappier nach ihrem gefallen, und so gut Sie könden, verfertigen und zieren möchten.“ Der Rath wies sie laut Beschluss vom 14. November 1662 in reaktionärer Beschränktheit ab.⁷¹⁾ Die Spiegler scheinen sich um diese Entscheidung nicht recht bekümmert zu haben. Es brach zwischen ihnen und den Buchbindern und Futteralmachern, welche Ein Handwerk bildeten, ein Streit aus, „die Venedischen Spiegel betreffend“. Wieder beschloss am 15. Juli 1663 der Rath⁷²⁾, „dass die Spiegler mit ihrem begeren auf die Ordnung und derselben gemäss zu leben, auch der Venedischen Spiegel sich allerdings zu enthalten verwiessen, dagegen die Buchbinder und Futeralmacher bei ihrer Arbeit, wie auch dem Venedischen Glass, und dessen einfassung gelassen . . . sein sollten.“ Dass es sich nicht um die Herstellung von Spiegeln nach venetianischer Art handelt, geht aus den Gesuchen von 1662, wo blos von venedischem Glas die Rede ist, und aus dem Dekret des nächstfolgenden Jahres hervor. Es handelt sich um die Benutzung und Verarbeitung venetianischen Glases zur Spiegelmacherei, vor allem, wie der Konflikt mit dem Buchbinder- und Futteralmacherhandwerk zeigt, um die „einfassung“, d. h. um die Umrahmung, um die Herstellung von Einfassungen. Die Möglichkeit liegt nahe, dass damals die venetianischen Spiegelmanufakturen belegte Spiegelplatten nach Nürnberg eingeführt, und dass dort die Einrahmung und Fertigstellung der Spiegel überhaupt vorgenommen worden ist. Wir sehen aber, dass im Jahre 1663 noch der Glasspieglerzunft das Verarbeiten venetianischen Glases, die Bearbeitung venedischer Spiegel streng untersagt ist. Ist deshalb der Schluss nicht gerechtfertigt, dass in Nürnberg die neue Fabrikationsweise der venetianischen Spiegelmacher von der Spieglerzunft nicht geübt worden ist? Wir haben etwas ausführlicher diesen Punkt erörtert, weil das hohe Alter der

⁷¹⁾ Kod. 454, fol. 414. ⁷²⁾ Kod. 454, fol. 414. Siehe auch „Buchbinder- und Futteralmacherordnung“, Kod. 454, fol. 32a. In der Redaktion aus dem 16. Jahrhundert enthält die „Buchbinder- und Futteralmacherordnung“, die von 1570—1607 geht (Kod. 452, fol. 438, 449) nichts Diesbezügliches.

Spiegelmacherorganisation in Nürnberg Manchen verleiten könnte, etwa hier die ursprüngliche deutsche Heimath des Quecksilberbelegs zu suchen.

Bereits früher ist darauf hingewiesen worden, dass im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die venetianische Spiegelindustrie dem Auslande als Vorbild erschien. Für das damalige Bayern lässt sich dies schlagend nachweisen. Apianus, der bekannte Arzt und Mathematiker (1531 bis 1589), der für Albrecht V. (1550 bis 1579) von Bayern die „vierundzwanzig Bayrischen Landtafeln“, eine kartographische Aufnahme Bayerns, herstellte — sie kamen 1566 im Druck heraus — sagt auf Tafel XII.: „Glas- und Spiegelhütten giebt es am böhmischen Walde eine ganze Anzahl.“⁷³⁾ Und auf der Karte selbst finden wir zwei Spiegelhütten verzeichnet, die eine: Spiegelau am Zusammenflusse der Schwarzach und des aus dem Rachelsee abfließenden Baches, wo noch heute ein Ort gleichen Namens existirt, die andere: Zadlershütte am Regen. Beide sind markirt durch einen Kreis mit knopfartigem Ansatz, der recht gut als Zeichen für die „runden Teutschen Spiegelein“ gelten kann. Aber diese und ähnliche Betriebe haben offenbar den Ansprüchen verfeinerter Kultur nicht genügt. Albrecht V. bemühte sich, durch Venetianer die Hohlglasindustrie in die Höhe zu bringen, und sein Nachfolger Wilhelm V. (1579—1597) für die Tafel- und Spiegelfabrikation aus Venedig tüchtige Künstler in's Land zu ziehen.⁷⁴⁾ Er liess nämlich den

⁷³⁾ A. a. O.: „Officinae vitri et speculorum non paucae inter Bohemia sylvam“. Siehe auch Friedrich in Kunst und Gewerbe l. c. S. 264—267.

⁷⁴⁾ Stockbauer in Quellenschr. z. Kunstg. Bd. VIII, S. 129—132; Friedrich, Altd. Gl., S. 22—23. In alten Hofkammerrechnungen findet sich die Bemerkung: „Item G. Scarpaggiato, wälscher Glasmacher von Venedig that Arbeit hie.“ Es ist schon angedeutet worden, dass für die venetianischen Glaskünstler, welche wanderlustig, angelockt durch den ihnen winkenden reichen Gewinn und die vielen Ehren und Vortheile in's Ausland gingen, dies nicht ohne Gefahr gewesen ist. Die aristokratische Republik Venedig liess mit ihrem Protektionismus nicht spassen; sie ging nicht blos an den Geldbeutel, sondern auch an Leib und Leben. So mannigfach die Vorrechte und Auszeichnungen der Glasmacher in der Lagunenstadt waren, so scharf waren die Verordnungen gegen ihre Auswanderung. Die Staatsinquisition nahm in den 26. Artikel ihrer Statuten folgende Bestimmungen auf: „Wenn ein Arbeiter seine Kunst zum Schaden der Republik in ein fremdes Land

Giovanni Scarpaggiato aus Venedig mit einigen des Glasscheiben- und Spiegelmachens kundigen Meistern kommen und schloss am 5. November 1534 einen Vertrag, in welchem es heisst: „Als nämlich sein und nachdem sein des Glasmachers Erbieten hauptsächlich dahin gestanden, dass er zugesagt und gelobt mit etlichen Meistern des fürgezeigten Schmelzwerks-, Glasscheiben und Spiegelmachens . . . kundig ungefähr auf künftige Ostern sich heraus zu begeben, ein Schmelzwerk für Glasscheiben und Spiegel zu errichten,“ dasselbe in Schwung, d. h. in Betrieb zu bringen, und sein Wissen und Können „die Teutschen, so ihm arbeiten, zu lehren“. Ob etwas und was aus diesen Plänen geworden ist, darüber ist nichts näheres bekannt. Aber was wir wissen, zeigt uns, dass damals die deutsche Spiegelmacherei an einer Stelle gerade, wo die Glasindustrie seit langer Zeit einen Hauptsitz hatte, im bayerischen Walde, im Niedergang begriffen war und frisches Blut ihr eingeführt werden sollte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Geschichte der Spiegelindustrie weiter zu verfolgen. Uns war es hauptsächlich um genauere Feststellungen bezüglich des Quecksilberbelegs zu thun. Was im Vorhergehenden gegeben worden ist, möge man als die leichten Umrisse zu einer historischen Skizze des Spiegelbelegs betrachten.

Unser Weg führt uns nach Nürnberg zurück. Wir haben gesehen, wie dort das Spieglerhandwerk allmählichem Niedergang verfiel, wir haben es bis an die Schwelle des 18. Jahrhunderts begleitet. Hier muss unsere Darstellung einsetzen, es beginnt die Periode der modernen Spiegelfabrikation, und von Nürnberg wurde sie in den Nachbarort, wurde sie nach Fürth verpflanzt. Nach Fürth, das Anfangs dieses Jahrhunderts amtlich zwar nur als „Flecken“ geführt

trägt, soll ihm der Befehl zur Rückkehr zugehen; gehorcht er nicht, sollen seine nächsten Verwandten eingekerkert werden; wenn er trotz der Einkerkierung seiner Verwandten trotzig in der Fremde bleiben will, wird man ihm einen Emissär mit der Weisung nachsenden, ihn aus der Welt zu schaffen.“ Friedrich, Altd. Gl. S. 15; Houdoy p. 5—6. Also gesetzlich geregelter, kodifizirter und paragraphirter Meuchelmord im Interesse der Staatsraison! Dass der Dolch des Regierungs-Bravo seine Arbeit im Nothfall gethan, ist aktenmässig festgestellt. So wurden zwei von Kaiser Leopold I. aus Venedig nach Wien berufene Glasmacher durch die Sendboten des Grossen Rathes umgebracht. Essenwein l. c. S. 291; Friedrich, Altd. Gl. 24.

wurde, nichtsdestoweniger aber seit Jahrhunderten durch lebhaften Verkehr sich auszeichnete und durch die dort mögliche freiere Bewegung der Gewerbe für gar Manchen, der unter der drückenden Last des Zunftzwanges seufzte, eine neue Heimstätte, ein Zufluchtsort wurde, so namentlich für Nürnberger Handwerker. Vor uns liegt ein Gedicht: „Wahrhafter Bericht des Hofmarks Fürth, wie viel es allda Haushalten hat, wie vielerley Handwerker es allda hat, und wie viel Meister eines jeden Handwerk hat . . .“, also eine Berufs- und Bevölkerungsstatistik in Versen, gewidmet dem „Ehrenfesten und hochgelehrten Herrn Pancratz Holzschuh, beider Rechte Doktoren und Thurmprobstei-Verwalter in Bamberg.“⁷⁵⁾ Jacob Fesslein, Meistersänger von Dinkelsbühl, „jetzt Meister des Zeuch- und Teppichmacherhandwerks zu Fürth“, hat es im Jahre 1604 verfasst. Darin sagt nun der biedere teppichmachende Meistersinger:

„Auch hat's der Spiegelmacher zween,
„Dieselben kann ich nicht umgehen,
„Die seyn fleissig in ihren Sachen
„Und thun schon Fewerspiegel machen.“⁷⁶⁾

Dies dürfte die erste Nachricht über die Spiegelmacherei in Fürth sein. Die zwei Spiegelmacher sind, wie aus dem Gedicht hervorgeht, bereits längere Zeit dort ansässig, sie fertigen „schon“ Feuerspiegel, d. h. sie sind im Jahre 1606 bereits so weit in ihrer Kunst fortgeschritten, dass sie diese Arbeit machen können. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass, wie die ersten Metallschläger, Drechsler u. s. f. aus Nürnberg nach Fürth kamen, so auch diese Spiegelmacher. Drückend genug waren damals die Bestimmungen der Nürnberger Spieglerordnung, um einen Gesellen, welcher selbstständig werden wollte, in die Fremde zu treiben. Ob sie auch, wie der erste nach Fürth gekommene Drechsler, mit Namen Zick, aus Nürnberg von dem hochmoralischen Rugsamt verwiesen worden, weil sie „sich mit einem Frauenzimmer vergangen“, darüber ist nichts zu ermitteln.

Aber der Anfang der Nürnberger wie der Fürther Spiegelmanufaktur fällt in das 18. Jahrhundert.⁷⁷⁾ Zu Beginn des acht-

⁷⁵⁾ Aufbewahrt bei Fronmüller l. c. S. 392—396. ⁷⁶⁾ A. a. O. S. 395.

⁷⁷⁾ Roth II, 271ff. Beeg l. c. S. 14.

zehnten Jahrhunderts wurden, wie der gutunterrichtete Roth erzählt, von einigen Nürnbergern, „welche meist vertriebene katholische Engländer waren, Spiegelfabriken, deren es vorher in Nürnberg niemals gab, daselbst errichtet, und dazu die an dem Pegnitzflusse liegenden Hammerwerke gebraucht. Die Personen, die sich damit beschäftigten, brachten es hierinnen in kurzer Zeit so weit, dass sie nicht nur sich, sondern auch der Stadt einen nicht unbedeutenden Gewinn hierdurch verschafften, dergestalt, dass sie ausser den grossen Spiegeln fast keine, oder doch nur wenige aus fremden Ländern, absonderlich aus Venedig, kommen lassen durften, sondern ihrer eigenen Fabriken sich bedienen, die Spiegel an das Ausland verhandeln und auf Märkte und Messen bringen konnten.“ Nach Winkler lässt eine Urkunde vom Jahre 1705 aus Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz ersehen, dass „zwei Kaufleute von Nürnberg, der eine Namens Saintemarie und der andere Perschy (dem Namen nach Franzosen) die dortige Gegend besuchten und die Wasserkräfte in Grubennaab, Erbendorf, Windisch-Eschenbach erkaufen, Polirwerke einrichteten, die dazu nöthigen Leute engagierten und denselben das Geschäft des Schleifens, Polirens und Quecksilberbelegens lehrten.“⁷⁸⁾ Die Annahme Winkler's, dass Perschy und Sainte-Marie französische Réfugiés gewesen, halte ich keineswegs für erwiesen; die Namen haben weit eher ein englisches Gepräge. Doch ist dies ziemlich gleichgültig. Beeg sagt: „Um 1705 etwa errichtete ein Graf Wolf von Wilhermsdorf zwischen Emskirchen und Brunn eine Glashütte, welche gemeines Tafelglas erzeugte, aus Mangel an Brennmaterial aber bald wieder einging. Dies war der erste Anlass, welcher die Aufmerksamkeit des Nürnberger und Fürther Gewerbe- und Handelsstandes der Glasindustrie zuwendete.“ Etwa um dieselbe Zeit oder bald nachher griff der ritterschaftliche Konsulent Dr. Johann Friedrich Schober zu Nürnberg (gestorben i. J. 1731) erfolgreich ein. In der ersten Zeit nämlich waren die Spiegelfabrikanten gezwungen, die Folien aus fremden Orten kommen zu lassen. Schober hatte „auf seinen Reisen an einigen Orten und besonders in Venedig Spiegel- und Folienwerke zu sehen Gelegenheit bekommen, und am ersten

⁷⁸⁾ A. a. O. S. 7.

in Nürnberg eine Krystall- oder Spiegelglas-Schmelz und ein Glaspolirwerk zu Solenhofen angelegt, auch auf dem Glaishammer und zu Schnigling vor Nürnberg Glaspolirwerke, welche von Joh. Erdmann Kessel fortgesetzt wurden, errichtet“.⁷⁹⁾ Dieser nun unterwies den Heinrich Herdegen in der Vorstadt Wöhrd, einen „Messingenen-Beckenschlager“, in der Fabrikation von Spiegelfolien, so dass das Rugsamt letzterem „als dem Erfinder der Spiegelfolien“ (sic!) ein Privileg auf das Folienschlagen für zehn Jahre verlieh. Roth bestätigt das, was wir über die Nürnberger Spieglerzunft ausgeführt, vollkommen. Bei seiner Erörterung der Nürnberger Industrie sagt er: „Bekanntlich ist Nürnberg eine Manufakturstadt von beträchtlichem Range. Es werden in Nürnberg die ansehnlichsten Quantitäten Papiers, die ansehnlichsten Quantitäten von geschliffenem Glase und Spiegeln, ... von Messing-, Stahl- und Eisendraht, von Spiegelfolie- und Eisenarbeiten in grossen durch Wasser getriebenen Fabriken gefertigt.“⁸⁰⁾ Dann zählt er kleinere fabrikmässige Betriebe zur Herstellung von Spielkarten, Schnupftabakdosen etc. auf und stellt die grossen und kleinen Manufakturen ausdrücklich gegenüber den „der eigentlichen, in Zünften arbeitenden Künstler und Handwerker.“ (Ebdsbls.) Zu der Zeit, in welcher Roth schrieb, um 1801, war Nürnberg ein nicht unbedeutender Verschleissplatz für rohes Spiegelglas und die Produktionsstätte für dessen Affinirung. Sein Versandt erstreckte sich bis nach Portugal, Spanien, Russland, Dänemark, England, wohin „Spiegel in Goldpapier, belegtes und unbelegtes polirtes Spiegelglas“ verschickt wurde, nach Holland, nach der Levante und nach der nordamerikanischen Union.⁸¹⁾

⁷⁹⁾ Roth II, 272. ⁸⁰⁾ A. a. O. II, 142/143. ⁸¹⁾ Roth II, 109/110, 162, 209/210. Zuerst verwandte man zu den Folien ostindisches Zinn, später lernte man auch das englische gebrauchen. Ib. II, 24. Das Quecksilber bezog man aus Spanien und dem Zweibrückischen. II, 285. Es wurden in Nürnberg zu Roth's Zeiten verfertigt: Spiegel ordinäre, ovale, kleine, Sack- in Goldpapier, oder sogenannte Feldspiegel in rothem Papier, viereckigte, sogenannte braune oder Pflaumbaum-Rahm; Toilettespiegel, emailirte Rahm- und Aufsatzspiegel u. s. w.; Spiegelglas, Judenmass, oder 9—7 grün, plane, plane belegte; feine; weisse; schmal, plan breite. II, 315/316. Es ist mir gelungen, aus der „Gothaischen Handelszeitung“, I. Jahrg., I. Quartal 1784 S. 98, auf welche Roth (ebendasselbst. S. 316) verweist, mir eine Abschrift des Preis-

Hatte Nürnberg in der ersten Zeit die Fabrikation des Spiegelglases in Händen, so beschäftigte sich Fürth zunächst besonders verzeichnisses grosser und kleiner Nürnberger Spiegel zu verschaffen. Ich gebe dasselbe im Folgenden:

„Von Spiegeln in Nürnberg.

I. Rahmspiegel braun 4eckigt. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 6 20 Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 5 — - $\frac{2}{3}$ - - - 4 30 - $\frac{1}{2}$ - - - 3 20 - $\frac{1}{3}$ - - - 3 — - $\frac{1}{4}$ - - - 2 12 - $\frac{1}{5}$ - - - 1 52 - $\frac{1}{6}$ - - - 1 45 -	V. Lederne mit Schubladen u. Messingschloss. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 16 30 Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 13 — - $\frac{1}{2}$ - - - 11 15 - $\frac{1}{4}$ - - - 6 — - VI. Papierne auf Lederart und Messingschloss. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 13 — Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 10 — - $\frac{1}{2}$ - - - 9 15 - $\frac{1}{4}$ - - - 6 30 -	XII. Dergleichen mit Fontange ohne Facetten. $\frac{1}{2}$ Gl. 1 St. fl — 64 Kr. 9 Zoll - - 1 45 - 10 - - - 3 24 - 12 - - - 5 24 - 15 - - - 5 52 -
II. Dergleichen mit Fontange. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 8 10 Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 5 20 - $\frac{2}{3}$ - - - 5 — - $\frac{1}{2}$ - - - 4 15 - $\frac{1}{3}$ - - - 3 — - $\frac{1}{4}$ - - - 2 36 - $\frac{1}{5}$ - - - 2 — - $\frac{1}{6}$ - - - 1 36 - $\frac{1}{8}$ - - - 1 20 -	VII. Papierne Auffallspiegel ohne Schubladen. $\frac{1}{2}$ Gl. Duz. fl. 4 30 Kr. $\frac{1}{2}$ - - - 2 36 - VIII. Gemalte Spiegel mit Fontange als weiss, grün, blau und roth. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 9 30 Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 8 — - $\frac{1}{2}$ - - - 5 15 - $\frac{1}{4}$ - - - 3 30 -	XIII. Nussbaumrahmen, mit vergold. Leisten und Zierrathen. $\frac{1}{2}$ Gl. 1 St. fl. 1 15 Kr. 9 Zoll - - 1 40 - 10 - - - 2 50 - 12 - - - 4 50 - 15 - - - 5 15 -
III. Lederne Auffallspiegel mit Schubladen. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 13 — Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 11 — - $\frac{1}{2}$ - - - 7 — - $\frac{1}{4}$ - - - 4 30 - $\frac{1}{5}$ - - - 3 30 -	IX. Emaille Spiegel. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 14 40 Kr. $\frac{1}{2}$ - - - 10 36 - X. Dergleichen. 10 Zoll 1 St. fl. 2 36 Kr. 12 - - - 4 20 - 14 - - - 4 40 - 15 - - - 5 8 -	XIV. Glatte emaille, Nachttischspiegel mit vergold. Leisten. $\frac{1}{1}$ Gl. 1 St. fl. 3 36 Kr. $\frac{1}{2}$ - - - 2 52 -
IV. Papierne auf Lederart. $\frac{1}{1}$ Gl. Duz. fl. 10 — Kr. $\frac{3}{4}$ - - - 9 — - $\frac{1}{2}$ - - - 5 — - $\frac{1}{4}$ - - - 3 — - $\frac{1}{5}$ - - - 2 20 -	XI. Viereckigt. verg. Rahmspiegel. $\frac{1}{1}$ Gl. 1 St. 64 Kr. $\frac{1}{2}$ - - - 38 -	XV. Dergleichen Geschweifte. $\frac{1}{1}$ Gl. 1 St. fl. 4 15 Kr. $\frac{1}{2}$ - - - 3 — - XVI. Nussbaumne glatte Nachttischspiegel mit verg. Zierrathen. $\frac{1}{1}$ Gl. 1 St. fl. 3 10 Kr $\frac{1}{2}$ - - - 2 — - XVII. Dergleichen geschweifte. $\frac{1}{1}$ Gl. 1 St. fl. 3 45 Kr $\frac{1}{2}$ - - - 2 15 - XVIII. Feldspiegel. No. 00 1 Duz. 50 Kr.

mit der Einrahmung der Spiegel.⁸²⁾ Auf diesem Grunde baute sich die ganze Fürther Spiegelmanufaktur allmählich auf. Wie die Spiegelschreinerei in Nürnberg wenig Boden fasste, ebenso fand auch dort das Belegen wenig Eingang. Es wurde in der Nürnberger Vorstadt Wöhrd, vorzugsweise aber in Fürth ausgeübt. „Es lag wohl in der Natur der Sache, dass das Vorhandensein einer ausgedehnten Spiegelschreinerei und Glasbelegerei verschiedene Fürther Industrielle, darunter namentlich israelitische Häuser, veranlasste, sich ebenfalls bei der Spiegelmanufaktur zu betheiligen. Als die erste — wenigstens die erste bedeutende — Fürther Spiegelglas-Fabrik und Handlung ist die von L. H. Gostorffer zu nennen; die aufbewahrten Handelsbücher dieses Hauses gehen bis zum Jahre 1762 zurück; doch hatte schon der Vater des damaligen Geschäftsprinzipals, vielleicht auch dessen Vorfahren, das Glasgeschäft betrieben . . . Innerhalb 90 Jahren (von etwa 1705 bis 1795) hatte die ganze Spiegelglasindustrie bedeutenden Fortschritt gewonnen; es bestanden gegen den Schluss des vorigen Jahrhunderts 28—30 Glaswerke in der Nähe von Fürth, von welchen bereits 6 nach Fürth gehörten. Die folgenden Zeiten brachten ein noch günstigeres Verhältniss, indem die meisten der Nürnberger Glaswerke in Fürther Hände kamen (andere sind auch eingegangen) und auf diese Weise die Glasmanufaktur von derjenigen Stadt, welche ihr den Ursprung gegeben hatte, grossentheils wegzog und in Fürth sich ansiedelte . . . Man wird daraus entnehmen, wie die Fürther Industrie auf diesem Boden Nürnberg wesentlich verdrängt hat.“⁸³⁾ Die Zeit der Kontinentalsperre (1807—1813) brachte arge

No.	0	1 Duz.	40 Kr.	XIX. Dergleichen.	No.	2	1 Duz.	32 Kr.
-	1	-	34 -	No. 0000	1 Duz.	90 Kr.	-	3 - 25 -
-	2	-	28 -	-	000	-	76 -	- 4 - 22 -
-	3	-	22 -	-	00	-	58 -	- 5 - 19 -
-	4	-	18 -	-	0	-	48 -	- 6 - 16 - .“
-	5	-	16 -	-	1	-	36 -	

⁸²⁾ „Dass nicht Nürnberger, sondern Fürther Schreiner sich besonders auf die Spiegelschreinerei warfen, mag darin seinen Grund gehabt haben, dass die fabrikmässige Arbeit die Verwendung von Weibspersonen und nicht gelernten Schreibern erlaubte und desshalb wohlfeiler gearbeitet werden konnte.“ Beeg a. a. O. S. 14. ⁸³⁾ Beeg, S. 14—15. Die ersten Fürther Feldspiegelmacher waren die Gebrüder Sandner, die um 1730 damit be-

Stockungen, welche die Arbeiter am härtesten empfanden.⁸⁴⁾ Desto flotter entfaltete sich nachher das Geschäft. Es entstand in Fürth eine Reihe grosser Firmen, welche allmählig die Nürnberger Industrie lahmlegten, so dass „heutzutage nicht eine einzige exportirende Firma resp. Fabrikant für Spiegelglas in Nürnberg mehr existirt.“⁸⁵⁾ Ungefähr zu Beginn der dreissiger Jahre knüpfen sich festere Beziehungen zwischen der Fürther Spiegelmanufaktur und dem amerikanischen Markt. Dieser ist das Hauptabsatzgebiet derselben geworden, und seit dieser Zeit ist die Fürther Spiegelindustrie zu ihrem Weltruf und zu ihrer dominirenden Stellung auf dem Weltmarkte gelangt. An die ersten Anfänge der Fürther Spiegelmanufaktur lehnte sich sofort ein Handel, der sich sehr rasch entwickelte. Die Händler und Kaufleute richteten sich in Nähe und Ferne neue Glaswerke ein, kauften oder pachteten schon bestehende, etablierten neue Belegen und dehnten auf diese Weise das Geschäft immer mehr aus. Handel und Fabrikation sind auf die verschiedenste Art miteinander verknüpft. Entweder fabriziren die Glashandelshäuser ihren Bedarf für den Engrosverkauf auf eigenen Werken und Belegen, oder sie lassen denselben bei den in Fürth etablierten Glasfabrikanten, welche sich nicht mit Aussenhandel beschäftigen, und bei Heimbelegern herstellen. Die Fürther Spiegelmanufaktur befasst sich nicht mit der Erzeugung

gannen. 60 Jahre später exploitirte diese Industrie bereits über 400 Arbeiter; die grössten Verleger waren damals u. a. Kolb, Hofmann, Strobel. Roth IV, 383 führt eine Stelle aus einem Nürnberger rugsamtlichen Protokoll vom 19. Februar 1767 an, die ein helles Licht auf den bereits damals sich fühlbar machenden Wettbewerb der Nachbarstadt Fürth wirft. Es heisst darin: „Ob nicht die drei Artikel, welche wegen ihrer Unentbehrlichkeit von den Fürther genommen werden müssen, als das geschlagene schlechte Gold, die Kaffeemühlen und die Spiegel, allhier ebenso wohlfeil und auch in nämlicher Quantität zu erhalten stünden.“ — Als deutsche Spiegelfabriken, welche in Sprengel's 1773 erschienenen Buch S. 310 ff. aufgezählt werden, finden wir: Senftenberg in Sachsen, Fahrenfeld im Oesterreichischen, Neustadt a. d. Dosse, gegründet 1696, Lohr und Stuttgart. Von Nürnberger und Fürther Etablissements weiss er nichts. ⁸⁴⁾ Einige Unternehmer, erzählt Beeg S. 16, so H. L. Gostorffer, gaben anfangs den Arbeitern Fei ergeld, liessen aber, als die Stockung sich in die Länge zog, bald davon ab. Die Arbeiter Gostoffer's klagten auf Fortbezug des Fei ergeldes, wurden aber abgewiesen. ⁸⁵⁾ Winkler a. a. O. S. 11.

des Spiegelglases, sondern nur mit dessen Veredlung (Verfeinerung, Affinirung), Belegung und Fassung. Uns beschäftigt an dieser Stelle vor Allem die Geschichte der Quecksilberspiegelbelegen. Man unterscheidet in der Belegindustrie die deutschen und die überseeischen (englischen etc.) Geschäfte. Die ersteren produziren für's Inland, die letzteren sind die Lieferanten besonders von Nordamerika. Die Nachrichten über die Spiegelbelegen fliessen spärlich genug. Es gab nach Frommüller⁸⁶⁾ zu Fürth im Jahre 1791 22 Glasbeleger, 1848 stieg ihre Zahl von 42 auf 44, die Anzahl der hierzu nöthigen Hilfsarbeiter sank dagegen von 83 auf 40. Aus dem Jahre 1857 haben wir eine amtliche Aufstellung. Darnach existirten 39 Belegen, davon 16 in fixen (d. h. eigenen, nicht mit bewohnten Räumen kommunizirenden) Lokalitäten, 3 in Wohnhäusern eingerichtet, 20 auf Dachböden eigener oder gemietheter Häuser. In vielen dieser Belegen fanden sich grosse Unreinlichkeit, schadhafte Beleg- und Presstische, ausser den Fenstern gar keine Ventilation, um die schädlichen Dünste und die Quecksilber-Staubatome abzuführen. Am 1. Dezember 1857 soll nach dieser amtlichen Statistik die Zahl der Arbeiter 89, 32 männliche und 57 weibliche, betragen haben. Beeg⁸⁷⁾ dagegen giebt — und seine Zahlen scheinen mir die richtigeren zu sein — folgende Uebersicht:

Vorhanden waren 1856/57 Etablissements für Belegung der Gläser:
12 Belegen, nach Angabe mit 40 Belegtischen, deren Besitzer zugleich Glasfabrikanten sind und Glasschleif- und Polirwerke in eigenem Betriebe haben,

26 Belegen, mit ungefähr 70 Belegtischen, deren Inhaber sich blos mit Belegung befassen.

38 Belegen, in welchen etwa 110 Belegtische befindlich und 220 Arbeiter beschäftigt sind, wovon etwa die eine Hälfte Beleger, die andere Hälfte Wischer sind.

Ursprünglich bestanden meist nur Lohnbelegen. Erst in diesem Jahrhundert, sagt Beeg (S. 14) ist es allgemein gebräuchlich geworden, dass die Glasfabrikanten eigene Belegen einrichteten. Diese Lohnbeleger waren hausindustrielle Kleinmeister, die auf Rechnung der

⁸⁶⁾ A. a. O. S. 162, 243. ⁸⁷⁾ L. c. S. 18.

Händler und Fabrikanten belegten. Allmählig aber entwickelte sich in Fürth der Grossbetrieb, die Handelsherren und Fabrikanten fanden es vortheilhafter, ihren Betrieben, in welchen die Affination des Spiegelglases besorgt wurde, auch die Beleganstalt hinzuzufügen und so durch die Vereinigung der verschiedenen Arbeitsprozesse, welche ein Glasspiegel bis zur Fertigstellung, bezw. bis zur Einrahmung zu durchlaufen hat, die Produktion zu konzentriren, die Arbeitsleistungen zu steigern und zu verwohlfeilern. Man beachte, dass auf jede der zwölf Belegen, welche in den Händen der grosskapitalistischen Unternehmer (Glasfabrikanten u. s. w.) sich befinden, 3.3, auf jede der 21 Belegen der Heimbeleger nur durchschnittlich 2.6 Belegtische kommen. Und dieser Sieg des Grossbetriebs über den Kleinbetrieb hat immer raschere Fortschritte gemacht. Die Zahl der selbständigen Kleinmeister ist beständig geringer geworden, der fabrikmässige Betrieb hat die Zwergbelegen nach und nach aufgeschluckt. 1861 gab es, nach Mittheilung des Magistrats an die Regierung, 33 Belegen in Fürth, wovon 22 in unbewohnten, eigens zu diesem Zweck hergerichteten Lokalitäten; 11 Belegen waren in Wohnhäusern, und zwar mit Ausnahme einer einzigen auf Dachböden, unterhalb welcher sich Wohnungen befanden. Durchgängig konnten nur besser bemittelte Belegbesitzer zu solchen fixen Lokalitäten, die Manchen bedeutende Kosten machten, übergehen, es ist daher der Schluss gerechtfertigt, dass wir unter diesen 22 Belegen hauptsächlich Manufakturbelegen, unter den 11 aber mehr Heimbelegen zu suchen haben. 1883 aber betrug die Zahl der Spiegelglasgeschäfte mit eigenen Quecksilberbelegen nach Mittheilung des Magistrats an die mittelfränkische Regierung 30, die Zahl der Heimbelegen 9, die im Ganzen etwa 250 Arbeiter beschäftigt haben sollen. In einer Eingabe der Fürther Spiegelfabrikanten an das bayerische Ministerium des Innern dd. 12. Oktober 1883 werden 173 Arbeiter (48 männliche, 125 weibliche Personen) aufgezählt; die Zahl ist nicht korrekt, da eine Anzahl Belegen sich nicht betheiligt haben.⁸⁸⁾ Der Fortschritt, welchen die grosskapitalistisch

⁸⁸⁾ Der Vollständigkeit halber fügen wir, aus den Akten des Fürther Magistrats, eine statistische Uebersicht vom 22. Juni 1882 bei, die im Auftrag des bayerischen Ministeriums des Innern vom kgl. bayerischen statistischen

produzirenden Belegbesitzer gegenüber den kleinen Unternehmern nur seit 1856/57 gemacht haben, ist ganz eklatant. Die Zahl der ersteren ist um 150 % gewachsen, die Ziffer der Heimbelegen hat sich um 58.8 % vermindert. Solche Zahlen sprechen eine äusserst beredte Sprache.

Nach den Erhebungen, die ich in Fürth veranstalten liess, gab es Ende 1886 im Ganzen 32 Beleganstalten, und zwar 26 Manufakturbelegen (ich verstehe darunter diejenigen Etablissements, welche im Besitze von Fabrikanten oder Grosshändlern sich befinden und ein Mittelglied im Betriebe bilden, sei es, dass die Unternehmer die Gläser auf eigenen Hütten herstellen lassen und affiniren, sei es, dass sie blos veredeln und belegen, sei es, dass sie affinirte Gläser belegen lassen und en gros verschleissen), und 6 Heimbelegen, also hausindustrielle Betriebe für Fabrikanten oder Grosshändler um Lohn belegender Kleinmeister. Ueber zwei Heimbelegen, die von J. Manger und Scherber und Götz konnte nichts Näheres ermittelt werden; doch wird durch dieses Vacat der zwei Zwergbetriebe das Gesamtergebniss keineswegs beeinflusst. Mehr Betriebe wussten meine Ge-

Bureau zusammengestellt worden ist. Dieselbe ist, was Fürth betrifft, fehlerhaft. Es heisst darin: „Spiegelbeleganstalten bestehen in Bayern, soweit sie aus den Ergebnissen der Berufsstatistik von 1882 zu ermitteln sind, nur in der Stadt Fürth. Es bezeichnen sich daselbst als solche 21 Betriebe mit 170 Arbeitern; nachdem jedoch 2 derselben mit 60 Arbeitern sich als ‚Silberbelegen‘ aufführen, bleiben für Quecksilberbelegung 19 Betriebe mit 110 Arbeitern ausgewiesen. Von diesen sind 11 ohne Verbindung mit Fabrikation, Schleiferei oder Handel von Spiegeln oder Spiegelglas. Nachdem der Jahresbericht 1881 des Fabriken-Inspektors für Mittelfranken auf Seite 250 von 250 Arbeitern für Spiegelbelegung spricht, scheinen in Spiegelabriken noch Spiegelbelegereien zu existiren, für welche im Material der Berufszählung kein weiterer Nachweis vorliegt. Speziell der im Jahresberichte genannte Büchenbacher ist bei der Erhebung der Berufsstatistik als Spiegelglasfabrikant mit 66 Gehilfen ohne Nachweis einer damit verbundenen Beleganstalt aufgeführt.

Spiegelfabriken selbst sind in

Stadt München	1	mit	6	Gehilfen
- Fürth	21	-	142	-
- Nürnberg	4	-	14	-
Bezirksamt Fürth	2	-	36	-

Im ganzen Königreich 28 mit 198 Gehilfen.“

währsmänner nicht anzugeben, auf jeden Fall bilden die ermittelten die erdrückende Majorität, und man kann mit gutem Gewissen sagen, dass, was für diese, für alle gilt. Auch Dr. Wollner in seiner Abhandlung sagt: „Es existiren gegenwärtig hier 32 Quecksilberspiegelbelegen und zwar 30 in Verbindung mit Glasgeschäften und zwei sogenannte Heimbelegen, das heisst solche Belegen, in welchen für andere grössere Geschäfte meist von einem, manchmal von mehreren Personen gegen bestimmte Preise belegt wird.“⁸⁹⁾ Eingehendere Mittheilungen gingen mir über folgende 30 Geschäfte zu:

Aktiengesellschaft für Glas-, Spiegel- und Zinnfolienfabrikation.

Bach, J., Spiegelfabrik.

Bär, Simon, Kaufmann.

Bechmann, W., Spiegelhandlung und Glasbelege.

Bendit, Seligmann und Söhne, Spiegelfabrik.

Berlin, J. W., Spiegelfabrik.

Besold, W. F., Handel mit Spiegelglas und eingerahmten
Spiegeln.

Biedermann, H., Spiegelglas und Spiegelfabrik.

Binswanger, S., Fabrikation belegter Spiegel.

Büchenbacher, Jakob und Söhne, Spiegelglashandlung und Glas-
belege.

Büchenbacher, S., Spiegelfabrikation.

Cohn, M. J., Spiegelglasfabrik.

Ehrlich und Freudenreich, Spiegelglasgeschäft.

Feuchtwanger, Bernhard, Spiegelglasfabrik.

Fränkel, Gebrüder, Spiegel- und Spiegelglasfabrik.

Gostorffer, S., Spiegel- und Spiegelglasfabrikation.

Gutmann und Clussmann, Spiegel- und Spiegelglasfabrik, belegtes
und unbelegtes Glas für Verglasungen.

Haas, Friedrich, Heimbeleger.

Hausmann, L. & Co., Spiegelglasfabrik.

Heilbronn, Leopold, Spiegelglasfabrikation.

Krailsheimer, Philipp, Spiegelglasfabrik.

Lehmann, J. L., Spiegelglasfabrik.

⁸⁹⁾ L. c. S. 421.

Möstel, Wilhelm, Spiegelglasfabrikation und Spiegelmanufaktur
Morgenthau, M., Spiegel- und Spiegelglasfabrikation.

Ochs, Joh. Heinr., Heimbeleger.

Offenbacher, Gebrüder, Spiegelmanufaktur.

Otto, Joh. Gg. Paul, Heimbeleger.

Romberg, K., Spiegelglasfabrikation und Belege, Facettenschleiferei, Rahmenfabrik.

Scherber, J. K., Heimbeleger.

Schwarzmann & Heinemann, Spiegel- und Spiegelglasfabrik.

Die Heimbeleger sind Christen, die mittleren und grossen Geschäfte sind durchgängig im Besitze jüdischer Unternehmer, nur Besold, ein kleinerer Belegbesitzer, ist, wie man mir sagt, Christ. Spielen ja die Juden überhaupt in der Glasindustrie schon seit altersher eine hervorragende Rolle. Durch das ganze Mittelalter hindurch, ja bis auf den heutigen Tag ist in einigen Gegenden, darunter in Palästina selbst, eine gewisse Art Glasbläserei in ihren Händen. Im 6. Jahrhundert kommen sie in Konstantinopel vor; eine Legende weiss zu melden, dass ein jüdischer Glasmacher zum Tode verurtheilt wurde, weil er sein Kind, das an dem Altarsakrament theilgenommen hatte, in den Glasofen geworfen, woselbst jedoch die Jungfrau Maria die Kohlen erlöschen liess. Benjamin von Tudela, der jüdische Reisende, welcher 1160 bis 1173 schrieb, fand in Tyrus vierhundert jüdische Glasarbeiter. Ja ein Glas wurde nach ihnen Judenglas (*vitrum Judaeum*) genannt, das Bleiglas. Im Mittelalter, bemerkt Ilg (bei Lobmeyr S. 8/9), befassten sich die spekulativen Leuten auch besonders gern mit Herstellung falscher Edelsteine aus Glasflüssen. In Fürth sehen wir, wie die Spiegelindustrie zwar nicht jüdische Arbeit, wohl aber jüdisches Kapital anlockt, und die Quecksilberbelegen bilden die Grundlage, auf welcher sich in Fürth eine *féodalité juive* von Millionären aufgebaut hat, an welcher Toussenel seine Freude gehabt hätte. Einige der Grössten haben sich vordem des Handels mit Kühen und Pferden beflissen, vom Viehhandel war der Weg zur Quecksilberbelege leicht gemacht. Es ist interessant, zu beobachten, wie in Bayern das kapitalistische Judenthum sich einer Reihe von Erwerbszweigen fast vollständig bemächtigt hat. In Nürnberg, dem Hauptsitze des Hopfenhandels, beherrschen jüdische Gross-

händler despotisch den Markt und gebieten als merkantilistische Feudalherren über das mittelfränkische hopfenbauende Kleinbauernthum, in Fürth ist die Spiegelindustrie fast ausschliesslich in jüdischen Händen, und in Lichtenfels sitzen die jüdischen Kaufherren, welche aus den im furchtbarsten Elend verkommenden hausindustriellen Korbmachern Oberfrankens sich ihre Hörigen geschaffen haben. Die Naturgeschichte des Kapitalismus lehrt, dass jüdische Unternehmer im Produktionsprozess in der Regel so auftreten, dass sie Fabrikation und Handel vereinigen, als Fabrikanten-Kaufleute, als Kaufleute-Fabrikanten agiren, kombinierte Exploitation treiben. Zuerst herrschte in Fürth der kaufmännische Unternehmer, der als Verleger die kleinen Meister beschäftigt und sie in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältniss bringt, wie der Sonneberger Exporteur die Spielwaarenmacher des Meininger Oberlandes. Aber das Handelsgenie besitzt eine Poliranstalt, eine Glashütte, es erkennt, dass durch Vereinigung der Veredelungsprozesse des Glases bis zum belegten Spiegelglas unter Einer Kappe die Vorthelle des konzentrirten Betriebes ihm zufallen. Nacheinander entstehen die Fabrikbelegen, in welchen der Kaufmann von einer grösseren Anzahl Arbeiter die Geschäfte der Heimbeleger verrichten lässt. Er schafft die Hausindustrie auf erweiterter Stufenleiter, eine Manufaktur, der für den Arbeiter die Uebelstände der Heimarbeit ankleben, ohne dass sie ihm die günstigen Bedingungen des Grossbetriebs verschaffen; sie verewigen, vergrössern, steigern seine Leiden. Jedoch neben der Manufaktur vegetiren die Heimbeleger fort, sterben einen langsamen Tod unter dem mächtigen Druck des Grosskapitals. Diesem frohnen sie, von diesem allein hängt ihr Dasein ab, sie sind ihm auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Es vermag der Fürther Unternehmer nicht nur die Arbeiter in seiner Belege, sondern auch den kleinen Meister sich dienstbar zu machen. Abwechslung ergötzt. Der Fürst von Merkurs, also von Gottes Gnaden, hat es in der Hand, bald seine Manufakturproletarier, bald den Heimbeleger, bald beide zugleich auf die Tretmühle der kapitalistischen Akkumulation zu schicken. So vollzieht sich in ihm eine glänzende Personalunion der beiden Reiche Manufaktur und Handwerk. Aber mögen seinen Herrn und Gebieter zwei Kronen schmücken, der Arbeiter tröstet sich, auch er ging nicht leer aus,

ihm blieb die Dornenkrone. Man mag unsere Aera das Zeitalter der Sophistikation der Waaren nennen: Eine Waare aber wird sicherlich unverfälscht gehandelt, „unverwässert, unverzückert“, die Waare der Sophistikation. Die Sprache der bürgerlichen Wirthschaftsweise zeigt die Dinge und Verhältnisse in dem rosigen Licht, in welchem sie die Bourgeoisie sehen will. Der Humanitätsphilister schwärmt von dem häuslichen Gewerbfleisse, der seine Babies mit Spielzeug, seine Ladies mit Spitzen versorgt. Ist die Hausindustrie nicht die Arbeit im eigenen Heim? Mit demselben Rechte, mit dem der Steiner Schachtelmacher Fabrikant heisst. In unseren Tagen ist der Hausindustrielle derjenige, der nicht haushäblich, ist der Heimarbeiter der, welcher kein Heim hat; sie sind die ächten und rechten Nirgendheimer, die wahren Utopisten. Indess man verlange nichts Unmenschliches vom Fürther Fabrik-Kaufmann. Er mag nicht die Rolle von Buridan's Esel spielen. Manufaktur und Hausindustrie, er verspeist sie beide. Ein pffiger, ein wahrhaft homerischer, ein morgenländischer Esel!

Zu betonen ist, dass wir es hier mit einer organischen Manufaktur zu thun haben, welche auf rein handwerksmässiger Verrichtung sich aufbaut: dass die Manufaktur im Sinne von Marx („Kapital“, Bd. 1, S. 474ff., 3. Aufl. 1883) eine moderne ist, auf die stetig steigende Ausbeutung der wohlfeilen Weiberarbeit den Plan ihrer Arbeitstheilung begründet, ergibt sich aus dem Folgenden. Der kapitalkräftige Unternehmer allein ist im Stande, eine Vereinigung von Produktionsmitteln und eine Kooperation zahlreicher Theilarbeiter, „den Produktionsmechanismus, dessen Organe Menschen sind“ zu schaffen, welche ihm erlauben, mit Grazie und Nutzen den Tanz um das goldene Kalb auszuführen. In den eigentlichen Manufakturen herrscht der Kaufmann, und nicht Maschinenteknik, sondern Konzentration der Hände sichert ihm den Erfolg. Den Erfolg nämlich, welchen der vor allem zu realisiren vermag, welcher sich auf die kommerziellen Piffe und Kniffe, die Ebbe und Fluth des Zirkulationsprozesses, auf die Teufeleien des Handels versteht. Verstehen heisst nichts anders, als genug Mittel besitzen, als grosser Kapitalist sein. Die grösseren Unternehmer profitiren nicht durch die maschinelle Technik der Grossindustrie. Aber ausgerüstet mit den Vortheilen

des manufaktuellen Betriebs erreichen sie das Ziel ihrer Wünsche, den Mehrwerth, und die Akkumulation, die Kapitalisirung desselben durch die Herrschaft über die Absatzverhältnisse. Vermögend, mit der Brüderschaft der kapitalistischen Kaufleute im Inland und im Ausland innig verbunden, gestützt auf die Machtmittel des heutigen Grosshandels, auf ein ausgebildetes Kreditsystem, auf Wechsel und auf Agenten, auf Musterreiter und Giro-Konto, auf Referenzen und Kabeldraht, auf Segel und Dampf, können sie, die Leviten des Kapitals, stolz herabschauen auf die hausindustriellen Krethi und Plethi. In ihren Händen liegt die Verschleissorganisation. Der kommerzielle Faktor wird, wie Albin Bráf in seinen ausgezeichneten „Studien über nordböhmische Arbeiterverhältnisse“ (Prag 1881, S. 132) mit Recht hervorhebt, bei den Untersuchungen über den Sieg des Grossbetriebs selten genügend gewürdigt. Die Heimbeleger wurden zu Lohnarbeitern der grossen Belegbesitzer, gerade so wie dies Jahrhundert die stolzen Zunftmeister des Reichenberger Tuchmachergewerks, des mächtigsten in ganz Böhmen, zu Lohnwebern im Dienste der Grossunternehmer herabsinken sah.

In den 30 Beleganstalten wurden im ganzen 103 Belegtische gezählt. Die Zahl der Tische, an welchen gearbeitet wird, wechselt selbstverständlich mit dem Stande des Geschäfts.

I. Verhältnisszahlen der Belegen und der Belegtische.

Es gab unter den 30 oben bezeichneten Geschäften:

Gruppe	Beleg-Anstalten	darunter Heimbelegen	Belegtische
I:	4	1	mit je 1
II:	13	2	mit je 2
III:	1	—	mit 3
IV:	8	1	mit 4
V:	1	—	mit 6
VI:	1	—	mit 7
VII:	1	—	mit 12
VIII:	1	—	mit 13

Im Ganzen 30 Beleganstalten mit 103 Belegtischen.

Auf eine Heimbelege kommen 2.2, auf eine Fabrikbelege 3.6 Tische im Durchschnitt; im Jahre 1856/1857 war, wie wir gesehen,

das Verhältniss 2.6 : 3.3. Thatsächlich ist aber die Sachlage für die Hausindustriellen noch weit ungünstiger, als diese Ziffern bereits darlegen.

Wie steht es mit der Zahl der im Jahresdurchschnitt in den Belegen beschäftigten Arbeiter? Es gab

II. Verhältnisszahlen der Belegen und der Arbeiter.

- A. 6 Beleganstalten mit je 2 Arbeitern, und zwar: 5 Beleganstalten mit je 1 männlichen, 1 weiblichen Arbeiter; 1 Beleganstalt mit 2 weiblichen Arbeitern.
- B. 6 Beleganstalten mit je 3 Arbeitern, und zwar: 1 Beleganstalt (Heimbelege) mit 3 w. A.; 5 Beleganstalten mit je 1 m., 2 w. A.
- C. 5 Beleganstalten mit je 4 Arbeitern, und zwar: 1 Beleganstalt (Heimbelege) mit 4 w. A.; 4 Beleganstalten mit je 1 m., 3 w. A.
- D. 2 Beleganstalten mit je 5 Arbeitern, und zwar: 1 mit 5 w. A., 1 mit 2 m., 3 w. A.
- E. 1 Belege mit 7 (2 m., 5 w.) A.
- F. 2 Beleganstalten mit je 8 Arbeitern, und zwar: 1 mit 1 m., 7 w.; 1 mit 2 m., 6 w. A.
- G. 4 Beleganstalten mit je 9 Arbeitern, und zwar: 2 mit je 2 m., 7 w. A.; 1 mit 9 w. A.; 1 mit 1 m., 8 w. A.
- H. 1 Beleganstalt mit 10 (3 m., 7 w.) A.
- I. 1 Beleganstalt mit 19 (2 m., 17 w.) A.
- K. 1 Beleganstalt mit 22 (6 m., 16 w.) A.
- L. 1 Beleganstalt mit 32 weibl. Arbeitern.

Das macht im Ganzen auf die 30 Belegen 202 Arbeiter, 37 männliche (dieselben sind nur Beleger) und 165 weibliche.⁹⁰⁾ Mitgezählt

⁹⁰⁾ Diese von mir mit Hilfe von Fürther Arbeitern angestellte, Ausgang Dezember 1886 abgeschlossene Zählung, deren Ergebnisse bereits in No. 4 der „Neuen Zeit“ (Aprilheft 1887. Fünfter Jahrgang. Verlag von J. H. W. Dietz) veröffentlicht worden sind, wird durch die Mittheilungen des mittelfränkischen Fabrikinspektors in seinem Frühjahr 1887 erschienenen Jahresberichte für 1886 bestätigt. Nach ihm gab es i. J. 1885: 286 in den Belegen beschäftigte Personen, „von denen per Woche nur etwa 160 als gleichzeitig in Arbeit stehend angenommen werden können“. Und für das Jahr 1886 ergibt sich, dass in allen Belegen etwa 326 Personen angewendet wurden, „von denen durchschnittlich per Woche 182 als gleichzeitig in Arbeit stehend zu betrachten

sind hier diejenigen Meister und deren Angehörige, welche nicht bloß Aufsichtsbeamte und Afterunternehmer sind, sondern welche selbst noch mitarbeiten. Es waren deren etwas über zwanzig, von denen zwölf mit ihren Frauen in der Arbeit abwechselten. Sie gehören fast durchgängig in die kleineren Geschäfte. Nicht mitgezählt sind die nicht arbeitenden Meister. Von diesen letzteren finde ich in den von mir ausgegebenen Fragebogen aufgeführt: 10 Meister und 1 Meisterin, welche für sich allein, 1 Meister, der mit einem Geschäftsführer, 1 Meister, der mit seiner Frau, 1, der mit Frau und Tochter thätig ist, und diese Zahl vertheilt sich auf sieben Geschäfte. Es sind nämlich in einem Geschäft (Gruppe L) 1 Belegmeister und 1 Geschäftsführer, 1 Meister mit Frau, 1 Meister mit Frau und Tochter, in einem (K) 3 bloß als Aufseher dienende Meister (ein Belegmeister in diesem Geschäfte arbeitet selbst), ferner in einem Geschäft (unter D) 1 Belegmeister, in einem vierten (unter F) gleichfalls 1 Meister, in einem fünften (unter H) 1 Meister und eine Meisterin, in einem sechsten (unter G) 2 Meister, und im siebenten Geschäft (unter 'G) 2 Meister. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so herrschen in dem unter L aufgeführten Geschäft folgende Zustände: Im Belegraum I gebieten 1 Meister und 1 Geschäftsführer über 4 Belegerinnen, 1 Presserin, 4 Wischerinnen, 3 Lieferfrauen; im Belegraum II ein Meister nebst Frau über 4 Belegerinnen, 4 Wischerinnen, 3 Lieferfrauen, im Belegraum III ein Meister nebst Frau und Tochter über 4 Belegerinnen, 1 Lieferfrau. Die grossen Geschäfte sind es, in welchen diese Art des Belegmeisterthums gedeiht, und zwar diejenigen vor allem, in welchen die das edle Fabrikantengemüth so sehr entzückende zarte Blüthe der Frauenarbeit gehegt wird.

sind“. „Unter den im Jahre 1886 in allen Belegen beschäftigten Personen befanden sich 73 Beleger, 72 Belegerinnen und 181 Wischerinnen, also rund 22 Prozent Männer und 78 Prozent Frauen.“ A. a. O. S. 67/68. Die Schätzungen des Fabrikinspektors über den wirklichen, aktiven Durchschnittswochenbestand und die oben im Text gegebenen Zahlen differiren nur ganz unbedeutend, und dieser Unterschied verschwindet, wenn man bedenkt, dass bei ihm der Jahresdurchschnitt, und hier der Bestand für November-Dezember 1886 berechnet ist. Der Fürther Bezirksgerichtsarzt, Herr Dr. Wollner, schätzt die Zahl der beschäftigten Arbeiter zwischen 160 bis 185, „von denen kaum der vierte Theil Männer sind“. L. c. S. 421.

Dass die Frauenarbeit in der Spiegelbelegindustrie überwiegt, zeigt ein einziger Blick in die von uns gegebene Uebersicht II. Dieselben sind aber nicht bloß als Hilfsarbeiterinnen der Beleger, als Wischerinnen, Presserinnen, Lieferfrauen beschäftigt, sie werden von Tag zu Tag mehr an die Stellen der männlichen Beleger gesetzt, sie verdrängen die Männer vom Belegtisch und dadurch aus den Belegen überhaupt. Dadurch wird die Gefahr, welche durch das Dasein der Belegen vorhanden ist, erheblich gesteigert. Der mittelfränkische Fabrikinspektor, der im Jahre 1883 (Ber. der Bayer. Fabrikinsp. S. 57) schrieb: „Die Beleger sind meistens Männer, nur in einzelnen Fällen finden sich auch Frauen als solche, die Gehülfen dagegen sind fast ohne alle Ausnahme Frauen,“ ist nicht gut unterrichtet gewesen.⁹¹⁾ Kein Mann, trotz zäherer Struktur des Organismus, trotz grösserer Widerstandsfähigkeit kann den Einflüssen der Quecksilbervergiftung auf die Dauer widerstehen. Der Ausscheidungsprozess der männlichen Arbeiter aus den Belegen, wie er sich jetzt vollzieht, wird die Gefahr in's Ungeheuere vermehren und vergrössern. Früher waren die Weiber bloß als Hilfsarbeiterinnen beschäftigt. Je mächtiger indess die Spiegelmanufaktur sich entfaltete, desto gewaltiger wuchs der Heisshunger der Unternehmer nach möglichst billiger Arbeit. Man erfand das System der Belegmeister, man vervollkommnete durch steigenden Gebrauch der Doppeltische, an wel-

⁹¹⁾ Im Jahre 1886 ist er anderer Meinung. „Von den Arbeitern männlichen und weiblichen Geschlechtes ist nur die kleinere Hälfte mit Belegen, die grössere mit Wischen beschäftigt, da meistens ein Beleger mit einer Wischerin, in manchen Fällen dagegen auch ein Beleger mit zwei Wischerinnen arbeitet. Da nun auch das Belegen zum Theil von weiblichen Händen geschieht, so ergiebt sich von selbst, dass das weibliche Personal bedeutend überwiegt. Nach der Zusammenstellung des Gemeinde-Kranken-Bureaus waren im Jahre 1885 von 195 Quecksilberarbeitern (davon 160 durchschnittlich in Arbeit) 42 männliche und 151 weibliche, erstere sämtlich Beleger, von letzteren 41 Belegerinnen und 110 Wischerinnen, also im Ganzen 85 mit Belegen, 110 mit Wischen beschäftigte Personen. Die Arbeitgeber geben die Zahl der Arbeiter auf 280 an, bei derselben Durchschnittszahl von 160 zu gleicher Zeit Beschäftigten. Die Verhältnisszahl zwischen männlichem und weiblichem Personal wird hierdurch wohl kaum geändert werden. Das von diesem Arbeiterpersonal gelieferte Produkt beziffert einen Werth von ungefähr 8 Millionen Mark.“ Wollner l. c. S. 422.

chen ein Beleger die Arbeit zweier Beleger verrichtet, die Technik der Arbeit, man schickte den kräftigeren, eigenwilligeren, zur Rebellion gegen das Joch des Kapitals leichter geneigten Mann, dessen Arbeitskraft dem Kapitalisten zu theuer wurde, immer häufiger aus der Beleganstalt und versuchte es mit den willigen und billigen Weibern. Die grösste Fürther Beleganstalt beschäftigt, wie wir oben gesehen, nur Frauen unter Führung von Meistern. Immer anstrengendere Arbeit wird den Frauen zugemuthet, und sie führen dieselbe aus. Sie stehen am Doppeltisch, sie belegen grosse, sehr grosse Spiegel, die früher nur von Männern hergestellt wurden. Wenn so weiter gewirthschaftet wird, wie jetzt, wird in absehbarer Zeit der letzte männliche Beleger aus dem Betrieb verschwinden: einige technische Verbesserungen noch, welche gewisse Manipulationen durch Frauen ausführbar machen, und die Frau hat dann allein das Recht auf Arbeit in der giftgeschwängerten Atmosphäre der Quecksilberbelegen. Leider ist es nicht möglich, ziffermässig den Fortschritt, den die Frauenarbeit in diesem Gewerbe gemacht, festzustellen. Die ausserordentlich dürftigen Feststellungen des Magistrats aus den Jahren 1857, 1861 und 1883, die wir oben mitgetheilt haben, bieten hierüber keine Anhaltspunkte. Die von mir gepflogene Erhebung bietet selbstverständlich nur Annäherungswerthe, was bei den zahlreichen Hindernissen und Unzulänglichkeiten einer privaten Statistik selbstverständlich ist. Würde diese Arbeit aber den Anstoss dazu geben, dass eine umfassende, gründliche und sachliche Statistik über die Zustände in den Belegen von Amtswegen angestellt würde, so wäre eine ihrer Hauptaufgaben erfüllt. Uebrigens wird wohl von keiner Seite die Zunahme der weiblichen Arbeitskräfte in den Belegen geleugnet werden. Sagt doch auch der mittelfränkische Fabrikinspektor in seinem letzten Bericht: „Was . . . die Quecksilberspiegelbelegen betrifft, so habe ich schon erwähnt, dass in der Neuzeit die Verwendung von Arbeiterinnen in denselben zugenommen hat, und betraf diese Zunahme lediglich die Beschäftigung des eigentlichen Belegens, da als Belegergehilfen zum sogen. Wischen der Gläser auch früher schon ausnahmslos Frauenzimmer Verwendung fanden.“ (l. c. f. d. Jahr 1886. S. 58) In den von uns untersuchten Belegen waren unter 202 Beschäftigten 165, d. h. 81.1% sämt-

licher Arbeiter Weiber. Dieselben waren nicht blos als Hilfsarbeiterinnen der Beleger, als Wischerinnen u. s. w. beschäftigt, sondern auch in ganz erheblicher Anzahl als Belegerinnen. Es wurden unter ihnen mindestens 36 bis 37 als Belegerinnen arbeitende Weiber gezählt, eine Zahl, welche derjenigen der männlichen Beleger (37) zum wenigsten gleichkommt. Von den 37 Männern waren, soviel ich ermitteln konnte, 33 verheirathet, 1 Wittwer und 3 ledig; von 154 der 167 Arbeiterinnen ist festgestellt worden, dass 103 verheirathete Frauen sind, 2 sind Wittwen. 51 Ledige: es waren demnach unter diesen 154 66.8% Verheirathete, 33.1% Ledige, 0.1% Verwittwete. Die soziale Bedeutung dieses Ueberwiegens der Ehefrauen gebührend hervorzuheben ist einem späteren Abschnitt dieser Untersuchung vorbehalten. Vorläufig genügt es, die Thatsachen zahlenmässig festgestellt zu haben.

Merkurius, wie die Alchymisten das Quecksilber nannten, beherrscht heute die Fürther Belegen. Der Quecksilberbeleg, dereinst in Deutschland zuerst geübt, verschwindet für Jahrhunderte aus seiner ursprünglichen Heimath, gelangt in Venedig zur Blüthe und kommt nach Nürnberg-Fürth, allem Anschein nach auf dem Umwege über England, oder vielleicht, wenn Winkler's Annahme, gegen die aber auch das vollwichtige Zeugniß des sorgfältigen Roth spricht, richtig sein sollte, über Frankreich. In beide Länder wurde es aus Italien verpflanzt. Gedieh doch durch Colbert's Bemühungen die französische Spiegelindustrie in geradezu glänzender Weise. Johann von Horneck, der im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts schrieb, verspottet in seinen „Bedenken über die Manufakturen in Deutschland“, die völlige Abhängigkeit der herrschenden Klassen in Deutschland von französischer Sitte, Mode und Manufaktur: „Die französischen Manufakturen belangend, so ist es bereits so weit damit gediehen, dass uns Deutschen bereits kein Kleid mehr recht ist, wenn es nicht in Frankreich gemacht worden, ja die französischen Scheermesser putzen unseren Bart besser als andere Ihre Spiegel sind besser als die venetianischen.“ Horneck nennt also neben der alten Bezugsquelle für Spiegel, neben Venedig als einflussreiche Nebenbuhlerin Frankreichs Spiegelmanufaktur; von einer deutschen weiss er nichts zu sagen. Dass nach Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes französische

Refugiés sich in Deutschland niederliessen, ist bekannt genug, und so könnten denn auch in der freien Reichsstadt Nürnberg betriebsame Männer, welche auf die moderne Spiegelfabrikation sich verstanden, eine Zuflucht gefunden haben. Nach England kamen venetianische Glaskünstler unter Elisabeth, die auch einen Antwerpener Quarre, auch Carye genannt, nach London berief, um „Spiegel wie jene in Frankreich zu fertigen“. Der Herzog von Buckingham in Lambeth liess um 1673 venetianische Arbeiter kommen, um Spiegelglas zu machen. (Ilg bei Lobmeyr, S. 119.)

Es erübrigt uns aber noch auf eine Belegmethode hinzuweisen, welcher eine grosse Zukunft gewiss ist, und die im Interesse der Arbeiter von den Fachmännern noch viel ernstlicher als bisher in's Auge gefasst werden sollte, wir meinen das Silberbelegen der Spiegel. Der Engländer Drayton führte es im Jahre 1843 ein.⁹²⁾ Das Verfahren beruht darauf, dass alkalische Silberlösungen in Berührung mit reduzierenden Substanzen unter Abscheidung von metallischem Silber zersetzt werden, und dass das Silber dabei unter gewissen Umständen in Form eines metallglänzenden Ueberzuges das Glas bedeckt. Justus von Liebig, dem die Wissenschaft so viel verdankt, gab dem Verfahren wesentliche Verbesserungen. Im Jahre 1857 musste Beeg⁹³⁾ noch schreiben: „Obwohl es mir mit Freiherrn Dr. von Liebig's wesentlichster Unterstützung gelungen ist, ziemlich befriedigende kleinere Spiegelflächen darzustellen, so besteht doch noch keineswegs eine sichere Aussicht auf die Möglichkeit der Einführung in den grossen Fabrikbetrieb.“ Das ist jetzt anders geworden, mehrere Firmen, darunter das grosse Exportgeschäft von Winkler, haben bedeutende Silberbelegen. In England wird vorwiegend mit Silber belegt, ebenso in Belgien, wo man nur auf Verlangen mit Quecksilber belegte Spiegel liefert. In Oesterreich wird zum Theil mit Silber, zum Theil mit Quecksilber belegt. Die bekannten Fabriken der französisch-deutschen Gesellschaft von St. Gobain, Chauny, Cirey, Montlucon, Stolberg und Waldhof geben nur Quecksilberbelegung, blos über Auftrag Silberbeleg. Der Silberbeleg ist für die Arbeiter bei weitem nicht so gefährlich, als die Giftarbeit des Quecksilber-

⁹²⁾ Muspratt II, 1375. ⁹³⁾ A. a. O. S. 8.

belegens. Ein ausgezeichnete Fachmann, Lobmeyr⁹⁴⁾, schrieb schon 1874: „Einige in neuester Zeit entdeckte Vorthelle in der Manipulation und die seither gemachten Erfahrungen, z. B. dass nur ganz frisch polirte Tafeln sich zur Silberbelegung eignen, weil andere unbedingt Flecken erhalten, sind geeignet, ein Gelingen besser zu verbürgen, und es wäre somit die Hoffnung vorhanden, dass von der für die Gesundheit des Arbeiters immerhin nachtheiligeren Manipulation der Quecksilberbelegung nach und nach abgegangen werden wird. Bei gleicher Dauerhaftigkeit ist die Silberbelegung entschieden vorzuziehen, denn sie ist weisser und durch Feuchtigkeit oder auf dem Transport wie auch beim Anfassen weniger leicht zu beschädigen.“ Die technische Chemie hat hier noch manche Aufgabe zu lösen, und sie wird es thun, wenn der nöthige Druck von aussen wirkt. Vorläufig aber sind die Silberbeleger in Fürth noch erheblich in der Minderheit, und das System des Quecksilberbelegs opfert Jahr für Jahr ganze Arbeiterkompagnien dem Merkurialismus. Wie nachtheilig dieser Zustand für die Quecksilberarbeiter ist, das werden wir später sehen. Hier wollten wir blos auf den Silberbeleg hinweisen, um an geeigneter Stelle unsere Schlüsse daran zu knüpfen.

Zum Schluss dieses Abschnitts werfen wir einen Blick in die Berichte der mittelfränkischen Handelskammer: aus den Mittheilungen dieser Organisation des Unternehmerthums können wir das Steigen der Exportziffer, den Aufschwung der Spiegelmanufaktur recht gut erkennen. Vorausgeschickt sei, dass in Nürnberg nach Winkler bis etwa 1870—71 mehrere Spiegelmanufakturen waren, und dass auch in Erlangen Spiegel gemacht wurden. In letzterer Stadt ist noch heute eine Anstalt für Glasaffinirung, für Herstellung von Folien, und eine kleinere damit verbundene Belege. Beginnen wir mit dem Jahre 1859. Da heisst es⁹⁵⁾: „Die Spiegelfabrikation ist trotz der Krisis im Allgemeinen gegen das Vorjahr nicht zurückgeblieben und fand namentlich nach Amerika guten Absatz. Die in unserem vorjährigen Bericht angedeutete Konkurrenz, die diese Industrie für die weissen Gläser durch Aachen und Mannheim⁹⁶⁾ erhalten

⁹⁴⁾ A. a. O. S. 157. ⁹⁵⁾ A. a. O. S. 17. ⁹⁶⁾ Napoleon der Kleine hatte durch seinen gelungenen Staatsstreich die Herrschaft der Börsengaunerei und

würde, ist seitdem sehr drückend eingetreten und schwer zu bestehen.“⁹⁷⁾ Im Jahre 1860 wird gemeldet: „Die Spiegelfabrikation fand bis gegen Monat November starken Absatz in Amerika.“⁹⁸⁾ Der Erlanger Handelsrath wünscht, dass die bayerische Regierung bei der französischen vorstellig werde, um eine Herabsetzung des Eingangszolls auf halbwisse (grüne) belegte Spiegelgläser von 50% auf 15% zu veranlassen, da die sogenannten doppelten Gläser von 14/10 französischem Maass aufwärts herzustellen durch die Höhe des Zolls zur Unmöglichkeit geworden sei, und die Gläser von 14/10 abwärts so enorm verzollt werden müssten. Weniger günstig liess sich, in Folge der Vorgänge in Nordamerika, das Jahr 1861 an. Dagegen waren 1862 „die Fabriken für Spiegelglas in geregeltem Betrieb und zum Theil stark beschäftigt.“⁹⁹⁾ Gehen wir zwei Jahre weiter! Das Jahr 1864 bringt in $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ weissen Gläsern ein lebhaftes Geschäft, namentlich in den nach Amerika gangbaren Sorten, „so dass die fertige Waare stets raschen Abgang fand und es zu keinen Vorräthen kam.“¹⁰⁰⁾ Auch im folgenden Jahre ist grosse Nachfrage aus Amerika nach

der Gründungen inaugurirt; die berüchtigte „démocratisation du crédit“, die im Börsenspiel systematisch nicht blos den Grossen, sondern auch den Kleinen das Geld nahm, gedieh üppig. Damals im Jahre 1852 gründete eine Gesellschaft französischer Kapitalisten in Aachen und Stollberg bei Aachen eine Aktien-Gussglas- und Spiegelfabrik. Gleichzeitig, wohl hauptsächlich um diesem Unternehmen Konkurrenz zu machen, errichtete die berühmte französische Spiegelfabrik von St. Gobain eine Fabrik zu Waldhof bei Mannheim. Das grosse Kapital wurde durch das grössere geschlagen, die Aachener Fabrik, deren Aktien mittlerweile fast alle in den Besitz Aachener und Kölner Geldmänner übergegangen waren, liquidirte 1857 und wurde von der Mannheimer Gesellschaft, d. h. von der Société de St. Gobain übernommen. Dadurch erwuchs den Fürther Spiegellords eine unbequeme Konkurrenz. Beeg, a. a. O. S. 3; Winkler S. 13. ⁹⁷⁾ Ueber die Silberbelegung heisst es: „Die in neuester Zeit von einigen Fabriken bereits praktisch benützte Silberbelegung der Spiegelgläser nimmt die höchste Aufmerksamkeit in Anspruch, es wird jedoch vorerst noch einige Zeit abzuwarten sein, wie sich dieses neue Verfahren, was der Entbehrung der für die Arbeiter so schädlichen Quecksilberbelegung wegen nicht freudig genug begrüsst werden kann, bewährt, bevor eine allgemeine Anwendung eintreten dürfte.“ Sehr hübsche Redensarten, aber weiter auch nichts! ⁹⁸⁾ A. a. O. S. 6. Ferner: „Die Silberbelegung, noch immer in Entwicklung begriffen, hat bis jetzt noch keinen nennenswerthen Einfluss auf das Geschäft geübt.“ ⁹⁹⁾ S. 10. ¹⁰⁰⁾ S. 27—28.

belegten Gläsern. „Die Nachfrage nach $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ weissem Glas, deren Veredlung, Belege und Verschleiss hauptsächlich von Fürther, Nürnberger und Erlanger Häusern betrieben wird, hat nach Beendigung des Krieges in Amerika einen bedeutenden Aufschwung genommen, was einen bedeutenden Preisaufschlag um so mehr rasch eintreten liess, als die Glasschleiferwerke nicht genügend liefern konnten, und der Bedarf Amerikas noch lange nicht gedeckt scheint.“¹⁰¹⁾ Ueber das Handelsjahr 1866/67 heisst es: „Der Absatz in $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ weissen Gläsern hat in der ersten Hälfte des verflossenen Jahres eine noch nicht dagewesene Höhe erreicht, zum grössten Theil für den Export nach Nordamerika. Die massenhaften Sendungen, welche aus Anlass des Krieges nach diesem Lande geworfen wurden, haben aber eine bedeutende Ueberfüllung des Marktes gebracht, in Folge dessen die Preise bedeutend zurückgegangen und darunter sehr gedrückt sind.“¹⁰²⁾ Ein Jahr fünf später wird berichtet: „Unter wesentlich gestiegenen Preisen war ein bedeutender Absatz in allen Sorten Gläser, welche zum grössten Theil in Fürth belegt und von da nach allen Weltrichtungen versandt worden. Allein nach Amerika darf das damit gemachte Geschäft auf einen Werth von zwei Millionen Gulden für das Jahr 1871 veranschlagt werden.“¹⁰³⁾ Ueber die Jahre 1874—76 liegt ein Bericht des Handelskammer-Gremiums Fürth vor, dem wir Folgendes entnehmen: „Die Produktion von Spiegelglas ist, nachdem auch die Erlanger Aktiengesellschaft ihren Sitz nach Fürth verlegt hat, nahezu ausschliesslich in Fürth zu Hause.“ Hier wird von den Fürther Unternehmern die Oberherrschaft der Fürther Spiegelmanufaktur ausdrücklich und feierlich deklariert. Als das Hauptabsatzgebiet wird Amerika bezeichnet. In diesem Bericht wird eine Uebersicht über die Höhe der Ausfuhr nach Nordamerika gegeben. Es wurde dorthin an Spiegelglas ausgeführt:

1871/72	für	1,850,000 fl.
1872/73	„	1,910,000 fl.
1873/74	„	1,830,000 fl.
1874/75	„	1,810,000 fl.
1875/76	„	1,356,000 fl.

¹⁰¹⁾ S. 32, 33. ¹⁰²⁾ S. 24—25. ¹⁰³⁾ S. 19.

„Diese Summen repräsentiren stets ungefähr den dritten Theil des Exports sämtlicher Waaren nach den Vereinigten Staaten im Konsularbezirk Nürnberg, welcher sich bekanntlich weit über die Grenzen des mittelfränkischen Kreises erstreckt.“¹⁰⁴⁾ Aus dem Jahre 1879 und den folgenden Jahren liegen einige Angaben über die Ausfuhr aus den Konsulatsberichten vor. Ganz bedeutend ist das Steigen der nordamerikanischen Ausfuhrziffer. Es ging aus dem Konsulatsbezirk Nürnberg, an erster Stelle aus Fürth, Fenster- und Spiegelglas (belegtes und unbelegtes) nach den Vereinigten Staaten:

1. Oktbr. 1876 bis 30. Septbr. 1877 für	477635.64 Doll. = ca. 2029948.75 Mk.
1. Oktbr. 1877 bis 30. Septbr. 1878 für	477701.94 Doll. = ca. 2030228.50 Mk.
1. Oktbr. 1878 bis 30. Septbr. 1879 für	627418.88 Doll. = ca. 2666526.50 Mk.
1. Oktbr. 1879 bis 31. Decbr. 1879 für	220059.95 Doll. = ca. 935251.75 Mk.
1880 für	994432.48 Doll. = ca. 4226336.00 Mk.
1881 für	913085.00 Doll. = ca. 3880611.25 Mk.
1882 für	1234316.26 Doll. = ca. 5245843.00 Mk.
1883 (an Spiegelglas) für über	5000000 Mk.
1884 für	1394895.30 Doll. = ca. 5928201.75 Mk.
1885 für	1463058.60 Doll. = ca. 6117996.50 Mk.
1886 für	1665450.00 Doll. = ca. 7078162.70 Mk.

Dieses riesige Anschwellen der Ausfuhrsummen zeigt den Aufschwung der Fürther Spiegelfabrikation so deutlich, dass wir, da ja die amtlichen Mittheilungen die Sachlage klar genug darstellen, einer ausführlichen Erläuterung uns wohl enthalten können. Hinzugefügt sei nur, dass 1882 der Werth der Gesamtproduktion von Spiegelglas sich auf 9—10 Millionen Mark belief.¹⁰⁵⁾ Nach Frank-

¹⁰⁴⁾ S. 84. ¹⁰⁵⁾ Mit vollem Recht beklagt sich übrigens das Fürther Gremium der mittelfränkischen Handelskammer darüber, dass der nordamerikanische Konsul in Nürnberg nicht die Ausfuhr für jeden einzelnen der ihm unterstellten Plätze gesondert gibt. Ueber die dadurch hervorgerufenen Unzulänglichkeiten wird in einer Zuschrift aus Fürth, offenbar aus Spiegelfabrikantenkreisen in der „Frankfurter Zeitung“ unter'm 6. Dezbr. 1886 (Handelsblatt der „Frkf. Ztg.“ vom 9. Dezember 1886) gejamert: „Es ist eine bekannte Thatsache, dass von den aus dem Konsulardistrikt Nürnberg nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgeführten Waaren der weitaus grösste Theil aus Fürth kommt, und namentlich das allein einen beträchtlichen Theil der ganzen Ausfuhrsumma ausmachende Spiegelglas, ferner auch sehr bedeutende Antheile der Ausfuhr an Blattgold, Fancy goods, Hopfen etc. von Fürther Exporteuren versandt werden. Ich bin in der Lage

reich, Belgien, Holland, meldet der Bericht, sei die Ausfuhr auf die kleinsten Maasse beschränkt, Oesterreich sei ganz verschlossen und mache selbst Deutschland Konkurrenz, Amerika, Spanien und Italien seien die Hauptexportländer. Zu den 7 Millionen Mark, die auf die Vereinigten Staaten treffen, kommt 1886 noch ein weiterer Umsatz von 4 Millionen im übrigen Ausland und in Deutschland selbst. „Der Export nach Amerika liegt ausschliesslich in den Händen Fürther Firmen.“ „Für belegtes Salinglas — sogenanntes Schockglas — welches Fürth seine Einführung auf dem Weltmarkt verdankt, ist trotz auswärtiger Konkurrenz Fürth tonangebend. Der Bedarf und Konsum in ganz kleinen, runden, ovalen und viereckigen Scheibchen für Massenartikel ist ein ganz enormer“, heisst es im 1886er Bericht der mittelfränkischen Handelskammer.

Ob bei der anerkannten Weltstellung der Fürther Spiegelindustrie die österreichische, d. h. vor allem die böhmische Konkurrenz wirklich eine so drückende ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; die Zustände in den böhmischen Belegen sollen zwar, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, noch schlechter als in Fürth, und die Ausnützung der Arbeitskräfte eine unerhörte sein. Boeheim¹⁰⁶⁾ giebt folgende Daten über böhmische Belegen: Handelskammerbezirk Pilsen. Spiegelbelegen:

nachzuweisen, dass von der im vergangenen Jahr Doll. 4 $\frac{1}{4}$ Millionen betragenden Ausfuhrsumma des Nürnberger Konsulardistrikts auf Fürth allein etwa 3.17 Millionen entfallen. Dessenungeachtet findet sich die Ausfuhr des hiesigen Platzes in der von dem Nürnberger Konsulat ausgewiesenen Exportziffer inbegriffen, und trotz aller möglichen Petitionen bei den verschiedensten Stellen konnte das Handels-Gremium in Fürth noch nicht erreichen, dass der Export aus Fürth ebenso wie in früheren Jahren und ebenso wie bei kleineren Plätzen, wie Kehl oder Sonneberg, gesondert aufgeführt wird. Eine Schwierigkeit könnte dies nach keiner Richtung bieten, da Fürth seinen eigenen Konsular-Agenten hat und der hiesige Exporteur seine Fakturen am Platze selbst legalisiren lässt. Für die Vereinigung der Exportziffern Fürths und Nürnbergs liegt also absolut kein Grund vor, und der amerikanische Generalkonsul in Frankfurt würde einem in hiesigen Handelskreisen lebhaft empfundenen Wunsch entsprechen, wenn er anordnet, dass der Export aus Fürth und Nürnberg künftig getrennt veröffentlicht wird.“ So der Schmerzensschrei der tiefverwundeten Exporteursseele. Ausfuhrstatistik ist freilich auch keine Lohnstatistik. Indess der Wunsch des Fürther Anonymus ist gerechtfertigt.

¹⁰⁶⁾ Bei Lobmeyr, S. 276, 278.

Pilsen, 4 Belegtische, Silber. Arb.: 3 M., 6 W.

Stankau, Bez. Bischofteinitz, 4 Belegtische, Weiss- und Belegtische.
Quecksilber. Arb.: 7 M., 6 W.

Sofienhütte, Bez. Taus. 5 Belegtische. Quecksilber. Arb.: 9 M., 8 W.

Kreuzhütte, Bez. Bischofteinitz, 10 Belegtische, Silber und Quecksilber. Arb.: 8 M., 14 W., 4 Kinder!

Chumo, Bez. Schüttenhofer. 2 Belegt., Quecksilber. Arb.: 1 M., 4 W.

Hartmanitz, Bez. Schüttenhofen. Firma: J. Bloch. 8 Belegtische, Silber und Quecksilber. Arb.: 4 M., 20 W.

Elisenthal, Bez. Schüttenhofen. Firma: Jac. Mallmann. 2 Belegtische, Silber. Arb.: 4 M., 1 W., 1 K.

Produktionswerth 1870: ca. 555000 fl.

Handelskammerbezirk Reichenberg: Lindenau, Bez. Haida. 4 Belegtische. Gesamtspiegelproduktion 11000 Ztnr. — Ueber die gegenwärtige Lage der böhmischen Spiegelbelegerei konnte ich nichts ermitteln.

Bemerkt sei noch, dass seit Beginn der sechziger Jahre der Silberbeleg von mehreren Firmen schwunghaft betrieben wird; die silberbelegten Spiegel sind in der Exportziffer mit einbegriffen, doch sind sie sehr in der Minorität gegenüber den quecksilberbelegten Spiegeln, die heute noch an erster Stelle stehen und tatsächlich dominiren. Winkler, der grösste Fürther Silberbeleger, gibt an, dass sein Haus von 1862—1882 20 Mill. Quadratfuss Gläser versilbert habe; rechne man die später gegründeten Silberbeleganstalten hinzu, so die von Fischer, nachmals Capelle und Gätschenberger, Habermeier, Krailsheimer und Minderer, Weiss und Reich, so kämen weitere 2¹/₂ Mill. Quadratfuss versilberte Gläser hinzu, was also einer Gesamtterzeugung von etwa 3¹/₂ Mill. Quadratfuss jährlich gleichkäme.¹⁰⁷⁾ Hätten wir eine nur halbwegs genügende Handelsstatistik, so müsste über die Produktion der quecksilber- und der silberbelegten Spiegelgläser gesondert Bericht erstattet werden. Das sind aber vorläufig fromme Wünsche.

Dies wären die wichtigsten Thatsachen aus der äusseren Geschichte der Fürther Quecksilber-Spiegelbelegindustrie. Nur mangel-

¹⁰⁷⁾ L. c. S. 16.

haft ist das historische Material, das über die ersten Anfänge und den Fortgang derselben vorliegt, aber dasselbe genügt, um zu zeigen, dass die grosskapitalisch betriebene Manufaktur mit den Heimbelegen, den Hausindustriellen gründlich aufgeräumt hat, es genügt ferner, um die grosse Bedeutung und den raschen Aufschwung dieses Industriezweiges, wie überhaupt der Spiegelmanufaktur klar und deutlich, an der Hand offizieller Daten, amtlicher Ziffern, vor Augen zu führen. Man wird das Entzücken der Bourgeoisie, ihrer Organisationen, ihrer Presse und ihrer anderen Lohnschreiber, welches sich über diesen hervorragenden Aufschwung kundgibt, gar wohl verstehen. Ein prächtiger Bau erhebt sich vor deinem Auge, Glanz, Reichthum, Glück und Zufriedenheit sind über das Ganze ausgegossen: wohin du blickst, Stoff für die Staatsromandichter der Bourgeoisie, wenn sie unser goldenes Zeitalter schildern wollen. Herr von Kerschensteiner, ärztlicher Kommissar der bayerischen Regierung, beauftragt die gesundheitlichen Verhältnisse der Fürther Industrie zu begutachten, ausserordentliches Mitglied des Reichsgesundheitsamts jubelt über die „Paläste“, in welchen sich die Belegen befinden.¹⁰⁸⁾ So mag der schönheitstrunkene Naturschwärmer vom hohen Berg herab in das Dorf im Thal schauen, entzückt über das wunderbare Landschaftsbild; dass drunten im Dorf auch Leute wohnen, die in Elend und Noth vergehen, daran denkt er nicht.

Ein Palast, ruft der Berichterstatter der Regierung. Aber das Echo gelbt höhnend zurück:

„A palace and a prison on each hand.“

¹⁰⁸⁾ „Mittwoch den 5. November begab ich mich in die Spiegelfabrik von M. J. Büchenbacher Söhne, Schwabacherstrasse 44. Diese Fabrik mit prächtigen Hofräumen und einem palastähnlichen Vorderbau beschäftigt einige 20 Arbeiter.“ L. c. S. 18.

II. Zur inneren Geschichte der Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen in aktenmässiger Darstellung.

Das wäre in grossen Umrissen die äussere Geschichte der Fürther Spiegelmanufaktur. Die Akten des Fürther Stadtmagistrats werden uns Gelegenheit bieten, die innere Historie kennen zu lernen. Gestützt auf urkundliche Untersuchungen wollen wir ein Bild dieser Geheimgeschichte entrollen. Möge man uns nicht die Ausführlichkeit der Darstellung zum Vorwurfe machen. Das Wesen des Kapitalismus muss durch die beschreibende Oekonomie von allen Seiten dargestellt werden, und es ist sicher lehrreich, an dem konkreten Beispiel einer bestimmten Industrie festzustellen, was Unternehmerthum und Bureaukratie gegenüber der Arbeiterfrage leisten und was sie nicht leisten. Wir übertreiben nicht, wenn wir hier von einer Geheimgeschichte reden. Denn in die grössere Oeffentlichkeit, in weitere Kreise sind Nachrichten über diese Seite der Fürther Spiegelbelegindustrie nicht gedrungen: die Kapitalisten, die Herren im Rathhaus, in Ansbach bei der Regierung, zu München im Ministerium behandelten die Frage mit einer Vorsicht, mit einer Reserve, welche zwar gewissen Interessen recht förderlich gewesen sein mag, nicht aber der wissenschaftlichen Forschung, welche die Absicht hat, die gewonnenen Ergebnisse zum Nutzen der Gesamtheit zu verwerthen. Denn der vortreffliche Versuch des ärztlichen Bezirksvereins Fürth, in einer Denkschrift die furchtbaren Missstände im Belegergewerbe zu kennzeichnen und Abhülfe zu heischen, ist niemals dem grösseren Publikum zugänglich gemacht worden: nur im engabgegrenzten Zirkel ist die Denkschrift zur Vertheilung ge-

langt, und wir sind die Ersten, welche die ausserordentlich werthvollen Resultate derselben im wahren Sinne des Wortes publiziren.

Auf's Tiefste zu bedauern ist es, dass die Akten des Fürther Stadtmagistrats eine grosse Lücke aufweisen. Dieselben enthalten keinerlei Mittheilungen über die Anfänge und über den Fortgang der Spiegelbelegindustrie. Wie bedeutsam für die Wirthschaftsgeschichte sichere, urkundlich bestätigte Daten über die Entstehung des Gewerbes, über die Art des Betriebes, die Zahl der Belegen, der Arbeiter sind, das brauche ich wohl nur anzudeuten. Allein wir müssen uns mit der Thatsache abfinden, dass erst vom Jahr 1847 die Akten Angaben über die Geschichte des Gewerbes enthalten. Wir können dieselben in zwei Gruppen theilen, die Akten, welche die Zeit von 1847—1861, und die Akten, welche die Jahre 1883 bis 1886 umfassen. Ueber die Periode 1861—1883 schweigt der Akten Höflichkeit.

Der rothe Faden, der sich durch all die Schriftstücke, Entschliessungen, Erlasse, Verhandlungen hindurchzieht, ist die Frage: Massregeln gegen die Schädlichkeiten der Quecksilberbelegen. Es handelt sich demnach hier um einen wichtigen Bestandtheil der Arbeiterfrage, um den Arbeiterschutz. Aus der Behandlung dieses Problems seitens des Unternehmerthums und der Behörden, aus dieser Tragikomödie der Interessenkämpfe ist so mancherlei zu lernen, dass, wir wiederholen es, es Niemand verdriessen darf, wenn der Faden etwas länger ausgesponnen wird. Aber es bieten sich dem deutschen Volkswirthschafter, wenn er nicht auf dem Boden der bürgerlichen Oekonomie steht, so wenig und so selten Gelegenheiten, aus amtlichen Quellen zu schöpfen, an der Hand offizieller Dokumente ein Stück Geschichte von Kapital und Arbeit zu schreiben, dass wir es für nöthig hielten, einmal recht in's Detail einzugehen. Kleinlich ist diese Kleinmalerei nicht.

Wenden wir uns zuvörderst der Periode 1847—1861 zu!¹⁾ Den Reigen eröffnet ein Schreiben der mittelfränkischen Regierung vom 25. Mai 1847. Es wird in demselben der Fürther Stadtmagistrat aufgefordert, im Einvernehmen mit Physikat und Fabrikherren

¹⁾ Wir folgen hier der aktenmässigen Darstellung des Herrn Dr. Degen.

dafür zu sorgen, „dass der schädliche Einfluss auf die Gesundheit der Quecksilberarbeiter, wie er durch eine zu lange und unbemessene Arbeitszeit herbeigeführt worden sei, beseitigt werde.“ Hier tritt uns zum ersten Male die Frage der Regelung der Arbeitszeit für die Belegarbeiter entgegen; sie wird uns noch des Oefteren begegnen. Hervorgehoben sei, dass im Anfang die mittelfränkische Regierung von der Ansicht ausging, dass ein zu ausgedehnter Arbeitstag selbstverständlich von Schaden sei. Diese durch die Volkswirthschaft so glänzend bestätigte Anschauung blieb allerdings in Ansbach — dem Sitze der Regierung — nicht allzulange die herrschende. Die Einflüsse des über solche nationalökonomische Neuerungen empörten Unternehmerthums machten sich nach und nach geltend; die Bekehrungsgeschichte werden die folgenden Blätter deutlich genug schildern. Vorläufig aber war man in Ansbach noch maximalarbeitstagfreundlicher Saulus und dekretirte so, wie oben berichtet. Der Magistrat holte ein eingehendes Gutachten des Physikus Dr. Braun, der verschiedenen Fabrikanten und „drei der vorzüglichsten Glasbeleger“ ein. Es ist dies das einzige Mal, dass sich der Magistrat bemüssigt gefunden hat, Arbeiter zu Rathe zu ziehen. Die Vermuthung, dass hierbei künstliche Auslese getrieben wurde, liegt sehr nahe. Man kennt die „Arbeiter“, auf welche sich die Bourgeoisie zur Verfechtung ihrer Interessen zu berufen pflegt, nachgerade zur Genüge. Entpuppen sie sich doch in der Regel als Menschen ohne Rückgrat, in ärgster Abhängigkeit, befangen in dumpfer Unwissenheit, oder als Vorarbeiter, Werkmeister und ähnliche Gestalten, die man kurzweg als das Junkerthum unter den Arbeitern bezeichnen kann.

So konstatirte denn der hohe Rath von Fürth, dass der Merkurialismus unter den Spiegelbelegern sehr häufig vorkomme und fürchterliche Zerrüttungen anrichte, was die Armenkasse am schmerzlichsten empfinde; dass die Quecksilberkrankheit auch auf die folgende Generation verheerend wirke und dass es sehr selten sei, einen lange Jahre beschäftigten Beleger ohne hochgradige Quecksilberkachexie zu finden. Allein gerade gegen das Hauptmittel, die Arbeiter gesund zu erhalten, gegen die Abkürzung der Arbeitszeit erhüben sich manche Bedenken. Es war — nach dem Vorgange von

Erlangen — vorgeschlagen worden, man solle die Arbeiter nur ein Vierteljahr beschäftigen und drei Vierteljahre ruhen lassen, dieser Vorschlag gefiel nach keiner Seite hin, da — wie sich das gerichtsarztliche Gutachten d. d. 3. Juni 1847 ausdrückt — „die Fabrikherren das ganze Jahr hindurch Spiegel und die Arbeiter das ganze Jahr hindurch Verdienst machen wollten. Drei Viertel Jahre Verdienstlosigkeit würden den Arbeiter, der ausser dem Belegen nichts gelernt habe, in's Elend bringen; andererseits würden die Fabrikanten durch den häufigen Arbeiterwechsel in ihrem Geschäftsbetriebe leiden.“

Aus dem Mitgetheilten geht zur Evidenz die traurige Lage der Belegarbeiter hervor. Der Einwand des Physikus gegen die Verkürzung der Arbeitszeit ist hinfällig, wenn man bedenkt, dass die kürzere Arbeitszeit ein Steigen des Lohnsatzes herbeigeführt haben würde (Vgl. Marx, Kapital I, S. 560, 3. Aufl.), und übrigens nichts im Wege stand, die Arbeit gleichmässig über das ganze Jahr zu vertheilen, die Arbeitstage aber zu verkürzen.

Gestützt auf diese Gutachten, berichtete der Magistrat an die Regierung:

„1. Dass rücksichtlich der Zeit und Dauer der Arbeit keine polizeiliche Vorschrift ausführbar sei.

2. Dass, weil überhaupt kein Mittel gefunden sei, dem Merkurialismus zu steuern, man sich beschränken müsse a) auf zeitweise erfolgende polizeiliche Besichtigung der Belegen, b) auf öftere Bekanntmachung sanitätspolizeilicher Vorschriften in den öffentlichen Blättern.“

Zugestanden wurde übrigens, dass man zweifeln müsse, „mit den gemachten Vorschlägen das gewünschte Ziel zu erreichen.“

Dass diese Antwort im Interesse der Kapitalisten war, ist nicht zu leugnen. Aber es ist geradezu ein Hohn, als Mittel gegen die Quecksilbervergiftungen — Zeitungsinserate zu empfehlen.

Daraufhin ordnete eine Regierungsentschliessung d. d. 4. September 1847 an:

„1. Dass nur geräumige, gut ventilirte Lokalitäten zu Belegen verwendet werden dürften.

2. Dass alle Sorgfalt darauf zu verwenden sei, die Arbeiter zur Reinlichkeit, zum Wechsel der Wäsche und Kleider zu ver-

mögen, dass man überdies den Gebrauch schleimiger Getränke anrathen und einführen sollte.

3. Eine öftere Visitation der Belegen sei für zweckmässig zu erachten.“

Von einer Verkürzung der Arbeitszeit ist weiter nicht die Rede. Die Belehrungen und Anordnungen aber, welche die Regierung ertheilte, standen auf dem Papier, da es an einem mit der Durchführung und Kontrolle derselben betrauten Organe fehlte.

Es blieb also Alles beim Alten. Da wurde im August 1848 auf Anregung des Apothekers Dr. Mayer das Millon'sche Amalgamirungsverfahren (dasselbe verhütete durch die Mischung: 1 Quecksilber auf $\frac{1}{2000}$ Zinn das allzuleichte Verdampfen des Quecksilbers) in den Belegen unter polizeilicher Aufsicht versucht und probat gefunden.

Nach einer Pause von fünf Jahren erliess die Regierung von Mittelfranken unter dem 19. Juni 1853 die Aufforderung, die Distriktpolizeibehörden und Physikate sollten in gemeinschaftlichen Berichten die Ergebnisse der Beobachtungen über den Gesundheitszustand der Quecksilberarbeiter und über den Einfluss der Anordnungen zu dessen Sicherung bei der Regierung anzeigen. Gestützt auf ein Gutachten des Gerichtsarztes Dr. Wolfring und des Gewerbe- und Handelsraths beantwortet der Magistrat die Regierungsent-schliessung dahin, „dass es angezeigt erscheine, wenn

1. Das Belegen in fixen, möglichst freigelegenen Lokalen vorgenommen werde.

2. Niemand ohne gerichtsarztliches Zeugnis in eine Belege aufgenommen werde.“

Ferner sprach sich der Magistrat aus:

3. gegen eine Verkürzung der Arbeitszeit (konform dem Gutachten des Handels- und Gewerberaths und entgegen dem Gutachten Dr. Wolfring's, welcher verlangt hatte, dass man einen Theil der Arbeiter nur Vormittags, den anderen Theil nur Nachmittags beschäftigen soll);

4. für Errichtung eines Dampfbades, wobei es freilich zweifelhaft sei, wer die Kosten trage (Dr. Wolfring wollte die Kosten von den Fabrikanten und Arbeitern aufgebracht wissen);

5. Für Verpflegung und Unterstützung der an Merkurialismus Erkrankten; die Kosten seien vielleicht aus den Zinsen der für Hebung der Industrie bewilligten 20,000 fl. zu bestreiten²⁾. (Dr. W. hatte verlangt, dass lediglich die Fabrikanten einzeln oder solidarisch für Behandlung und Verpflegung der Erkrankten sorgen sollten.)

6. Gegen die Anwendung des Millon'schen Verfahrens (nach dem Antrag des Dr. W.).

Der Gewerbe- und Handelsrath ist eine Organisation der Bourgeoisie und legt demnach aufs Entschiedenste Verwahrung gegen die Verkürzung der Arbeitszeit ein, welche der einsichtige Arzt mit Entschiedenheit fordert. Der Magistrat, die Exekutive der Bourgeoisie, schliesst sich dem arbeiterfeindlichen Protest an. Nachdem dann noch der Regierung auf Verlangen mitgetheilt worden war, dass in den Jahren 1848/53 67 Fälle von Merkurialismus behandelt worden waren (24 im Hospital und 43 in der Privatpraxis), erliess dieselbe am 18. November 1853 eine weitere Entschliessung. Eingangs derselben wird erwähnt, dass durch die genaue Befolgung der Vorsichtsmassregeln (Anwendung des Millon'schen Verfahrens, luftige Arbeitsräume, Instruktion und Beaufsichtigung der Arbeiter, Verminderung der Arbeitszeit, zeitweises Aussetzen der Arbeit etc.) der Merkurialismus in den letzten Jahren in Nürnberg ganz verhütet, in Erlangen auf seltene und leichte Fälle reduziert worden sei, „während in Fürth die Art und Weise des Belegens eine mit den nothwendigen sanitätspolizeilichen Massregeln gegen die Quecksilbervergiftung in Widerspruch stehende ist.“

Die Regierung ordnete nun Nachstehendes zu pünktlichem Vollzuge an:

1. Fortgesetzte Anwendung des Millon'schen Verfahrens, bis sich ergeben habe, ob mehr das Verstäuben, als das Verdunsten des Quecksilbers die nachtheiligen Folgen erzeuge.

2. Gebundensein der Belegen an fixe Lokalitäten: letztere sollen geräumig, hoch, gut ventilirt und nicht überfüllt mit Arbeitern sein.

²⁾ Der bayerische Landtag hatte eine Million Gulden zur Unterstützung der bayerischen Industrie ausgeworfen; auf sein Ansuchen wurden dem Fürther Gewerbeverein 20,000 fl. zur Verwendung als Stammkapital einer Unterstützungskasse für die hiesigen Gewerbe zugesichert. Vgl. Fürther Chronik S. 240.

3. Nur Zulassung von gesunden, kräftigen Individuen, welche sich durch ein gerichtsärztliches Zeugniß ausweisen können.

4. Vierteljährige ärztliche Untersuchung der Arbeiter und Belehrung derselben über ihr Verhalten durch das Physikat.

5. Abkürzung der Arbeitszeit und Wechsel mit anderen Verrichtungen. „Da dies jedoch in Fürth nach den dortigen Verhältnissen nicht allgemein ausführbar ist, so sind die Mittel zur Verhütung und Heilung des beginnenden Merkurialismus dringend erforderlich“. Deshalb

6. Errichtung eines Dampfbades und

7. eines Unterstützungsvereines für Kranke und arbeitsunfähig gewordene Arbeiter.

Die Mittel zu diesen Einrichtungen seien durch geregelte Beiträge der Fabrikherren und Arbeiter zu beschaffen. In Ersterer Verpflichtung und Interesse liege es, sich durch zweckmässige Einrichtungen gesunde Arbeiter zu erhalten, welche eine Unterstützung selten in Anspruch nähmen.

Vom Magistrat wurden obige von der Regierung angeordnete Massregeln nacheinander in Vollzug gebracht, d. h. es wurden Bekanntmachungen, betr. die fixen Lokalitäten, die vierteljährlichen Visitationen und die Vorbedingungen zur Aufnahme in eine Belege erlassen. Es wurde eine gedruckte Instruktion über zweckmässige Verhaltensmassregeln an die Arbeiter vertheilt; es wurden die vierteljährlichen Visitationen auch wirklich vorgenommen und auch zeitweise die Belegen besichtigt, und alles unter dem 16. Juni 1854 und 7. November 1855 der Regierung mitgetheilt. Im Schreiben vom letzten Datum wird ausdrücklich betont, „dass die neue Etablierung von Belegen ausdrücklich davon abhängig gemacht werde, dass der Unternehmer sich vorerst darüber auszuweisen habe, ob er im Stande sei, ein eigenes zum Betrieb des Geschäftes zweckmässiges Gebäude herzustellen. Das wirksamste Mittel aber zur Bekämpfung des Merkurialismus, die Errichtung eines Dampfbades, habe noch nicht durchgeführt werden können, da der Kommune die Errichtungskosten zu hoch seien, andererseits die Fabrikherren zur Bestreitung der Bäder Nichts beitragen wollten, um so weniger, als die Regierung und das Ministerium die Bitte des Handelsraths, ge-

nannte Einrichtung im Interesse der Gleichheit auch auf andere Städte mit Quecksilberbelegen auszudehnen, abgewiesen hätten mit der Motivirung, dass Erlangen und Nürnberg wegen der guten Gesundheitsverhältnisse der Quecksilberarbeiter solche Bäder nicht brauchten. Den Arbeitern allein aber die Kosten für die Bäder aufzuhalsen, ginge auch nicht an, da zu befürchten steht, dass dieselben dann in ihrer Ernährung, Kleidung u. s. w. leiden würden.“

Man wird zugeben müssen, dass die Unternehmer mit dem Magistrat zufrieden sein konnten. Die Massregeln, welche einschneidender Natur waren, fanden keine, die formalen Vorschriften auch nur einigermaßen Berücksichtigung. Die Fabrikanten setzten kurz und bündig ihr Non possumus alledem entgegen, was ihnen nicht in den Kram passte, was ihnen auch nur um Einen Pfennig ihren Entbehrungslohn hätte mindern können. Kennzeichnend für die ganze Entwicklung der Dinge ist aber ein Moment, auf das hinzuweisen nothwendig ist. In der Spiegelbelegindustrie hat sich immer mehr die Neigung zum Grossbetrieb geltend gemacht. Es entspricht diese Erscheinung dem gesammten Gang der kapitalistischen Produktionsweise. Nun liegt hier der Fall vor, dass nicht dem natürlichen Wirken der wirthschaftlichen Verdichtungsgesetze das Aufsaugen des Zwergkapitals durch den grossindustriellen Betrieb überlassen worden ist: man hat von oben herab, durch behördliche Erlasse diesen Prozess beschleunigt. Denn was anders ist die für Neuanlagen von Regierung wie Magistrat geforderte Bindung der Belegen an fixe, geräumige Lokalitäten? Es soll das Aufkommen kleiner nicht kapitalkräftiger Betriebe gehindert werden. Dass dies zugleich eine sanitätspolizeiliche Massregel bedeutet, leugnen wir nicht. Es fragt sich nur, welcher Gesichtspunkt bei der Anordnung der ausschlaggebende gewesen ist.

Erst nach langwierigen Unterhandlungen wird im Herbst 1856 im Anschluss an eine Wasch- und Badeanstalt (erst Aktiengesellschaft, später S. Bernstein) ein Bad für die Quecksilberarbeiter eingerichtet. Im Jahre darauf wird eine Instruktion zum Gebrauch der Bäder für Glasbeleger ausgearbeitet. Diese Instruktion enthält im Wesentlichen Folgendes: Sämmtliche Arbeiter in den Belegen sind verpflichtet, allwöchentlich das ganze Jahr hindurch Dampfbäder

zu gebrauchen. Die Eigenthümer von Belegen haben für ihre Arbeiter Badebillets gegen Zahlung von 12 Kreuzern per Kopf allwöchentlich bei der Polizeibehörde zu erheben und ihren Arbeitern auszuhändigen.

Ehe die Regierung diese Instruktion genehmigte, forderte sie mit Schreiben vom 16. Oktober 1857 den Magistrat auf, sich über folgende Punkte zu äussern:

1. Ob die durch Regierungs-Entschliessung d. d. 19. November 1853 angeordneten Massregeln genau durchgeführt worden seien.
2. Ob dadurch eine Besserung des Merkurialismus erzielt worden sei?
3. Ob das Belegen ohne regelmässige längere Unterbrechung in allen Fabriken das ganze Jahr hindurch geschehe?
4. Wie viele Belegen ausser den besonders dazu hergerichteten Fabriklokalen bestehen, und ob dieselben besonders ungünstige Verhältnisse zeigen?
5. Wie viele Belegarbeiter in Fürth sind?
6. Ob von Seiten der Fabrikanten eine Erinnerung gegen die in der Instruktion aufgestellte Verpflichtung, Abholung eines Badebillets betr., bestehe?

Das Physikat (Dr. Mayer) und der Magistrat antworteten am 19. bzw. 26. Januar 1858:

Ad 1) Das Millon'sche Verfahren werde als unzweckmässig nicht mehr geübt. Die Zahl der fixen Belegen habe sich seit 1853 von 10 auf 16 erhöht, doch gebe es immer noch eine Anzahl von Belegen, die den sanitätlichen Anforderungen nicht entsprächen. Das könne nur anders werden, wenn für die Zukunft, wie bei anderen Gewerben, die Erlaubniss zur Etablirung eines Belege von Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig gemacht werde, vor Allem von der Herstellung eines eigens zu diesem Zwecke bestimmten Gebäudes. Die ärztlichen Untersuchungen auf die Gesundheit jedes Arbeiters, der in eine Belege eintreten wolle, die vierteljährlichen Visitationen fanden statt, jeder Arbeiter habe ein Exemplar der Instruktion erhalten. Aber die Ermahnungen, auch nur wenige Zeit vom Belegtisch fernzubleiben, seien meist sehr übel aufgenommen worden; welche Aufregung würde da erst die Forde-

rung, die Arbeitszeit überhaupt zu beschränken, unter den Arbeitern hervorrufen! Ein wichtiges Ergebniss der Visitationen sei gewesen, dass nicht nur die Beleger, sondern auch andere in den Arbeitsräumen sich aufhaltende Personen die schädlichen Einflüsse des Quecksilbers verspüren, am meisten in den Heimbelegen, dann, dass häufig unter Mitwirkung der Fabrikanten der Anfang der Krankheit verschwiegen wurde, dass nicht selten Lokale zur Aufbewahrung der Kleider fehlten, dass das weibliche Geschlecht mehr zur Erkrankung disponirt sei, als das männliche u. s. w. Bezüglich des neueingerichteten Dampfbades bzw. der Badeinstruktion sei zu bemerken, dass es sich eher empfehle, alternativ ein russisches Dampfbad und ein Vollbad gebrauchen zu lassen. Endlich wird noch vorgeschlagen, die Arbeitszeit auf drei Vormittags- und zwei Nachmittagsstunden zu beschränken.

Ad 2) wird nach den Berichten des Hospitalarztes und der praktischen Aerzte konstatirt, dass trotz aller Vorsichtsmassregeln, soweit sie auszuführen waren, keine Besserung des Merkurialismus eingetreten ist.

Ad 3) Wenn nicht Geschäftsstockungen eintreten, wird in Fürth das Belegen ohne längere Unterbrechung jahrüber fortgesetzt.

Ad 4) und 5) vgl. S. 44.

Ad 6) Die Fabrikanten hätten sich mit der Badeinstruktion einverstanden erklärt, ausgenommen die §§ 1 und 9 (Verpflichtung der Arbeiter zum Baden und Verpflichtung der Fabrikanten, für die Badegebühren zu haften).

Die Herren Fabrikanten huldigen dem Grundsatz:

„Die Regierung absolut,
Wenn sie uns den Willen thut.“

Sie gingen auf die Bestimmungen der Badeinstruktion mit platonischer Liebe ein; kosten durfte sie diese Bestimmung keinen Heller.

Deraufhin erging unter dem 9. Mai 1858 eine Regierungsentschliessung, in welcher im Wesentlichen die Massregeln, angeordnet in der Reg.-Entschl. d. d. 19. November 1853, aufrecht erhalten werden mit folgenden Abänderungen:

1. Abschaffung des Millon'schen Verfahrens.

2. Keine Abkürzung der Arbeitszeit.

3. Die Erlaubniss zur Errichtung neuer Belegen ist von der Errichtung eines freistehenden Gebäudes ad hoc abhängig zu machen.

4. Heimbelegen werden nur geduldet, so lange sie der jetzige Besitzer inne hat, so lange grosse Reinlichkeit herrscht und der Boden gut gefügt ist.

5. Detailvorschriften über die Zustände in den Belegen: u. a. Offenlassen der Fenster während der Arbeit oder künstliche Ventilation, Bedecken der Quecksilberschüsseln ausser der Arbeitszeit, gesonderte Räume für die Kleider u. s. w.

6. Die Fabrikanten haben je ein Buch evident zu halten über den Namen, Tag des Ein- und Austritts des Arbeiters; ferner haben sie an den Arbeiter die gedruckte Instruktion zu ertheilen. Jeder Arbeiter hat dem Sicherungsverband für Erkrankung beizutreten.

7. Die Arbeiter sind verpflichtet, wöchentlich ein warmes Wannenbad zu nehmen. Der Gebrauch der Dampfbäder ist den Arbeitern lediglich zu empfehlen.

8. Die Fabrikanten haben allwöchentlich Badebillets für ihre Arbeiter bei der Polizei zu holen und zu bezahlen.

Diese Regierungs-Entschliessung wurde den Interessenten publizirt und öffentlich bekannt gemacht. Von Mitte Juni 1858 begann die Eröffnung der Bäder für die Arbeiter, ohne dass zunächst eine Beschwerde laut wurde.

Wie lagen aber thatsächlich die Dinge? Die Unternehmer wirthschafteten im Grossen und Ganzen in der alten Weise fort und glänzten durch die Nichtachtung der irgendwie nach Arbeiterschutz schmeckenden Gesetze, welche dieser Gesellschaftsklasse ja aller Orten eigen zu sein scheint.

Am 29. März 1860 richtet der Bezirksgerichtsarzt Dr. Mayer ein Schreiben an den Magistrat, in welchem er unter Hinweis darauf, dass wieder häufige Quecksilbererkrankungen vorkämen, „wegen nicht genügender Aufmerksamkeit der Arbeitgeber ihren Arbeitern gegenüber“ beantragte:

1. Die Arbeitgeber zu veranlassen, die vorgeschriebenen Arbeitslisten genau und fortlaufend zu führen; namentlich jeden Austritt eines Arbeiters sofort zur Anzeige zu bringen.

2. Die Arbeiter sofort nach dem Austritt zur Revisitation zu befehlen, um ihren Gesundheitszustand zu konstatiren.

3. Vierteljährlich die Arbeiter zu regelmässigen Visitationen zu bestellen.

Der Magistrat erhob (2. April 1860) diese Anträge zum Beschluss und machte dieselben öffentlich bekannt.

Am 16. April 1860 fand die erste Visitation der Arbeiter statt. Unter 35 Untersuchten fanden sich 17 meist leicht Erkrankte, also nicht weniger als 48.5 Prozent. Auf Antrag des Gerichtsarztes erfolgte ein Beschluss des Magistrats, vier schwerer Erkrankten den Besuch der Belegen auf Krankheitsdauer zu untersagen und ihnen für diese Zeit den Gebrauch der Dampfschwitzbäder zu befehlen; von der genauen Befolgung dieser Vorschrift sei die fernere Erlaubniss zum Belegen abhängig.

Am 23. April 1860, und einem Nachtermin wurden unter 96 Arbeiterinnen 18 für krank befunden; dreien wurde die Arbeit untersagt. So ging es nun einige Monate fort: auf Grund ärztlicher Anzeigen Arbeitsverbote und nach Wiederuntersuchung Zulassung zur Arbeit u. s. w. Am 2. und 9. Juli 1860 wieder Visitation. Unter 36 Arbeitern 19 Kranke; dreien wird die Arbeit untersagt; unter 85 Arbeiterinnen 20 Kranke: zwei dürfen nicht fortarbeiten.

Am 9. Juli desselben Jahres theilt Dr. Mayer dem Magistrate mit, dass die Ergebnisse der Visitationen „im allgemeinen günstige seien“. Allein die Rechnung war ohne den Wirth, d. h. ohne die Unternehmer gemacht worden. Unerträglich war ihnen dieses stete Eingreifen in die Heiligkeit des freien Arbeitsvertrages. Warum sollte blos Napoleon der Kleine sein Plebiszit haben? Die von der Regierung in ihren edelsten Gefühlen gekränkten, die freiheitsliebenden, unterdrückten Proletarier wurden von den lohnherrlichen Magiern auf die Bühne beschworen, und die Protestadresse war fertig. Nachdem die Arbeiter ihre Rolle im Dienste des Kapitals gespielt, wurde ihnen das Schauspielergewand wieder ausgezogen, sie verschwanden hinter den Coulissen, um in aller Bescheidenheit in den Belegen sich weiter ausnützen und zu Grunde richten zu lassen mit Grazie in infinitum. Die Freiheit der Arbeit war in Gefahr: sie ist es bekanntlich stets, wenn irgend ein Eingriff in das goldene Grund-

gesetz des Manchesterthums, das *laisser faire*, *laisser aller* gemacht werden soll. So lange der Druck des Kapitals widerstandslose, nichtorganisirte Arbeiter in seinem Bann hält, so lange das Klassenbewusstsein nicht die breiten proletarischen Schichten durchtränkt hat, so lange wird das Unternehmerthum stets die nöthige Theatertruppe zur Verfügung haben, welche im Interesse desselben agirt.

Ehe nämlich noch eine weitere Visitation stattfinden konnte, lief bei der mittelfränkischen Regierung am 27. September 1860 eine Beschwerdeschrift sämmtlicher Glasbeleger ein. Die Beschwerde richtete sich erstens gegen die das Fortarbeiten bedingende ärztliche Erlaubniss, welche vollkommen ungesetzlich und bei keinem anderen gleich gesundheitsschädlichen Gewerbe eingeführt sei; zweitens gegen die vierteljährlichen Visitationen, als zu sehr in die persönliche Freiheit eingreifend und mit unwürdigen Manipulationen verbunden; drittens gegen den Badezwang. Jeder Arbeiter müsse seinen Zustand am besten kennen, und wisse auch durch Erfahrung die passenden Mittel gegen die Quecksilbererkrankung. Die Dampfbäder nützten nicht in allen Fällen und seien überdies zu kostspielig für Leute, welche geringen Verdienst hätten und sich keinem anderen Gewerbe zuwenden könnten. Zudem hätten die Glasbeleger einen Unterstützungsverein gegründet, sodass eine Belastung der Armenkasse nicht zu befürchten sei. Dagegen entstehe die Befürchtung, dass bei Fortdauer der Zwangsmassregeln der Industriezweig leide und sich von Fürth wegziehe.

Wer hinter diesen Strohmännern steht, wo die Regisseure dieses Marionettenspiels zu suchen sind, zeigt deutlich jede Zeile der Beschwerde. Dieselbe ist aber um deshalb von Bedeutung, weil darin die schlechte Bezahlung der Belegarbeiter offen zugegeben wird, während sonst die Belegbesitzer nicht genug die von ihnen gezahlten hohen Löhne zu rühmen wissen. Die angeblichen „unwürdigen Manipulationen“ der ärztlichen Untersuchung existirten in Wirklichkeit nicht: oder hat bis jetzt ein vernünftiger Mensch in der Visitation des Oberkörpers (Mund, Zähne u. s. w.) etwas die persönliche Ehre Verletzendes erblickt? Aber all diese hochtrabenden Redensarten dienen nur dazu, die eigentliche Absicht der Fabrikanten, sich der lästigen Kontrolle zu entziehen, ein wenig zu verschleiern.

Wir meinen, die schlechten Arbeitsbedingungen, die mangelhafte Einrichtung der Belegen, das Fehlen der einfachsten hygienischen Vorsichtsmassregeln sind viel unwürdiger gewesen.

Die Regierung forderte, ehe sie die Beschwerde beschied, am 20. Oktober 1860 den Magistrat auf, unter Zuziehung des Gerichtsarztes und des Handels- und Gewerberathes folgende Fragen zu beantworten:

1. Ob die in der Regierungs-Entschliessung d. d. 9. Mai 1858 angeordneten sanitätlichen Massregeln angewandt worden seien?

2. Ob die Interessenten (Fabrikanten, Arbeiter und Bade-Aktiengesellschaft) bei der Durchführung dieser Massregeln Schwierigkeiten erhoben hätten?

3. Ob eine wohlthätige Wirkung dieser Massregeln zu spüren sei?

4. Ob diese Massregeln ganz oder theilweise entbehrt werden könnten?

5. Ob vielleicht noch andere Vorschläge zur Vermeidung des Merkurialismus unter Rücksichtnahme auf die Erhaltung der Industrie gemacht werden könnten?

6. Wie der von den Arbeitern gegründete Unterstützungsverein beschaffen sei?

Man sieht, unendlich viel Papier wird beschrieben, nichts Positives geschaffen, oder wenn es besteht, rasch wieder beseitigt. Fabrikantenfeindlich ist die Regierung sicherlich nicht.

Der Magistrat antwortet nach Einholung eines Gutachtens des Dr. Mayer (d. d. 26. November 1860) und des unvermeidlichen Handels- und Gewerberathes (d. d. 21. März 1861):

Ad 1) Die von der Regierung am 9. Mai 1858 erlassenen Anordnungen seien durchgeführt worden. Bezüglich der Bäder habe man die Erfahrung gemacht, das einzelne Arbeitgeber die Badebillets nicht — wie vorgeschrieben — allwöchentlich bei der Polizei abgeholt, sondern dies ihren Arbeitern überlassen hätten, so dass Unordnung entstanden sei, und nur durch die strengste polizeiliche Kontrolle der Zweck erreicht werden konnte. Seit Einführung der vierteljährlichen Kontrolle habe sich grosse Renitenz der Arbeiter gegen die Bäder gezeigt, und von der Zeit an, wo die Beschwerdeschrift an die Regierung abgegangen sei, habe der Gebrauch der

Bäder vollständig aufgehört. Zu einer Revisitation vor oder mit der Entlassung der Arbeiter sei man genöthigt, da es vorkomme, dass Fabrikanten ihre erkrankten Arbeiter vor der ordentlichen Visitation entliessen. (Bürgerliche Moral!)

Ad 2) Von Seite der Interessenten sei keine Klage laut geworden. Die Beschwerdeschrift sei von solchen Arbeitern ausgegangen, die immer für andere sprechen wollten und die überdies besser gestellt seien, als die Mehrzahl der Arbeiter.

Ad 3) Die Fälle von Merkurialismus hätten sich seit Einführung der sanitätlichen Massregeln nicht vermindert. (Dr. Mayer ist gegen-
theiliger Ansicht!)

Ad 4) Die Anordnungen, betr. die polizeiliche Ueberwachung des Gewerbes, könnten aufgehoben werden; vor Allem der Badezwang, die vierteljährlichen Visitationen und das Arbeitsverbot ohne Unterstützung. (Dr. Mayer hatte für Aufrechterhaltung dieser Anordnungen sich ausgesprochen, da die Masse der Arbeiter noch zu wenig gebildet sei, um die Gefahren des Betriebes einzusehen und weil die Fabrikanten zu wenig für ihre Arbeiter sorgten: es finde kein Wechsel der Arbeit statt, keine Festsetzung der Arbeitszeit, keine Schutzmassregeln in den Belegen.)

Ad 5) werden folgende (theils nach den Anträgen des Gerichts-
arztes, theils nach den des Handels- und Gewerberaths) Vorschläge gemacht:

a. Erlassung genauer Vorschriften über die Beschaffenheit der Belegen und Verbot der Heimbelegen.

b. Anordnungen über Reinlichkeit der Arbeiter, Waschungen und Bäder, Kleiderwechsel.

c. Wiedereinführung des Millon'schen Verfahrens.

d. Jährliche Visitationen.

e. Kranken sei der Weiterbetrieb der Arbeit zu verbieten; hiesige aber aus dem Unterstützungsfonds zu sustentiren, auswärtige in ihre Heimath zu verweisen.

f. Dem Unterstützungsverein sei Vorschub zu leisten, der Eintritt in denselben obligatorisch zu machen.

g. Gesund gebliebene Arbeiter seien zu beloben und ihnen kleine Geldprämien zu gewähren. (Also ein Sporn für Manchen,

gesund zu scheinen!) Die Vorschläge des Gerichtsarztes, jeden Arbeiter vor Eintritt in die Belege ärztlich zu untersuchen und ein Gleiches mit den entlassenen Arbeitern zu thun, wurden nicht weiter beachtet.

Ad 6) Den Unterstützungsverein der Arbeiter anlangend, wird Folgendes bemerkt: Die Zahl der Mitglieder sei 100—112; wöchentlicher Beitrag 6 Kr., der Kranke bekomme 3 fl. wöchentlich. Die Arbeitgeber hätten zum Theil Beiträge zugesichert.

Auf einige von der Regierung am 3. Juni 1861 gestellte Fragen antwortete der Magistrat, nach Einholung von Gutachten des Rektor Dr. Beeg, eines durch und durch unternehmerfreundlichen Mannes, wie seine Schrift über die Fürther Spiegelmanufaktur klar erweist, und des Handelsrathes, dass das Millon'sche Verfahren ganz nutzlos sei, ferner gäbe es 33 Belegen (vgl. hierüber S. 45).

Was ist nun des Pudels Kern? Was für ein Ergebniss haben die durch fünfzehn Jahre fortgesetzten Schreibereien, die Gutachten, die Entschliessungen, das ganze bureaukratische Frag- und Antwortspiel? Es erfolgt eine Regierungsentschliessung vom 13. Dezbr. 1861, die sämtliche polizeiliche Anordnungen, soweit sie über die Bestimmungen der Reg.-Entschl. vom 9. Mai 1858 hinausgehen, als „belästigend für Arbeitgeber und Arbeiter“ aufhebt, namentlich die vierteljährlichen Visitationen, an deren Stelle jährliche zu setzen seien, dann der Bäderzwang, da Belehrung ausreichend sei, endlich das Verbot des Weiterarbeitens. Dagegen wird die Unterstützung der Assoziation empfohlen, eine Ausweisung fremder Arbeiter und Zwang zum Beitritt aber, als den Gesetzen von 1825 und 1850 über die Heimath und über Unterstützung und Pflege erkrankter Personen widersprechend, untersagt.

Das war eine Reise durch kahle, öde, unfruchtbare Gegenden. Treffend heisst es in der Denkschrift des ärztlichen Bezirksvereins:³⁾ „Wenn man die zu wahren Stössen angewachsenen Magistratsakten (1847—1861) über diese Frage durchliest, wie wir es gethan, so findet man mit Erstaunen, wie dieselben heute auf's Neue zu betonenden Uebelstände schon vor 36 Jahren ebenso bestanden und

³⁾ S. 2.

ebenso erkannt wurden und wie die versuchte Abhilfe an denselben Faktoren scheiterte wie heute. Speziell das Verlangen nach einer abzukürzenden Arbeitszeit, sowie das einer polizeiärztlichen Kontrolle der Arbeiter wird immer wieder gestellt und wird nie zu einem gedeihlichen Ende geführt, einestheils wegen des Widerstandes der Fabrikanten, die sich angeblich in ihrer Existenz bedroht fühlten, andererseits durch den Indifferentismus und den Unverstand der Arbeiter selbst; 3 bis 4 Mal im Laufe von ca. 15 Jahren vollzieht sich immer derselbe Kreislauf in der Behandlung unserer Frage: Bericht des Amtsarztes mit Darlegung der hygienischen Schädlichkeiten — Enquete seitens der Regierung — darauf Erlassung polizeilicher Vorschriften, die nicht gehalten oder umgangen oder solange bekämpft wurden, bis man sie wieder aufhob. Die Akten schliessen mit dem Jahre 1861, zu welcher Zeit gemäss einer Regierungsentschliessung d. d. 9. Mai 1858 eine, wenn auch kümmerliche Visitation der Belegen und eine gewisse Ueberwachung des Ein- und Austrittes der Arbeiter stattfinden konnte. Da es aber in keiner Weise möglich war, irgend welche eingreifendere Schutzmassregeln zwangsweise durchzuführen, so war dies Kontrolliren wie begreiflich sehr überflüssig, und ist uns auch nicht bekannt, wie lange es wirklich stattfand. Die Aerzte stellten den nutzlosen Kampf wohl bald ein.“

Von 1861 bis 1874 herrscht völliges Schweigen. Dasselbe wird unterbrochen durch die Broschüre: „Die Fürther Industrie in ihrem Einfluss auf die Gesundheit der Arbeiter“ von J. Kerschensteiner, k. Medizinalrath. Kerschensteiner (jetzt von Kerschensteiner) untersuchte im Auftrage des k. bayer. Staatsministeriums die Fürther Industrie von gewerbe-hygieinischen Gesichtspunkten aus. Welchen Werth dieser Untersuchung beizumessen ist, darüber werden wir uns noch zu unterhalten haben.

Bis zum Jahre 1883 aber wissen die Akten nichts zu berichten. Erst in diesem Jahre setzten sie wieder ein. Auf Grund der bis 1886 reichenden Urkunden wollen wir im Folgenden darstellen, wie sich die Dinge bis in die letzte Gegenwart entwickelt haben.

Der idyllische Friede, der bisher über den Exploiteuren der Fürther Spiegelbelegen gewaltet hatte, sollte ein wenig getrübt werden.

Auf dem Plan erschien ein Konkurrent, der mit vernehmlicher Stimme auf die Missstände im Fürther Gewerbe hinwies und sich recht ungefüge gebärdete.

In Berlin hatte nämlich die Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur Roeder, Meyer & Co. mit dem Jahre 1877 die Belegung von Spiegelglasplatten begonnen. Das Berliner Polizeipräsidium hatte nun in anerkennenswerther Weise auf Veranlassung des Berliner Fabrikinspektors von Stülpnagel der Fabrik auf Grund des § 120 Abs. 3 der Gewerbeordnung die Erfüllung einer Reihe von Bedingungen zur Pflicht gemacht,⁴⁾ deren Einhaltung auf das Strengste überwacht wird. Es wird wohl äusserst selten vorkommen, dass ein Schriftsteller der Opposition mit dem Berliner Polizeipräsidium voll und ganz sich einverstanden erklärt: in diesem Falle kann ich nur bedauern, dass dasselbe nicht noch schärfer vorgegangen ist. Es ist nicht zu läugnen, dass die Berliner Belege die verhältnissmässig am besten eingerichtete in Deutschland ist, wenn auch keineswegs alle Anforderungen der Gewerbehygiene erfüllt sind. Auf jeden Fall sind jedoch eine Reihe von Vorsichtsmassregeln getroffen, die in den Fürther Belegen nicht zu finden sind. Dass durch die unten gegebene

4) Vgl. Amtliche Mittheilungen etc. für 1880, S. 16/17. Dieselben lauten: 1. In dem Belegraume ist Morgens vor dem Beginn der Arbeit und Abends je ein Liter Ammoniak umher zu sprengen. 2. Der Anstrich der Wände ist mit einer Mischung von Kalk und Schwefelblüthe herzustellen und jedesmal zu erneuern, sobald er schmutzig geworden. 3. Die Arbeit in dem Belegraum ist so auf die Arbeiter zu vertheilen, dass dieselben an einem Tage nicht länger als vier Stunden, in jeder Woche aber nicht öfter als an 3 Tagen in demselben beschäftigt werden. 4. Den Arbeitern im Belegraume ist ein vollständiger Anzug mit leichter Leinenmütze zu liefern, welcher wöchentlich einmal durch Wäsche zu reinigen ist. 5. Es muss ein besonderer Raum zur Einnahme der Mahlzeiten und zum Waschen und Mundausspülen für die Arbeiter vorhanden sein. Die zum Mundausspülen nach ärztlicher Anweisung erforderliche Lösung von Jodkali oder Chlorkali muss vorrätzig gehalten werden. Beim Ausstauben der Filter sind Respiratoren anzuwenden und zu liefern. Auch ist darauf zu halten, dass die Arbeiter alle 8 Tage ein warmes Schwefelbad nehmen. 6. Sämmtliche Arbeiter der Fabrik sind einem bestimmten Arzte in regelmässige Pflege und dauernde Beobachtung in der Fabrik während der Arbeit zu überweisen. 7. Es ist eine Liste der Erkrankungen zu führen. 8. Eine die vorstehenden Bedingungen enthaltende Fabrikordnung ist in allen Fabrik-Lokalen anzuschlagen.

Fabrikordnung der Berliner Manufaktur gegenüber anderen mit den Arbeitskräften zügellos wirthschaftenden, sanitätspolizeilich so gut wie gar nicht gebundenen Beleganstalten der Wettbewerb erschwert wurde, liegt klar auf der Hand. Und so veranlasste der Kampf um den Profit, der Zusammenstoss zweier Kapitalistengruppen die nochmalige Erörterung der Lage der Quecksilberbeleger. Jedenfalls ist es von Nutzen, wenn vorläufig wenigstens durch diese nüchterne, quellenmässige Arbeit das Interesse weiterer Kreise auf die furchtbaren Missstände in dieser Industrie gelenkt wird, und wenn die kompetenten Behörden, Reichsamt des Innern, Reichsgesundheitsamt und das bayerische Ministerium des Innern aus dem kühlen Schatten der Erhebungen, des Schriftenwechsels und der Erörterungen auf den sonnigen Wahlplatz des Handelns heraustreten. Bisher war ihnen die frische Farbe der Entschliessung von des Gedankens Blässe angekränkelt.

Die Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur wendete sich also in einem Schreiben vom 18. September 1882 an den Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Herrn von Boetticher.⁵⁾ Es heisst in demselben, die Fabrik sei „mit allen Einrichtungen für Unschädlichmachung der sich beim Belegen stark entwickelnden Dämpfe versehen“, sei „nach den besten Erfahrungen im gesundheitlichen Interesse der Arbeiter angelegt.“ Da „diese technischen Einrichtungen allein nicht genügt haben, um allen Erkrankungen vorzubeugen“, so habe das Polizeipräsidium die bereits besprochene Fabrikordnung erlassen. „So sehr wir nun anerkennen müssen“, fahren die Petenten fort, „dass die uns auferlegten Betriebsbedingungen im Interesse der Gesundheit der Arbeiter nothwendig gewesen sind und auch in der That zu einem guten Ziele geführt haben, so dass wir, auch im Interesse des besseren Verhältnisses zwischen uns und unseren Arbeitern, deren Beibehaltung nur wünschen können, ebenso schädlich aber wirken dieselben auf die pekuniären Ergebnisse unseres Geschäfts. Die vom hiesigen königl. Polizei-Präsidium verfügten Betriebsbedingungen vertheuern nämlich uns die Unkosten unserer Fabrikation derart, dass wir uns weit

⁵⁾ Ad. R. A. d. J. No. 238 II. Wir werden auch im Folgenden, um allen Irrungen und Einwürfen vorzubeugen, jedesmal die Akten genau zitiren.

hinter die Leistungen unserer Konkurrenz zurückgedrängt sehen und wir nur mit aller Mühe unsere Stellung derselben gegenüber noch behaupten können. Die Ursache unserer so sehr fühlbaren Benachtheiligung, unserer Konkurrenz gegenüber, liegt einzig und allein daran, dass deren Betriebe nicht den gleichen gesundheitlichen Vorschriften unterworfen sind wie der unserige, dieselben daher an Arbeitskräften und somit an Löhnen wesentlich billiger fabriziren können wie wir. Wie gross diese Ersparniss ist, sei uns gestattet hier in Kürze darzustellen. In Fürth bei Nürnberg, wo unseres Wissens 12 und mehr Quecksilberbeleganstalten sind, wird seit Alters her dasselbe Quantum von nur zwei Arbeitern verarbeitet, zu welchem wir, bis zum Erlass der beiliegenden Betriebsbedingungen 7 und, in Folge der letzteren, 14 Arbeiter beschäftigen. In Aachen⁶⁾, Frankfurt a. M. und München, wo ebenfalls einige Beleg-

⁶⁾ Die Angabe betreffs Aachens bedarf einer Berichtigung. Nach dem Bericht des Aachener Gewerberaths Reichel (Amtliche Mitth. etc. 1882, S. 250ff.) bestanden im Jahre 1882 im Aachener Regierungsbezirk 5 Fabrikbetriebe, von denen die beiden bedeutendsten die Belegerei immer mehr eingeschränkt haben, so dass dieselbe ihnen völlig Nebenbetrieb geworden ist. „Der Umfang der Beleg-Arbeit und -Mannschaft ist in den einzelnen Anlagen sehr veränderlich. Er richtet sich ganz und gar nach den jeweilig vorliegenden Bestellungen. Werden Arbeiter in der Belegerei entbehrlich, so verwendet man sie in der Schleiferei und bei anderen Betriebsarbeiten; laufen grössere Aufträge auf Spiegel ein, so stellt man sie wieder zur Belegarbeit ein.“ (A. a. O. S. 251.) Und weiter: „Betreffs der Arbeitszeit in den Belegräumen herrschen in den hiesigen Fabriken folgende Verschiedenheiten: a. Die Beleger sind täglich 2 Stunden im Belegraum thätig, ohne Wechsel mit einer zweiten Schicht; b. 4 Stunden täglich eine Woche lang im Wechsel mit drei anderen Schichten, so dass sie nach je einer Arbeitswoche 3 Wochen lang die Belegräume nicht betreten; c. 4—6 Stunden täglich einen Monat lang, im Wechsel mit 1 oder 2 anderen Schichten, so dass sie nach je einem Arbeitsmonate 1 bis 2 Monate der Beleg-Arbeit fern bleiben; d. 4 Stunden täglich an 3 Tagen jeder Woche.“ (A. a. O. S. 252/253.) Die Stolberger Manufaktur hat Anstrich der Wände der Belegsäle mit einer Kalk- und Schwefelmischung; andere Anstalten haben Oelfarbenanstrich, der sich täglich abfegen oder abwaschen lässt, Zementirung etc. Ferner werden im Aachener Bezirke den Arbeitern fertige Arbeitsanzüge aus Linnen oder der Stoff dazu unentgeltlich geliefert; eine Firma stellt auch Kalbleder-Schurzelle. Das Einnehmen von Mahlzeiten in den Belegräumen ist verboten; auf Reinlichkeit der Arbeiter, Mundausspülen etc. wird streng gesehen. Beim Ausstäuben der Filtertücher

Anstalten sind, besorgen ebenfalls ein und dieselben Arbeiter Tag für Tag das Quecksilberbelegen der Gläser. In Fürth wird diese Arbeit zumeist, wenn nicht ausnahmslos, in Akkord gemacht, und da ferner daselbst diese Fabrikation seit einigen 60 Jahren einheimisch ist, so erklärt sich, dass die Uebelstände derselben, trotzdem dieselben dort eklatanter, wie irgendwo sein sollen und naturgemäss sein müssen — deshalb nicht zu reformatorischen gesundheitspolizeilichen Massregeln bisher geführt haben, weil die Arbeiter den ihnen werdenden Ruin ihrer Gesundheit als etwas Unvermeidliches anzusehen gewohnt sind und ferner ihr pekuniäres Interesse ihnen allen Grund giebt, die Initiative zu einer Aenderung ihrer jetzigen Beschäftigungsweise nicht zu ergreifen. Diese ungleichen jetzigen Zustände, deren Fortbestand für uns einer administrativen Bedrückung gleichkäme, drohen die in unserem Geschäfte angelegten bedeutenden Kapitalien noch ganz unproduktiv zu machen und richten wir daher an Se. Exzellenz den Herrn Staatssekretär des Innern das ergebenste Gesuch, auch allen übrigen Quecksilber-Beleganstalten Deutschlands dieselben gesundheits-polizeilichen Vorschriften zu ertheilen, wie sie vom hiesigen königl. Polizei-Präsidium gestellt wurden und nach welchen wir uns aufs Gewissenhafteste richten, wie ein von letzterem eventuell zu erfordernder Bericht auch ausweisen wird.“

Heiliges Kapital, dessen Hauptgebot lautet: Akkumulirt, akkumulirt, schafft Mehrwerth, konzentirt, exploitirt, gewinnlüsternes Unternehmertum, wie bitter rächt sich der Tanz um das goldene Kalb! In den tollen Cancan der Profitjagd wird eine neue Tour eingelegt, Forderung des Arbeiterschutzes, Solo getanzt von — Fabrikanten. Damit

werden theils Respiratoren verwendet, theils steckt der Arbeiter die Arme mit dem Tuche durch eine kleine Fensteröffnung und schüttelt oder klopft dasselbe ausserhalb; theils wäscht man die Tücher in Wasser aus. Der Gebrauch von Schwefelbädern, eins oder zwei wöchentlich, ist hier bei allen Belegern üblich. Aachen ist ja auch die Stadt der Schwefelbäder par excellence: es ist erfreulich, dass nicht blos die reichen „Schmieronkel“, die aus aller Herren Länder nach Aachen strömen, um Syphiliskuren zu gebrauchen, sondern auch die berufsranken Lohnproletarier davon profitiren. — Ueber Frankfurt a. M. konnte ich leider nichts ermitteln. Auf jeden Fall steht wenigstens für München fest, dass die Belegerei dort gar keine Rolle spielt. Vergl. S. 46 Anm.

die Kapitalien grössere Profitraten abwerfen, fordern Meyer, Roeder und Comp. stürmisch reichsgesetzliche Regelung der Schutzbestimmungen für Quecksilber-Spiegelbelegen. Wenn das nicht die unverfälschte, echte Dialektik ist, dann giebt es überhaupt keine.

Herr von Boetticher wendete sich in dieser Angelegenheit an das bayerische Ministerium des Innern, und dieses übermittelte unterm 24. Juni 1883 eine darauf bezügliche Ministerialentschliessung an die mittelfränkische Regierung⁷⁾, welche wiederum diese Entschliessung in einem Schreiben vom 10. Juli 1883⁸⁾ an den Fürther Stadtmagistrat mit der Aufforderung schickte, sich darüber zu äussern. In der Ministerialentschliessung heisst es: „Da das Reichsamt des Innern der Sache näher zu treten beabsichtigt, ergeht die Aufgabe, sich nach Vornahme der nöthigen Erhebungen gutachtlich zu äussern:

1) ob und eventuell welche Bedenken gegen die Anwendung von Schutzvorschriften ähnlicher Art wie sie Seitens des Polizei-Präsidiums in Berlin erlassen worden sind, auf die bayerischen Spiegelfabriken bestehen;

2) welche Massnahmen etwa gegenüber den Gefahren des hie und da, z. B. in Fürth, vorkommenden hausindustriellen Betriebs der Belegung von Spiegelglas mit Quecksilber zu ergreifen sein würden.“ Beigefügt war eine Mittheilung des k. bayer. statistischen Bureaus vom 22. Juni 1883 über den Stand der Spiegelbeleganstalten und Spiegelfabriken in Bayern, mit dem Auftrage, zu ermitteln, ob die Angaben noch zutreffend seien.⁹⁾

Der Stadtmagistrat Fürth ersuchte nun unterm 23. Juli 1883 den kgl. Landgerichtsarzt Dr. Wollner und den ärztlichen Bezirksverein in Fürth um gutachtliche Aeusserung über die beiden in der Ministerialentschliessung angeregten Fragen binnen einer Woche, sowie darüber:

„a) ob nicht von sanitärem Standpunkte aus noch weitere als die vom Polizei-Präsidium in Berlin angeordneten Massnahmen angezeigt erscheinen;

⁷⁾ K. B. Staatsministerium des Innern, Abtheilung für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, No. 7281. ⁸⁾ K. Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern, Ad Num. $\frac{E\ 14469}{K\ 7647}$. ⁹⁾ Hierüber siehe das Nähere Abschnitt I, Anm. 88.

b) ob es sich nicht insbesondere empfiehlt, das Beheizen der Belegräume und das Geschlossenhalten der Fenster während des Belegens — beides soll in Berlin stattfinden — zu verbieten.“ Gleichzeitig solle man sich „über den derzeitigen Stand der Quecksilbererkrankungen, namentlich ob gegen früher eine Zu- oder Abnahme zu konstatiren sei,“ äussern.

Nachdem der Termin, innerhalb dessen an die kgl. Regierung berichtet werden sollte, bereits abgelaufen, wird das Gesuch vom 23. Juli am 15. August 1883 nochmals dem königl. Medizinalrath Dr. Fronmüller als Vertreter des Landgerichtsarztes und dem Bezirksverein in Erinnerung gebracht. Der ärztliche Bezirksverein theilt unterm 16. August dem Magistrat mit, dass er in seiner Sitzung am 26. Juli beschlossen habe, ein Gutachten gemeinsam mit dem Landgerichtsarzt abzugeben. Die Ausarbeitung habe letzterer übernommen. Da derselbe verreist sei, so könne er der Erinnerung nicht nachkommen.¹⁰⁾ Die Regierung von Mittelfranken fordert unterm 22. August 1883 Antwort binnen 8 Tagen, bezw. Mittheilung der Hindernisse.¹¹⁾ Am 5. September desselben Jahres erfolgte das Gutachten des Dr. Wollner zugleich im Auftrage des ärztlichen Bezirksvereins.

Der Inhalt desselben lässt sich etwa folgendermassen zusammenfassen: Man habe freudig begrüsst, dass „Ernstliches gegenüber den Gefahren der Quecksilberbelegen geschehen solle, da ja die Zahl der jährlich Erkrankten immer noch eine sehr bedeutende ist.“ Es seien jährlich ungefähr 20—25 Personen mit Merkurialaffektionen durch Belegen in ärztliche Behandlung getreten und zwar mit Stomatitis oder Tremor. „Es wurde weiter festgestellt, dass die in ärztliche Behandlung kommenden Individuen nur einen Theil der Erkrankten ausmachen, dass besonders die leichter Erkrankten sich selbst behandeln. Sie kaufen sich chlorsaures Kali zum Mundwasser, baden fleissig, gehen so viel wie möglich in die Luft und essen so gut als ihre Mittel es ihnen erlauben. Da nun annähernd 240 in Quecksilberbelegen beschäftigte Personen angenommen werden können, so ist der Prozentsatz der Erkrankten jedenfalls ein sehr hoher.“

¹⁰⁾ No. 5366. ¹¹⁾ Reg. v. Mfrk. Ad Num. $\frac{\text{E } 15842}{\text{K } 8867}.$

Die Stellung des Dr. Wollner und des Bezirksvereins zu den Berliner Betriebsbedingungen wird paragraphenweise dargelegt.¹²⁾

Zu §§ 1 und 2: Diese Massnahmen (Ammoniak) seien Sache des hygienischen Chemikers.

§ 3. Festsetzung der Arbeitszeit.

„Es bedarf wohl keines Beweises, dass je kürzer die Arbeitszeit, desto geringer die Gefahr für den Arbeiter. Aber andererseits wurde angeführt und mit Beispielen belegt, dass heruntergekommene, schwächliche Individuen (wie es oft geschieht), auch bei einer noch geringeren Arbeitszeit und oft in schwerer Weise erkrankten, daher auch die hier angenommene Zeit als eine zu lange Arbeitszeit betrachtet werden müsste. Anderenfalls arbeiten andere kräftige Individuen durch Jahre, ja selbst Jahrzehnte in Belegen, ohne ihrer Gesundheit zu schaden. Es hat deshalb die Festsetzung einer bestimmten Arbeitszeit etwas Missliches; keine Sicherheit für die Gesundheit des Einen, wesentliche Beschränkung des Arbeitsverdienstes des Anderen. Wir glauben daher, dass die genaue Festsetzung der Arbeitszeit nicht den hohen Werth hat, der ihr beigelegt wird, dass vielmehr der Schwerpunkt der ganzen Verordnung in dem § 6 liegt, und dass durch richtige Handhabung dieses Paragraphen die Arbeitszeit individuell geregelt werden kann, d. h. für das eine Individuum noch weiter herabgesetzt werden muss, für das andere noch etwas verlängert werden kann.“¹³⁾

¹²⁾ Siehe dieselben in Anm. 4 dieses Abschnitts. ¹³⁾ Es sei hier auf die Scheu des ärztlichen Bezirksvereins vor der gesetzlichen Festsetzung einer Maximalgrenze der Arbeitszeit hingewiesen, eine Scheu, die doch wohl nur auf einer missverständlichen Auffassung dieses volkswirtschaftlichen Problems beruht. Aus Rücksicht auf einige starke Naturen darf doch das Interesse der die erdrückende Mehrheit bildenden Durchschnittsmenschen nicht völlig verletzt werden: was es überhaupt mit diesen Ausnahmen für eine Bewandniss hat, darüber belehrt uns die Denkschrift des ärztlichen Vereins am besten; doch darüber später! Der denkende Arzt wird von vornherein zugeben, dass ein mittlerer normaler, d. h. das geistig-leibliche Wohl schützender Arbeitstag sich fixiren lässt, über welchen hinaus im Grossen und Ganzen ohne Gefahr nicht gearbeitet werden kann. Es ist aber dann übrigens keinem Unternehmer benommen, seinen Arbeitern eine kürzere Arbeitszeit zu gewähren. Vorläufig ist es aber eine kulturelle Nothwendigkeit, dass durch Gesetz das Höchstmass der Arbeitszeit, der Maximalarbeits-

Zu § 4: Nichts. — Für § 5 wird folgende Fassung vorgeschlagen: „Die Einnahme von Mahlzeiten in der Fabrik ist verboten. Zum Wechseln der Kleider etc. muss ein besonderer Raum vorhanden sein;“ das Uebrige wie in der Verordnung. „Bei der Kürze der Arbeitszeit sei das Essen in der Fabrik nicht nöthig, geschieht hier (in Fürth) auch nicht, da die Arbeiter im Sommer in's Freie gehen, im Winter dagegen die stets ungeheizten Räume zur Einnahme der Nahrung verlassen, um sie anderorts einzunehmen.“

§ 6 bedürfe Ergänzungen. Es wird folgende Fassung vorgeschlagen: „In eine Spiegelbelege kann nur Derjenige als Arbeiter zugelassen werden, welcher sich durch ärztliches Zeugniß des hierzu aufgestellten Arztes darüber ausweisen kann, dass er vollkommen gesund und zu dieser Beschäftigung geeignet ist. Jeder Arbeiter, der eine Quecksilbererkrankung durchgemacht hat, kann nur dann in eine Belege wieder eintreten, wenn seine vollständige Wiedergenesung ärztlicherseits konstatirt ist. Sämmtliche Arbeiter der Fabrik sind von einem bestimmten vom Staat oder der Gemeinde aufgestellten Arzte u. s. w. wie im § 6.“

Zu alinea 1 des neuformulirten § 6 wird bemerkt: Es sei eine längst feststehende Thatsache, „dass schwächliche, schlecht genährte, heruntergekommene oder blutarme Individuen, oder solche mit

tag, fixirt wird. Der Normalarbeitstag wird in einer Gesellschaft mit genossenschaftlicher Produktionsweise sich dann von selbst ergeben. Die Festsetzung bestimmter Normen schliesst ja nicht im mindesten die übrigen Schutzvorschriften aus, welche vom ärztl. Bez.-V. so warm und so wohlbegründet empfohlen werden. Das Eine thun, und das Andere nicht lassen, muss die Losung sein. Aber es spukt noch viel zu sehr der manchesterliche „Freiheits“teufel in den Köpfen, und der bessere, leistungsfähigere Arbeiter, der unter solchen Gesetzen dem „faulen ungeschickteren Arbeiter“ gegenüber den Kürzeren zieht, geht um als Gespenst, um den Humanisten und anderen gutmeinenden Sozialreformern das Gruseln vor wirklichen Reformen einzujagen. In unserer Zeit des Grossindustrialismus, der Alles nivellirt, die Arbeiter zu Maschinentheilen herabwürdigt, die Freiheit der Ausbeutung, die durchschnittliche Gleichheit der Arbeitskräfte, die Schaffung des die gesellschaftliche Durchschnittsarbeit leistenden Normalarbeiters proklamirt, die Brüderlichkeit der Kapitalisten und die der Proletarier in die That übersetzt hat, in dieser Zeit sind solche Bedenken hinfällig. Die Logik der Thatsachen verweht sie.

kariösen Zähnen etc. in einer oft unglaublich kurzen Zeit an Merkurialismus erkranken.“ Nun ist das Spiegelbelegen nicht etwa ein Gewerbe, zu welchem ein Individuum von seinen Eltern bestimmt wird, oder welches er als erstes Gewerbe zu seinem Lebenslauf erwählt. Quecksilberbeleger wird nur Derjenige, der in irgend einem anderen Geschäft, welches er erlernt hat, nicht reussirt hat und zu Grunde gegangen ist; unter den Quecksilberbelegern finden sich Leute jedes Standes und jeden Gewerbes. Die weitere Folge dann ist die, dass diese Leute meistens erst dann zum Belegen kommen, wenn sie durch Sorgen, Kummer und Noth körperlich heruntergekommen sind, und als letztes refugium, ihre Verhältnisse zu verbessern, diesen Erwerbszweig ergreifen und dann weiter, um viel zu verdienen, sofort möglichst viel und lange arbeiten und demnach schlecht leben müssen. Diese stellen natürlich die grösste Anzahl der Erkrankten.“ Kräftige, gesunde Individuen dagegen könnten, wie die Erfahrung lehre, „eine sehr lange Zeit ungestraft arbeiten.“ Zu alinea 2. Es bedürfe keines besonderen Nachweises, dass ein an Merkurialismus erkranktes Individuum sehr leicht wieder erkrankt, und dass besonders nicht ganz Wiedergenesene sofort wieder und in schwererer Weise erkranken. Zu alinea 3: „Wir halten es für zweckmässig und nothwendig, dass hier statt von ‚einem Arzt‘ eingesetzt werde ‚einem vom Staat oder der Gemeinde aufgestellten Arzte.“ Ohne unseren ärztlichen Kollegen irgendwie zu nahe treten zu wollen, ist es doch wünschenswerth, dass nicht der Arbeitgeber den betreffenden Arzt bestimmt, da hier doch Verhältnisse eintreten könnten, welche die Objektivität des Arztes zu beeinträchtigen im Stande wären.“ Wären die Verhältnisse so geordnet, so „wird sich leicht eine mittlere Arbeitszeit (etwa die in den Betriebsbedingungen festgesetzte) bestimmen lassen und eine Verkürzung oder Verlängerung der Arbeitszeit für den einzelnen Arbeiter durch den aufgestellten Arzt gestattet werden können.“¹⁴⁾

¹⁴⁾ Man sieht, wie die zwangsgesetzliche Reduktion des Arbeitstages zur Vorderthür herauskomplimentirt wird, um durch ein Hinterpförtchen in etwas gemilderter Gestalt wieder zu erscheinen. Also ist doch die „mittlere Arbeitszeit“ möglich, nur soll die väterliche Autorität des Arztes abwägend ent-

Zu § 7: Nichts einzuwenden. — Zu Frage 2 des Ministeriums: Den hausindustriellen Betrieb betreffend wird Folgendes erklärt: „Von einem hausindustriellen Betrieb kann nur insofern gesprochen werden, als es sich nicht um grössere Belegen, sondern um solche handelt, in welchen nur ein, höchstens zwei Tische zum Belegen aufgestellt sind, wo also der Besitzer allein mit mehreren Wischerinnen oder noch mit einem Gehülfen arbeitet. So schön und zweckentsprechend die grossen Belegen in der Mehrzahl sind, so wenig entsprechen diese kleineren Belegen den Anforderungen der Hygiene, und diese sind es auch, welche im Verhältniss ein grösseres Kontingent von Erkrankten liefern. Nach den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen ist gegen diese kleineren Belegen sehr wenig oder nichts zu machen. Da die Einrichtung einer solchen Belege nicht einer Genehmigung bedarf, so wird wohl die Behörde auch meist recht spät die Einrichtung einer solchen erfahren, und sollte sie dann auch berechtigt sein, auf Grund des § 16 der Gewerbeordnung einzuschreiten, so ist damit wenig genützt. Denn es sind wahrscheinlich bis dahin Verschiedene erkrankt und zweitens ist ja dem nicht vorgebeugt, dass der Besitzer sich sofort in einem anderen wo möglich noch unzweckmässigeren Lokal einrichtet. Er könnte allerdings auch wieder aus diesem verdrängt werden, aber da er keine Anzeigepflicht besitzt, dass er dort belegt, so wird immer wieder ein Zeitraum verstreichen, der Gelegenheit zur Erscheiden. Das ist moderne „Von Fall zu Fall“-Politik, auf welche die Arbeiterklasse sich nicht einlassen wird; wir brauchen kodifizierte Einrichtungen. Die Forderung, dass von der Gemeinde oder vom Staate der ärztliche Aufsichtsbeamte bestellt werde, entspringt dem durchaus gerechtfertigten Misstrauen gegen die abhängigen Fabrikärzte. Die Bourgeoisie hat der ganzen Welt, die sie beherrscht, den Stempel der Abhängigkeit so deutlich aufgedrückt, dass ein Experimentiren mit solchen unter dem Bann des Kapitals und der Vetterwirthschaft stehenden Angestellten nichts wäre, als Riemen aus der Haut des Arbeiters schneiden. Wer an dem Bestehen der bürgerlichen Hierarchie praktisch interessirt ist, wird, wenn sein theoretisch-wissenschaftliches Urtheil in Frage kommt, nur zu leicht geneigt sein, den proletarischen Himmel voller Geigen zu sehen. Den Arbeitern, die oft genug gegen das Vorgehen von Fabrikärzten Einspruch erhoben, ist in dem ärztlichen Bezirksverein Fürth ein Bundesgenosse erstanden, auf welchen sie sich hoffentlich zur rechten Zeit berufen werden.

krankung gibt. Allen diesen Uebelständen ist unserer Ansicht nach in der einfachsten Weise dadurch abzuhelpen, dass die Spiegelbelegen in § 16 der Gewerbeordnung eingereiht werden, d. h. dass die Einrichtung einer solchen einer Genehmigung bedarf. Nur dann ist die Möglichkeit einer Kontrolle gegeben. Es ist das um so nothwendiger, als die Gefahr nahe liegt, dass bei Einführung strengerer Gesundheitsmassregeln das Belegen im Geheimen betrieben wird, d. h. dass statt grossen Belegen eine Reihe von kleinen Winkelbelegen entstehen, in welchen der Besitzer allein arbeitet, was er besonders bei kleineren Spiegeln wohl immer der Behörde eine Zeitlang zu verheimlichen im Stande sein wird. Für grosse Spiegel besteht allerdings diese Gefahr nicht, diese werden aber auch jetzt nur in den grösseren Belegen verarbeitet, in den kleineren dagegen aber nur kleinere Gläser. In diesem letzteren Punkt liegt noch eine weitere Gefahr. Je grösser ein Spiegel ist, desto weniger wird der Arbeitslohn für das Belegen in's Gewicht fallen, denn gegenüber dem Preise eines grossen Spiegels ist der Arbeitslohn für das Belegen, was ja selbst für einen grossen Spiegel im höchsten Fall nur der Zeitraum von 10—15 Minuten in Anspruch nimmt, ein verschwindend kleiner.¹⁵⁾ Je unbedeutender die Grösse eines

¹⁵⁾ Die jämmerlichen Zustände in den Heimbelegen, wie überhaupt in den kleineren Betrieben sind nicht zu läugnen; dass aber der in dem Gutachten obwaltende Optimismus gegenüber den Grossbelegen durchaus nicht am Platze ist, werden wir im Abschnitt III nachweisen. Aber wie bereits betont wurde, herrscht die Tendenz vor, dem Kleinbetrieb, koste es was es wolle, den Garaus zu machen. Dagegen ist vom Standpunkte der gesellschaftlichen Entwicklung aus, die ja zur steten Vereinigung der Produktionsmittel in immer weniger Händen und zur Produktion auf immer grösserer Stufenleiter hindrängt, nichts einzuwenden: aber es muss zu gleicher Zeit dafür gesorgt werden, dass nicht die Uebel der untergehenden oder untergegangenen Betriebsform in alle Ewigkeit auch im Grossbetrieb erhalten bleiben. — Unrichtig ist ferner die Behauptung des Gutachtens, dass „das Belegen selbst für einen grossen Spiegel nur 10—15 Minuten in Anspruch nimmt“. Nach den Beobachtungen, die ich persönlich in einer der grössten Fürther Beleganstalten angestellt habe, und nach den von mir bei durchaus vertrauenswürdigen, seit vielen Jahren als Beleger thätigen Arbeitern eingezogenen Erkundigungen braucht man zur vollständigen Fertigstellung der grössten Spiegel (¹¹⁵/₄₄ Maass, durchgängig Krystallglas) 4 Stunden. Von mittelgrossen

eines Spiegels, desto mehr wird der Arbeitslohn in's Gewicht fallen, da das Belegen vieler kleinen Spiegel mehr Zeit in Anspruch nimmt, als das Belegen eines Glases von dem gleichen Flächeninhalt mehrerer kleinen Spiegel. Wenn nun auch mehr bezahlt wird, so wird der Verdienst doch wahrscheinlich geringer und die Arbeitszeit länger sein. Ein Berechtigungsgrund, die Belegen in § 16 der Gewerbeordnung einzureihen, liegt weiter darin, dass nicht nur die Arbeitenden selbst, sondern auch Inwohner des Hauses gefährdet werden können, ob dieselben oberhalb, neben oder unter dem Raume wohnen, in welchem eine Belege eingerichtet wird. Derartige Fälle können nicht nur vorkommen, sondern sind auch thatsächlich schon beobachtet worden!“ — Es wird die Frage 2 betr. des Verbieters der Beheizung und des Schliessens der Fenster bejaht. Im Sommer verstehe sich der Nutzen dieser Massregel von selbst, „aber auch im Winter habe sie sich vortrefflich bewährt; denn werden im Winter die Räume geheizt, so ist ein Oeffnen der Fenster nicht möglich, da sonst sofort die zu belegenden Fenster anlaufen, was das Belegen derselben unmöglich macht. Bleiben die Fenster geschlossen, so ist, je höher die Temperatur, desto stärker die Verdunstung des Quecksilbers und desto grösser die Gefahr einer Intoxikation. Auch von Seite des Geschäftsbetriebes steht dieser Anordnung kein Bedenken entgegen. Wenn eine so bedeutende Industrie wie die hiesige, welche in dieser Branche nahezu den Weltmarkt beherrscht, dabei existiren und prosperiren kann, so ist dieselbe sicher überall durchführbar. Der ärztliche Verein sowohl wie Dr. Wollner sind überhaupt von der Ueberzeugung durchdrungen, dass die Spiegelindustrie alle diese Massregeln ohne irgend eine Schädigung sehr gut vertragen kann. Der einzige Einwand, den die hiesigen Fabrikanten machen, und man hat Gelegenheit gefunden, mit den meisten derselben in's Benehmen zu treten, besteht in der Abkürzung der Arbeitszeit. Alle übrigen Bestimmungen, erklärten dieselben in der zuvorkommendsten Weise, seien keine

Spiegeln belegt man $\frac{60}{24}$ Maass : 20 Stück, $\frac{68}{24}$: 18 Stück, $\frac{50}{18}$: 24—25 Stück per Tag, braucht also für ein Stück im Durchschnitt mindestens 23—24 Minuten. — Zur Erklärung der Bruchzahlen sei bemerkt, dass der Zähler die Länge, der Nenner die Breite der Spiegelglasplatte in Zollen bzw. Zentimetern angibt.

den Geschäftsbetrieb wesentlich beengende oder hindernde. Da nun nach unserer Ansicht, wie oben ausgeführt, bei einer richtigen Handhabung des § 6 die Arbeitszeit für die Ueberzahl der Arbeiter sicher höher angenommen werden kann, da weiter die Gefahr der Intoxikation um so geringer, je besser die Belegräume, so sind wir der festen Ueberzeugung, dass auch durch diese Bestimmung die Industrie in keiner Weise geschädigt wird, wenn die Einrichtung der Spiegelbelegen in unzweckmässigen Räumen verhütet wird.“ Was den derzeitigen Stand der Quecksilbererkrankungen betrifft, so ist bereits das Wesentliche gesagt. „Es kommen 20—25 Erkrankungsfälle jährlich in ärztliche Behandlung, eine nicht wohl zu schätzende Anzahl, die jedoch jedenfalls geringer ist wie obige, behandelt sich selbst. Eine wesentliche Zu- oder Abnahme ist in den letzten Jahren nicht zu bemerken.“

Soweit das ärztliche Gutachten. Am 8. September 1883 erfolgt nun als Erwiderung auf die Ministerialentschliessung vom 24. Juni 1883 ein Sitzungsbeschluss des Magistrats an die Regierung von Mittelfranken.¹⁶⁾ Dieser stadtväterliche Beschluss war sorgfältig vorbereitet worden. Man hatte über die Angelegenheit auch „mit einer Anzahl Quecksilberspiegelfabrikanten Rücksprache genommen“. Diese ehrenwerthen, unparteiischen Gentlemen, denen Heisshunger nach Mehrwerth à tout prix — und wäre der Preis Leben und Gesundheit der Arbeiter — nur missgünstige, scheelsüchtige, nörgelnde Krittler vorwerfen werden, diese sachlichen Sachwalter des — heiligen Eigenthums, diese berufsmässigen Wächter des kapitalistischen Zions, diese alttestamentarischen Erzengel an den Pforten des bürgerlichen Paradieses — wo fände man Beinamen genug, um sie in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit abzumalen — diese Herren alle wurden vom Magistrat berufen und auserwählt, über die Einführung eines Arbeiterschutzes in ihren Betrieben ein Urtheil abzugeben. Die Arbeiter sind natürlich nicht einvernommen worden. Alles für den Profit, Alles durch die Arbeiter, ist auch eine schöne Devise. Höret nun, was der Fürther Senat und seine Gewährsmänner für gut befunden haben.

¹⁶⁾ No. 4386.

Zur Frage 1 über die Berliner Betriebsbedingungen liess man sich, wie folgt, vernehmen: Zu § 1: Derselbe wurde „an sich“ nicht beanstandet. Nach Versicherung der einvernommenen Spiegel-fabrikanten sei das Besprengen mit Ammoniak bereits in Uebung gewesen, auf Verlangen der Arbeiter aber wieder eingestellt worden. Also schwer durchzuführen und nicht zu kontrolliren. Ob es sich deshalb nicht empfehle, von der Bestreuung Abstand zu nehmen, zumal in Berlin nicht wie hier bei offenen Fenstern gearbeitet werde, überlasse man zur Erwägung der Regierung.

Machen wir hier eine kurze Pause, um vor der Pfffigkeit der Herren Fabrikanten unsere Reverenz zu bezeigen. Dieses herrliche Ansichsein haben sie der Hegelischen Philosophie so fein abgelauscht. Wie kann man mit diesem Worte im reinen Aether der „ewigen Ideen“ sich verlieren, wie kann man sein Gewissen damit salviren! Also die Anwendung des Ammoniak ist von den Arbeitern perhorresziert worden; wie sie jedesmal erscheinen, diese entsagungs-vollen Geschöpfe, die mit Hand und Fuss sich gegen die Sicherheit ihres Leibes sträuben! Aber das Bourgeoisregister hat ein Loch. Als unverfänglicher Gewährsmann möge der mittelfränkische Fabrikinspektor, Herr Kopf, sprechen. Aussage No. 1: Ammoniakwasser zum Waschen des Fussbodens wurde in einer Beleganstalt, „allerdingswährend der Arbeitszeit angewendet“, und bald des Geruchs wegen wieder aufgegeben. Er empfiehlt ganz korrekt Anwendung „zwischen und nach der Arbeit.“¹⁷⁾ Aussage No. 2: „Das zur Verringerung der Erkrankungsgefahr empfohlene Besprengen des Bodens mit Ammoniakwasser in Einführung zu bringen ist nicht gelungen. Ich habe mich deshalb an den Krankenverein der Spiegelbeleger gewandt.“¹⁸⁾ Die menschenfreundlichen Unternehmer waren also nicht gar zu empfänglich für solche Massregeln; der Fabrikinspektor musste sich an die Krankenkasse der Arbeiter wenden. Aussage 3: „Die Versuche, die Ammoniakbesprengung durch den Krankenverein herbeizuführen, sind fehlgeschlagen.“¹⁹⁾ — Be-

¹⁷⁾ Vgl. Amtliche Mitth. f. 1879, S. 37, 38. ¹⁸⁾ Vgl. Jahresber. d. k. bayer. Fabrikinsp. f. 1880, S. 61. ¹⁹⁾ Vgl. J. d. k. b. F. f. 1881, S. 49. Er bemerkt weiter: „Jede Neuerung ist bei der vollständigen Selbständigkeit (!) der Arbeiter, wie sie sich in den Belegen Fürth's herausgebildet hat, nur mit

quemer kann sich wohl Niemand mit derlei Dingen abfinden. In der Berliner Fabrikordnung heisst es wohlweislich, dass die Ammoniaksprengrung „Morgens vor Beginn der Arbeit und Abends“ vorzunehmen ist. Aber Gott Kapital ist ein strenger Herr und duldet nicht, dass seine Verehrer den Gottesdienst durch gewerbehygienische Extravaganzen unterbrechen. Die Fürther Belegbesitzer, eingeschworen auf diesen Kultus, glauben auch an die Sünde. Sünde gegen den heiligen Geist des Mehrwerths wäre es, die menschliche Arbeitskraft als etwas anderes, denn als Exploitationsobjekt zu betrachten. Und da nun die Sünde begangen wurde, in einer Anstalt mit Ammoniak zu sprengen, so musste nach altbiblischem Brauch ein Sündenbock dafür herhalten. Die modernen Kinder Israel nahmen den Arbeiter.

Gegen § 2 der Berliner Fabrikordnung hatte man nichts einzuwenden. Aber der § 3: Bestimmung einer Maximalarbeitszeit für die Belegen stiess auf sehr heftigen Widerstand. Kein Wunder, das Palladium des sittlichen Staats war bedroht, in die ererbten und verbrieften Rechte der Bourgeoisie sollte mit rauher Hand eingegriffen werden. Man kam zunächst mit rechtlichen Bedenken. „§ 120 Abs. 3 der Gewerbeordnung gebe hierzu keine Berechtigung, denn das Verbot, seine Arbeiter über eine bestimmte Zeit hinaus arbeiten zu lassen, kann doch wohl nicht als eine Einrichtung bezeichnet werden, welche ein Gewerbeunternehmer herzustellen und zu unterhalten hat.“²⁰⁾ Ferner wäre „die Massnahme aber auch

Beihilfe derselben in's Werk zu setzen.“ Aber wer kann es den Arbeitern verdenken, dass sie gegen das Einathmen des abscheulichen Ammoniakgestanks während der Arbeit sich wehren? Herr Kopf hat in seinem unschuldsvollen Sinne die Absicht der Fabrikanten nicht gemerkt und wird deshalb verstimmt — gegen die Arbeiter. ²⁰⁾ § 120 al. 3 der G.-O. lautet: „Die Gewerbeunternehmer sind . . . verpflichtet, alle diejenigen Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebes und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherheit gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind. Darüber, welche Einrichtungen für alle Anlagen einer bestimmten Art herzustellen sind, können durch Beschluss des Bundesrathes Vorschriften erlassen werden. Soweit solche nicht erlassen sind, bleibt es den nach den Landesgesetzen zuständigen Behörden überlassen, die erforderlichen Bestimmungen zu treffen.“ Und Berger, gestützt auf ein höchstgerichtliches Erkenntniss, bemerkt in

unbillig.“ Es könne zwar nicht bestritten werden, „dass Quecksilberbelegen eine gesundheitsgefährliche Beschäftigung ist, so ist es dies doch nicht allein. Es gibt vielmehr eine grössere Zahl anderer Gewerbebetriebe, bei welchen die Gesundheit und das Leben in gleichem und vielfach in noch höherem Grade gefährdet sind. Eine nicht zu rechtfertigende Ungleichheit würde daher geschaffen, wenn eine die persönliche Freiheit so sehr einschränkende Massnahme nur gegen einen einzigen Fabrikationszweig sich richten würde.“ Die persönliche Freiheit ist ja stets in Gefahr, wenn ein Angriff auf die Freiheit der Ausbeutung der Arbeit gemacht wird; das ist das alte Lied, überall angestimmt von den Vertretern des Kapitals, in Ost und West, in England wie in der Schweiz, in Oesterreich wie in Nordamerika. Weil andere ebenso gefährliche Betriebs-

seinem Kommentar zur G.-O. (5. Auflage 1883, Berlin, J. Guttentag), S. 131: „Einrichtungen‘ umfasst ausser körperlichen Vorrichtungen auch sonstige Anordnungen. O. V. 13. Okt. 80.“ Auf jeden Fall findet die Verfügung des Berliner Polizeipräsidioms rechtlichen Schutz durch diese Bestimmung. Man hat es mit einer qualifizirt gefährlichen Betriebsart zu thun, und nach dem angeführten Erkenntniss des O. V. kann darunter auch eine Fixirung der Arbeitszeit verstanden werden. Wortklauberei („Shylock’sches Festklammern am Buchstaben des Gesetzes“ nennt Marx treffend solch ein Verfahren) ist sicherlich das in dem Magistratsbeschluss gebrauchte Auslegung des Begriffs: Einrichtung. Man übersetze nur aus dem Negativen in’s Positive, man sage statt „Verbot etc.“ „Gebot, im bestimmten Schichtenwechsel bestimmte Zeit arbeiten zu lassen“, und man hat, ohne viel Interpretationskunst anzuwenden, die Institution, die Einrichtung der Maximalarbeitszeit für Belegarbeiter, die der Fabrikant herstellen, d. h. einführen, und unterhalten, d. h. dauernd aufrecht erhalten muss, will er nicht mit dem Gesetz in Streit gerathen. Wir meinen, dass die Reichsgewerbeordnung, mit ihren zahllosen Vortheilen für das Unternehmertum, mit seinem durch den Puttkamer’schen Strikeerlass durchlöcherten § 152, überall wo es nur irgend angeht, zum Vortheil der Arbeiter ausgenützt werden muss. So lange nicht die Bahn für eine umfassende Umgestaltung der einschlägigen Verhältnisse frei gemacht ist, so lange wir keine reichsgesetzliche Regelung der Arbeitszeit haben, so lange muss man den Feind fassen, wo er verwundbar ist. Wenn die deutschen Polizeibehörden auf diesem Gebiete mit Schneidigkeit vorgehen, können sie des Beifalls der Arbeiter gewiss sein. Selbstverständlich bleibt das nie aus den Augen zu lassende, mit allen Kräften zu erstrebende Ziel: Gesetzlicher Maximalarbeitstag im ganzen Reich der Arbeit, in Industrie und Landwirthschaft, in Handel und Verkehr.

arten uneingeschränkt bestehen, deshalb darf den Quecksilberbelegen auch kein Hinderniss in den Weg gelegt werden. Selbstverständlich muss gegen alle diese Betriebe eingeschritten werden. Mit solchen Beweisgründen defendirt man jeden Schelmen vom Galgen herunter.

Es heisst dann weiter: „Dazu kommt in Betracht, dass eine Einschränkung der Arbeitszeit, wenn überhaupt statthaft, gemäss § 120 al. 3 nur Platz greifen könnte gegenüber jenen Belegern, welche die Eigenschaft eines Gehülfen besitzen, nicht aber gegen jene, welche als selbständige Gewerbeunternehmer erscheinen, was ebenfalls eine nicht zu billigende Ungleichheit in sich schliessen würde. Die Beleger in Fürth nehmen zumeist gegenüber dem Fabrikanten, das ist dem Besitzer des Beleglokals, eine ganz selbständige Stellung ein; die Annahme und Entlassung der Arbeiter sowie deren Entlohnung ist ihnen überlassen, der Belegraum ist ihnen völlig zur Verfügung gestellt und ihre Bezahlung erfolgt lediglich nach der Stückzahl der belegten Gläser, nach eigens vorher vereinbartem Preis; auch liegt ihnen allein die Haftung für die Güte der gelieferten Arbeit ob. Zweifelhaft dürfte es daher sein, ob diese sog. Belegmeister als Gewerbegehülfen und nicht vielmehr als Gewerbeunternehmer zu betrachten sind.“

Wer den Arbeitsprozess in den Fürther Belegen kennt — wir werden im Abschnitt III ihn eingehend schildern — wird sofort bemerken, dass man es hier mit durchaus unzutreffenden Behauptungen zu thun hat. Die sozialpolitischen Weisen von Fürth scheinen nicht zu wissen, dass die sogenannten Belegmeister nur die verschwindende Minderheit bilden gegenüber der grossen Masse der Belegarbeiter; sie scheinen nicht zu wissen, dass diese Belegmeister nichts sind als Afterunternehmer im Stile der englischen piece-masters, also Partieführer, Akkordarbeiter ersten Grades, aber doch trotz des von ihnen eingeheimsten Löwenantheils am Arbeitsverdienst Lohnarbeiter; sie scheinen nicht zu wissen, dass sie dies in ihren Ausführungen selbst zugestehen. Zweifellos sind auch die Belegmeister Gewerbegehülfen im Sinne des Gesetzes, die zarten Bedenken sind hinfällig. Wir haben da die Philosophie des Unbewussten, in's Nationalökonomische übersetzt. Die Kapitalisten wissen immer das nicht, was sie nicht wissen wollen.

Eine Anordnung bezeichneter Art, so wird dann fortgefahren, sei durchaus nicht nothwendig, wenigstens nicht für die in Fürth in Quecksilberbelegen in Betracht kommenden Verhältnisse. Dieselben unterschieden sich ganz wesentlich von jenen der Berliner Spiegelmanufaktur. „Dort wird nach erhaltener Mittheilung während des ganzen Tages und Jahres ununterbrochen das Quecksilberbelegen betrieben, die Fenster des Beleglokals werden geschlossen gehalten und während der kälteren Jahreszeit wird solches geheizt. Wie in dem amtsärztlichen Gutachten bestätigt ist, sind dies ganz erhebliche Missstände, weit bedenklicher als die aus einer längeren Arbeitszeit sich ergebenden. Keiner dieser Missstände besteht aber in hiesiger Stadt.“

Das ist sehr tapfer gesprochen, leider aber zum grossen Theil nicht im Einklange mit der brutalen Wirklichkeit. Auch „in hiesigen Stadt,“ auch in Fürth werden nur zu oft die Fenster der Beleger geschlossen. Doch darüber Näheres im Abschnitt III!

„Der Aufenthalt in den Belegräumen an einem Tage dauert dahier 6—7 Stunden.²¹⁾ Hiervon trifft eine geraume Zeit auf jene Manipulation, welche dem Belegen voranzugehen hat, wie das Aufpressen und Aufstellen der Gläser etc., so dass während 4 bis 6 Stunden das Belegen selbst stattfindet, und zwar dauert letzteres bei Belegen von Krystallgläsern durchschnittlich 4, höchstens 4½ Stunden, bei Belegen von sogenannten $\frac{3}{4}$ weissen Gläsern durchschnittlich 5, in Maximo 6 Stunden. Abgesehen von den tage- auch wochenlangen Arbeitsaussetzungen, welche jeweilig bei flauem Geschäftsgange vorkommen, dann abgesehen von Unterbrechungen, welche sich durch das jeweilige mehrere Tage in Anspruch nehmende Abliefern der belegten Gläser ergeben, wird die Arbeit des Belegens an besonders heissen oder kalten Tagen, stets aber bei feuchter Witterung ausgesetzt und muss solches geschehen, da hier und bei offenen Fenstern und nur in ungeheizten Lokalen gearbeitet wird. Die durchschnittliche Arbeitszeit überschreitet daher, was das eigent-

²¹⁾ Das ist ein glänzender Beleg, wie die bürgerliche „Ehrbarkeit“ mit der Wahrheit umspringt, die zu Rathe gezogenen Fabrikanten haben dem Magistrat nicht den richtigen Aufschluss gegeben. Die Denkschrift des ärztlichen Bezirksvereins S. 19 gibt eine neunstündige Arbeitszeit an.

liche Belegen anbelangt, nur wenig die in Berlin vorgeschriebene Maximaldauer. Dazu kommt, dass ein grosser Theil der Beleger von Zeit zu Zeit aussetzt, oft Monate und auch Jahre lang, dass ferner, während manche neu Zugehende schon nach einigen Arbeitstagen erkranken und zum Aufgeben dieser Beschäftigung sich genöthigt sahen, wieder Andere ohne merkliche Schädigung ihrer Gesundheit das Belegen Jahrzehnte fortsetzen, natürlich mit den gebotenen jeweiligen Unterbrechungen; sehr verschieden ist eben die Neigung der Einzelnen zur Erkrankung an Merkurialismus, und sehr viel trägt zur Erhaltung der Gesundheit das eigene Verhalten der Arbeiter bei. Grosse Reinlichkeit, häufige Bewegung in frischer Luft und Mässigkeit im Genusse geistiger Getränke sind die Mittel, durch welche erfahrungsgemäss am sichersten der Quecksilbererkrankung vorgebeugt wird. Mit vollem Recht spricht sich daher der Amtsarzt und der ärztliche Bezirksverein dahin aus, dass die genaue Festsetzung der Arbeitszeit nicht den hohen Werth hat, der ihr beigelegt wird. Hiermit ist aber auch dargethan, dass eine solche Massnahme auch nicht nothwendig ist, und es fehlt daher die Voraussetzung, unter welcher nach § 120 al. 3 der Gewerbeordnung, deren Anordnung zulässig erscheint.“²²⁾

Doch die Rüstkammer ist noch nicht erschöpft. Noch mehr Geschosse werden gegen die Maximalarbeitszeit geschleudert. „Es ist zu berücksichtigen, dass die Spiegelmanufaktur durch Erlassung mehrgenannter Vorschrift in höchstem Masse geschädigt, ja sogar in ihrem Fortbestande gefährdet würde. Wie bereits oben erwähnt, wird dahier das Belegen als eine dem einzelnen Belegmeister unter Stellung eines besonderen Lokales und des erforderlichen Materials (Folien und Quecksilber etc.) übertragene Akkordarbeit betrieben. Mit dieser von jeher bestehenden als bewährt befundenen Einrichtung ist ein stetiges Wechseln der Arbeiter in mehrstündigen Zwischenräumen ganz und gar unverträglich. Die Beschränkung der Arbeitszeit würde demnach zur Folge haben, dass in einer Belege nur während der zugelassenen Arbeitszeit gearbeitet werden könnte. Dadurch würde aber der Akkordverdienst der Beleger und ihrer

²²⁾ Die deutlichste Erläuterung zu all diesen Bemerkungen werden die Abschnitte III und IV geben.

Hilfsarbeiter auf ein geradezu unerträgliches Mass herabgedrückt. Um ihr Geschäft fortbetreiben zu können, müssten daher die Fabrikanten die Löhne verdoppeln oder verdreifachen und zugleich, um die nämliche Menge wie bisher produziren zu können, die Beleglokale in gleichem Verhältnisse vermehren. Dazu ist indess die hiesige Spiegelindustrie, welche ohnehin in den letzten Jahren sich in schwierigen Verhältnissen befand, und mit der ausländischen insbesondere mit der böhmischen Konkurrenz einen schweren Kampf zu bestehen hat, nicht in der Lage, und ein Niedergang derselben würde der zweifellose Erfolg jener Massnahmen sein.“

Wir stellen nur fest, dass das Klagelied der Fürther Fabrikanten über den drohenden Niedergang der Industrie bei Einführung eines Maximalarbeitstages in derselben Tonart gesungen wird, wie seiner Zeit z. B. in England, als die Fabrikgesetzgebung geschaffen wurde. Derartige Nichtigkeiten immer und immer wieder zu widerlegen, hiesse, nachdem die Wissenschaft über die Bedeutung des Maximalarbeitstages im Reinen ist, Kohlen nach New-Castle bringen. Was ferner über die Akkordarbeit gesagt wird, zeugt nur von dem Mangel an Verständniss, das unsere Bourgeoisie wirthschaftlichen Problemen gegenüber stets zeigt, wenn der Geldsack in Gefahr ist. Akkordarbeit, sagt mit Recht ein altes Arbeitersprichwort, ist Mordarbeit, ist ein Mittel in der Hand des Kapitalisten, die Aussaugung der Arbeitskraft bis zum Aeussersten zu steigern und durch die Scheinprämie des angeblich höheren Lohnes, der thatsächlich nur ungenügende Bezahlung für geleistete Mehrarbeit, die „Hände“ zur tollsten Vergeudung der Lebenskraft anzustacheln. Bei der steeplechase der Akkordarbeit brechen die Proletarier sich die Hälse, der Bourgeois streicht den Gewinn ein und stellt für die auf der Rennbahn der Industrie Gestürzten Andere ein. Wartet doch vor den Thoren der Fabrik ungeduldig sich drängend die Schaar der Ueberzähligen, schwillt doch die Präsenzziffer der industriellen Reservearmee zu immer gewaltigerem Umfang an. Nur dass für die Soldaten der Industrie keine Militärvorlage gemacht wird! Was für eine Bewandniss es hat mit den Klagen über die Verschlechterung der Geschäfte und die ausländische Konkurrenz, das haben wir im Abschnitt I gezeigt. Die Fürther Quecksilberbarone werden nächstens

noch um Staatshülfe für die „nothleidende“ Industrie bitten. Wie reimt sich dies Gezeter der Fabrikantenkoterie zusammen mit der Bemerkung des mittelfränkischen Fabrikinspektors, dass „die Aufbringung der nöthigen Kosten zum Zwecke der Ausführung irgend welcher (Schutz-) Massregeln seitens der ausnahmslos wohlsituirten Fabrikbesitzer auf keine Schwierigkeit stossen würde.“²³⁾

Die Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur, heisst es dann weiter, betreibe ausschliesslich das Belegen von Krystallgläsern, „während in Fürth über 90% sogenannte $\frac{3}{4}$ weisse Gläser belegt werden, und von den 30 hiesigen Spiegelglasgeschäften, welche eigene Quecksilberbelegen haben, nur vier nebenbei mit dem Belegen von Krystallgläsern sich befassen. Es erhellt daraus, dass der Aufstellung genannter Firma, als leide sie unter der hiesigen Konkurrenz, ein ebenso geringer Werth beizumessen ist, wie der oben zur Genüge widerlegten Behauptung, dass in Fürth zwei Arbeiter dasselbe Quantum verarbeiten, zu welchem sie vier Arbeiter beschäftigen.“

Wieder eine grobe Unrichtigkeit ist es, zu behaupten, dass nur vier Geschäfte nebenbei sich mit der Belegung von Krystallspiegeln beschäftigen. Die sog. deutschen Geschäfte, die hauptsächlich für das Inland produziren, stellen sehr viel Krystallspiegel her. Die Firmen S. Büchenbacher, Jacob Büchenbacher, Lehmann, Gutmann, E. Clussmann, Feuchtwanger, Fränkel, Bechmann belegen meistens Krystallspiegel, und nebenbei $\frac{3}{4}$ weisse Gläser.

Weiter „sei es einleuchtend rein unmöglich, die Beobachtung einer die Arbeitszeit beschränkenden Vorschrift in den zahlreichen Belegen dahin zu überwachen.“

Dieser Einwurf ist so schwächlich, dass wir ihn übergehen. Sind 30 Belegen wirklich so schwer zu überwachen?

„Aus allen diesen Gründen muss mit Entschiedenheit gegen

²³⁾ Vgl. J. d. b. F. f. 1881, S. 50. Herr Kopf kann es sich nicht versagen, auch an dieser Stelle einen Trumpf gegen die Arbeiter auszuspielen. Ohne die sehr reizbaren und eigensinnigen Arbeiter sei nichts derartiges durchzuführen. Im Magistrats-Gutachten nimmt man darauf keine Rücksichten, und die — durch das Quecksilbergift — allerdings sehr reizbaren Arbeiter werden jede Verbesserung mit Freuden begrüßen, die nicht auf Kosten ihres Arbeitseinkommens gemacht wird.

Erlassung einer solchen aus sanitären Rücksichten nicht gebotenen und in allen anderen Beziehungen höchst bedenklichen Vorschrift sich ausgesprochen werden.“

Das heisst also: Fort mit der Maximalarbeitszeit, dieser Marter der Kapitalistenklasse! Mit was für Donquijoterien, Verdrehungen und Unwahrheiten ist das Fabrikantenthum dagegen in's Feld gerückt! Das treibende Motiv ist und bleibt nackte Interessenpolitik, Kampf um's Dasein des höchstmöglichen Profits. Der „Wehrwolfs-Heisshunger nach Mehrarbeit“ zwingt die Kapitalisten zur entschiedensten Stellungnahme in ihrem Kampfe gegen die Arbeit. Und auf diese Aktion erfolgt als natürliche Gegenwirkung der Kampf der Proletarier für die Verkürzung der Arbeitszeit. Je stärker die sozialen Reibungswiderstände, um so energischer der Streit. Wir stehen nicht mehr im ersten Stadium desselben. Die Vorgänge in Fürth sind ein Stück dieser Kriegsgeschichte.

Zu § 4 der Berliner Fabrikordnung werden folgende Erinnerungen gemacht:

1) „In sämtlichen hiesigen Belegen haben die Arbeiter einen besonderen Anzug, welchen sie ausschliesslich im Belegraume tragen und wechseln, wenn sie das Lokal verlassen. Es ist nicht einzusehen, warum den Belegbesitzern auferlegt werden soll, den Arbeitern Dasjenige zu beschaffen, was sie bereits besitzen.“

2) In Fürth werde nie bei offenen Fenstern in ungeheizten Lokalen belegt. „Ferner ist zu berücksichtigen, dass in den Belegen nicht blos männliche, sondern auch weibliche Arbeiter beschäftigt werden, letztere namentlich mit dem Wischen der Gläser. Deshalb sei das Tragen leinener Mützen nicht durchzuführen; man solle die männlichen Arbeiter eine Mütze aus Leinen, Seide oder Tuch, die weiblichen ein Kopftuch tragen lassen.“ Hiernach wäre § 4 abzuändern: „Den Arbeitern im Belegraum ist ein vollständiger Anzug mit entsprechender Kopfbedeckung, sofern sie solchen nicht bereits besitzen, zu beschaffen, welcher Anzug nur im Belegraum getragen werden darf, in besonderen Schränken zu verwahren und wöchentlich einmal durch Wäsche zu reinigen ist.“

Zu § 5:

1) Bei der Kürze der Arbeitszeit ässe man nicht in den

Belegen; es sei also auch kein Speiseraum nöthig. Es sei vielmehr das Essen und Trinken in der Fabrik zu verbieten.

2) Nicht alle Beleger könnten Schwefelbäder, besonders warme vertragen, „die Meisten ziehen es vor, täglich den ganzen Körper kalt zu waschen oder kalte Fussbäder zu nehmen.“ Da nun weder von der Behörde, noch von dem Fabrikinspektor die Arbeiter zu Schwefelbädern gezwungen werden könnten, so sei die Vorschrift werthlos.

Die Erklärung zu § 6 der Berliner Fabrikordnung zeugt von einer solchen wunderbaren Naivität, plaudert so rückhaltslos die Empfindungen aus, welche den Kapitalisten beseelen, verkündet so offen das Evangelium der schrankenlosen Exploitation, dass wir sie vollinhaltlich wiedergeben.

„Auf den ersten Blick erscheint es höchst heilsam und zweckmässig, wenn zum Geschäfte des Glasbelegens nur vollkommen gesunde Personen zugelassen und Erkrankte bis zu ihrer Wiedergenesung ausgeschlossen und zu diesem Behufe die Arbeiter einer genauen Ueberwachung durch einen bestimmten Arzt unterstellt werden. Gleichwohl muss man sich gegen eine derartige Zwangsvorschrift und zwar auch in der im amtsärztlichen Gutachten vorgeschlagenen Fassung aussprechen. Vor Allem muss wiederholt werden, dass weder § 120 al. 3 der Gewerbeordnung, noch eine andere gesetzliche Bestimmung die Befugniss gibt, dem Arbeiter selbst unmittelbar die Befolgung von Massnahmen sanitärer Natur zu gebieten. Vielmehr können desfallsige Auflagen nur dem Gewerbeunternehmer gemacht werden. Nun lässt sich allerdings indirekt ein Zwang gegen jene dadurch herbeiführen, dass dem Gewerbeunternehmer verboten wird, nicht völlig gesunde bzw. als nicht völlig gesund erklärte Arbeiter anzunehmen oder weiter zu beschäftigen. Gegen ein solches Verbot ergeben sich aber ganz die gleichen Bedenken, welche oben gegen § 3 geltend gemacht wurden. Denn zunächst wird doch wohl dasselbe nicht als eine von dem Unternehmer herzustellende oder zu unterhaltende „Einrichtung“ zum Schutze der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit aufgestellt werden können, sohin dessen rechtliche Zulässigkeit zu verneinen sein. Auch ist es mit den Grundsätzen der Gerechtig-

keit nicht zu vereinbaren, wenn einzig und allein das Gewerbe der Quecksilberbeleger einer Beschränkung unterworfen wird, welchem sonst kein anderes noch so gesundheitschädliches Gewerbe unterliegt. Das Verbot, eine bestimmte Arbeit, durch welche man sich zu ernähren vermag, anzunehmen oder beizubehalten, ist und bleibt, so wohlmeinende Absichten ihm auch zu Grunde liegen mögen, ein hartes, wenn nur so lange Derjenige, welcher solches erlässt, nicht die Fürsorge für den Lebensunterhalt der dadurch Betroffenen übernimmt. In der That werden denn auch derartige Bestimmungen — vorausgesetzt, dass sie wirklich gehandhabt werden — gerade von Jenen, deren Wohl sie im Auge haben, nur als ein unleidlicher Eingriff in ihre persönliche Freiheit, als eine ungerechte Bevormundung empfunden werden und grosse Unzufriedenheit erregen.“

Kann man sich eine vorzüglichere Empfehlung des allgemeinen Maximalarbeitstages, des Rechtes auf das menschenwürdige Dasein, und einer rationelleren Regelung unserer Wirthschaftsweise denken? Und wie die sonst so streng regierenden Feudalherren des Kapitalismus, deren System das strengste Abhängigkeitsverhältniss, die Hörigkeit der Arbeit bedingt, nur die freiheitlichen Gefühle ihrer Arbeiter im Auge haben? Wer bevormundet ärger als der Kapitalist? „Freiheit, die ich meine,“ singt das Spiegelkapital und meint die Freiheit — der Ausbeutung.

Womit begründet man die Unzufriedenheit der Arbeiter über Reformen?

Das habe die Erfahrung in hiesiger Stadt gelehrt; es wird auf die Vorstellung der Glasbeleger d. d. 27. September 1860 und die darüber gepflogenen Verhandlungen verwiesen! „Durch letztere wurde überdies festgestellt, dass fragliche Massnahmen keineswegs von dem günstigen Erfolge begleitet sind, welche von solchen an sich zu erwarten wäre. Es ist dies auch ganz natürlich. Denn einmal ist es unmöglich, bei einer so grossen Zahl von in Quecksilberbelegen beschäftigten Personen jeden Erkrankungsfall sofort und rechtzeitig festzustellen, mag auch die Aufsicht eine noch so gewissenhafte und noch so häufige sein. Sodann aber verbietet sich eine allzu grosse Strenge von selbst mit Rücksicht auf die finanzielle Schädigung der Arbeiter. Weiter ist nicht ausser Acht

zu lassen, dass diese zum Theil ein einfaches Mittel in der Hand haben, sich der lästigen Kontrolle zu entziehen. Sie brauchen nur, was sie eigentlich schon sind, als selbständige Gewerbtreibende ihr Geschäft fortzuführen, und damit entfällt nach dem Standpunkte der dermaligen Gesetzgebung jede rechtliche Möglichkeit, sie unter die besondere Aufsicht eines bestimmten Arztes zu stellen.“

Wie liebevoll besorgt man um die Finanzen der Arbeiter ist! Mag auch eine Arbeitergeneration nach der anderen durch die Giftarbeit in den Belegen mit unheimlicher Raschheit vom Erdboden hinweggefegt werden, was kümmert das den Fabrikanten, dem der Busen von Menschenliebe überströmt, den nichts tiefer schmerzt, als die „finanzielle Schädigung der Arbeiter.“ Zwar wird, wie wir im Abschnitt IV zeigen werden, der kräftigste Organismus sicher und bald durch das Quecksilber zerstört, aber die allumfassende Humanität der Belegherren sammelt eine bunte Gemeinde um sich, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, Gesunde und Kranke, sie alle müssen für das „entsagungsvolle“ Glaskapital den Entbehrungslohn aus ihren vom Quecksilber vergifteten Knochen herausdestilliren. „Alle die, so Kranke hatten mit mancherlei Seuchen, brachten sie zu ihm. Und er legte auf einen jeglichen die Hände,“ bis dahin harmonirt die Geschichte des Fürther Kapitals mit dem Evangelium. Im letzteren aber heisst es dann: „und machte sie gesund,“ während den in der Fürther Belegindustrie angewendeten Schwächlingen und Kranken in kürzester Zeit — „das Himmelreich gewiss ist.“ Auch jüdische Fabrikanten kennen den Werth des praktischen Christenthums. Der Versuch, Vorarbeiter und Hilfsarbeiter grundsätzlich zu verwechseln und die ersteren die Maske selbständiger Unternehmer tragen zu lassen, ist bereits gekennzeichnet worden.

Zu § 7 der Berliner Fabrikordnung wird bemerkt, die betr. Vorschrift sei kaum zulässig, „da die Führung einer Krankenliste nicht als eine zum Schutz gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendige Einrichtung sich darstellt. Auch vermag derselben ein praktischer Werth nicht beigelegt zu werden.“²⁴⁾ §§ 8 und 9: Ohne Erinnerung.

²⁴⁾ Natürlich ist die zahlenmässige Feststellung der Erkrankungen, die

Der erste Theil der Magistratsentschliessung resumirt sich, wie folgt: „Aus vorstehenden Erörterungen mag entnommen werden, ob es sich überhaupt empfiehlt, bei der grossen Verschiedenheit der Verhältnisse allgemeine Schutzvorrichtungen für sämtliche Quecksilberspiegelfabriken im deutschen Reiche zu erlassen. Jedenfalls sind aber die vom Polizeipräsidium in Berlin erlassenen Vorschriften nicht ohne Weiteres auf die ganz anders eingerichteten und betriebenen Spiegelfabriken in hiesiger Stadt anwendbar und insofern mangelhaft, als sie das Belegen bei geschlossenen Fenstern und eingeheizten Lokalen nicht verbieten.“

Auf diese Weise wird die Angelegenheit mit einer leichten Handbewegung bei Seite geschoben.

Die zweite Frage der Ministerialentschliessung beschäftigte sich mit den eventuell zu ergreifenden Massregeln gegen die „Gefahren des hausindustriellen Betriebs.“ Hier ist das Rhodus, das den Grosskapitalisten behagt, hier wird getanzt. Die Maulwurfsarbeit des Fabrikantenthums gegen die Heimbeleger, die Kleinmeister der Belegindustrie, ist von uns bereits mehrfach charakterisirt worden, und auch diesmal wird die günstige Gelegenheit benützt, um denselben ein Bein zu stellen. Wir sind die Ersten, welche die unerträglichen Zustände der Heimbelegen anerkennen; im Abschnitt III werden wir sie genauer schildern, aber ebenso energisch müssen wir gegen das Pharisäerthum der grossen Belegbesitzer Einspruch erheben, das die ganze Verantwortlichkeit den Zwergbetrieben auf die Schultern wälzt und sich in der blüthenweissen Farbe paradiesischer Unschuld malt. Man urtheile selbst: „Ein eigentlicher hausindustrieller Betrieb des Belegens von Spiegelglas mit Quecksilber existirt nicht. Es besteht unter den Belegern nur insofern ein Unterschied, als die Einen in Lokalen, welche ihnen von Spiegelglashändlern überlassen wurden, die Anderen in eigenen Lokalen arbeiten. Wie in den mehrerwähnten Gutachten ausgeführt ist, sind es eben diese Heimbelegen, welche hauptsächlich den Anforderungen der Hygiene nicht genügen und ein verhältnissmässig grösseres Kontingent von Erkrankten liefern, während böse Morbiditätsstatistik den Herren ein Dorn im Auge. Die Ziffern würden zu beredt gegen die grauenhaften Missstände der Belegindustrie sprechen.

die Belegen der Glashändler grösstentheils sehr geräumig und in allen Beziehungen entsprechend eingerichtet sind. Es wird nun vollkommen dem Vorschlag des Amtsarztes und des ärztlichen Bezirksvereins beigestimmt, eine Abhilfe dadurch zu schaffen, dass die Quecksilberbelegen unter die Anlagen des § 16 der Gewerbeordnung eingereiht werden. Wenn auch dadurch eine Besserung der bereits bestehenden Heimbelegen nicht erzielt wird, so kann damit doch die neue Einrichtung ungeeigneter Beleglokale verhütet werden. Bemerkt wird übrigens, dass die Zahl der Heimbelegen — es sind deren dahier nur noch 9 — gegen früher erheblich abgenommen hat.“

Die nur zu billigende Aufnahme der Belegen unter die konzessionspflichtigen Belegen würde dem bereits absterbenden Kleinbetrieb völlig den Garaus machen, und deshalb sind die Grossunternehmer, welche kapitalkräftig genug sind, um die zur Verleihung der Konzession erforderlichen Bedingungen zu erfüllen, so gerne bereit, ihren unterliegenden Konkurrenten ein rasches Begräbniss zu bereiten und das Entstehen neuer Kleinbetriebe mit einem Schlage unmöglich zu machen.

Die Fürther Aerzte haben, wie der bisherige Gang dieser geschichtlichen Darstellung ergiebt, immer mit grossem Eifer, mit viel Geschick und mit wenig Erfolg gegen die Schädlichkeiten der Quecksilberspiegelbelegen angekämpft. Die Wissenschaft, die Humanität zogen den Kürzeren im Streit mit der engherzig-beschränkten Geldsackspolitik, mit der nackten Selbstsucht der Unternehmerklasse. Allein sie ermüdeten nicht, sie spürten immer neue That-sachen aus ihrer Praxis, aus der reichen Fülle ihrer Beobachtungen auf, sie traten mit rücksichtsloser Entschlossenheit für Reformen ein. Aber der ganze Kampf — und das war der taktische Fehler — vollzog sich im engen Rahmen des ärztlichen Bezirksvereins und im schriftlichen Verkehr mit den Behörden, statt dass man das Interesse grösserer Kreise dafür wachrief. Nichts scheut ja der in aller Gemüthsruhe exploitirende Kapitalist mehr, als die unliebsamen Enthüllungen, die schonungslos das innere Leben, Weben und Streben seiner Unternehmerseele dem Auge des Volkes preisgeben.

In einem Schreiben vom 12. November 1883 theilt der ärztliche

Bezirksverein Fürth dem Magistrat mit, dass er in seinen Sitzungen am 27. September und 8. November v. J. beschlossen habe, über die Verhältnisse in den Fürther Quecksilberbelegen eine Denkschrift auszuarbeiten und dem Ministerium des Innern zu überreichen; an dasselbe sei bereits diesbezügl. Mittheilung gemacht worden. Unter dem 23. Januar 1884 überreicht der ärztliche Bezirksverein dem Magistrat diese Denkschrift mit der Mittheilung, dass dasselbe dem Ministerium des Innern übersandt sei. O über diese böse, unangenehme Denkschrift, die ebenso „secretirt“ werden müsste, wie der trichinenentdeckende Fortschrittsphilister Virchow den „Simplicius Simplicissimus“ secretiren wollte. Nur in aller Stille diese verwünschte Druckschrift erledigen, nur keine Publizität! Und tatsächlich ist dies werthvolle Werkchen bloß in den amtlichen Aktenfächern, im Besitz der Fürther Aerzte und einer Anzahl Eingeweihter zu finden. In den Buchhandel ist sie nicht gekommen, der ärztliche Bezirksverein hat sie auf seine Kosten drucken lassen, und die unangenehmen Indiskretionen wären aller menschlichen Voraussicht nach eingestaubt und vergessen worden, wenn sie nicht in diesen Blättern eine fröhliche Wiederauferstehung feiern würden. Dr. Degen schreibt mir hierüber: „Der ärztliche Bezirksverein hat die Druckschrift auf seine Kosten drucken lassen; dieselbe wurde dem Magistrat, den Fürther Aerzten und einigen anderen sich für die Frage interessirenden Personen (auch auswärtigen) mitgetheilt. In den Buchhandel kam sie nicht. Gedruckt wurden ca. 100 Exemplare. Sie wurde im Jahre 1885 in den bei Korn in Nürnberg erscheinenden „Friedreich'schen Blättern für gerichtliche Medizin“ vollständig auch unter dem gleichen Titel abgedruckt.“ Dass diese Fachzeitschrift nicht in grössere Kreise kam und kommt, leuchtet ein.

Am 27. August 1884 erging an die mittelfränkische Regierung eine neue Ministerialentschliessung²⁵⁾, aus welcher wir u. A. entnehmen, dass die Spiegelglasfabrikanten zu Fürth in ihrer Bedrängniss eine Eingabe an das Ministerium gemacht hatten.²⁶⁾ Wir er-

²⁵⁾ Kgl. Staatsmin. d. Inn., Abth. f. Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, No. 9764. ²⁶⁾ Am 12. Oktober 1883, Beilage und Nachtrag am 29. Oktober 1883. Sind leider nicht in den Magistratsakten, ebenso fehlt ein Gutachten des Nürnberger Fabrikinspektors vom 15. Juli 1883, die Abschrift

fahren aus der Entschliessung die Ansichten des Ministeriums über die bisher erörterten Streitfragen; dieselben decken sich im Grossen und Ganzen mit den Anschauungen des Magistrats und der Unternehmer. Es heisst z. B.: „Das Staatsministerium hat sich, der vom Reichsamt des Innern gegebenen Anregung entsprechend, grundsätzlich damit einverstanden erklärt, dass die beteiligten Regierungen zum Schutze der in der Spiegelindustrie beschäftigten Arbeiter einheitliche Vorschriften erlassen.“ Jetzt kommt das Aber. Was die Bestimmungen betrifft, so hat das „Ministerium gegen die Anwendung der in den §§ 1, 2, 4, 5 und 8 dieser Bestimmungen erlassenen Vorschriften wesentliche Bedenken nicht erhoben, dagegen hat es die Beschränkung der Arbeitszeit und die Vornahme einer regelmässigen ärztlichen Untersuchung der Arbeiter gemäss der §§ 3 und 6 der erwähnten Bestimmungen als bedenklich bezeichnet und sich gegen die Erlassung derartiger Vorschriften für Bayern ausgesprochen.“ Dies wird im oft wortgetreuen Anschluss an die Magistratsentschliessung mit der zweifelhaften rechtlichen Zulässigkeit und der durch solche Massregeln angeblich herbeigeführten Benachtheiligung der Industrie begründet. „Es würde eine derartige Anordnung eine sehr erhebliche Schädigung des in Fürth z. Z. in hoher Blüthe stehenden Industriezweiges der Spiegelmanufaktur und der damit in Verbindung stehenden, im Ganzen ungefähr 3000 Arbeiter beschäftigenden Betriebe (Glasschleifereien, Polirwerke, Glasbelegen, Folienfabriken, Rahmfabriken, Kistenfabriken) zweifellos im Gefolge haben.“

Der Haupteinwand indess, welcher geltend gemacht wird, dient durchgängig den Anhängern des Maximalarbeitstages als Beweisgrund für die Nützlichkeit desselben. Bekanntlich macht man geltend, dass die Verkürzung des Arbeitstages zur Beschäftigung einer grösseren Anzahl Arbeiter als bisher nöthigen würde, eine Thatsache, die bis der Kapitalismus durch verbesserte Technik und Intensifikation der Arbeit den Ausgleich wieder gefunden hat, als

eines Berichts des kgl. Polizeipräsidioms von Berlin an das Reichsamt des Innern vom 6. Juni 1884, nebst einem Auszug eines anderen Berichtes sine dato. Diese Dokumente befinden sich wohl in Ansbach bei den Regierungsakten.

gültig angenommen werden muss. Es wird ferner darauf hingewiesen, dass die Löhne durch zwangsgesetzliche Fixirung der Arbeitszeit steigen, und so die wirthschaftlichen Zustände der grossen Masse des werkthätigen Volkes sich bessern würden. Gerade diese beiden Thatsachen führt nun das Ministerium in's Gefecht, um die Einführung der Maximalarbeitszeit in den Belegen zurückzuweisen. Wir konstatiren diese Auffassung der Regierung ausdrücklich. Sie sagt ganz offen: „Es würde äusserst schwierig sein, die bisher erzeugte Menge der $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ weissen geblasenen Spiegelgläser herzustellen; denn zufolge der Beschränkung der Arbeitszeit der Beleger auf wöchentlich 12 Stunden müsste die Zahl derselben ohngefähr um das Dreifache vermehrt werden, was sich nicht so leicht durchführen liesse, da sich tüchtige Arbeiter für den fraglichen Berufszweig nicht eben häufig finden, ausserdem aber wäre mit Rücksicht darauf, dass jedem Belegmeister behufs Ermöglichung einer entsprechenden Sicherung der ihm übergebenen werthvollen Materialien und einer geeigneten Ueberwachung der Arbeiter ein eigenes Beleglokal eingeräumt werden muss, infolge der Beschränkung der Arbeitszeit die mit grossen Kosten verbundene Beschaffung einer grösseren Anzahl neuer Belegräume erforderlich, welche sich jedenfalls nicht sofort hinstellen liessen.“ Und weiter:

„Den wichtigsten Einfluss würde die Beschränkung der Arbeitszeit in den Belegen auf die Löhne der dort beschäftigten Arbeiter üben, da letztere nach den oben dargelegten Verhältnissen von den Belegmeistern nur mit der Belegarbeit selbst, nicht aber, wie dies in Berlin ermöglicht ist, mit Poliren beschäftigt werden können, eine anderweitige Arbeit ausserhalb der Belegen aber nur erlangen können, so würde für die Arbeitsleistung der Beleger ein verhältnissmässig weit höherer Lohn als bisher bezahlt werden müssen, ein Umstand, der für die Fürther Spiegelmanufaktur voraussichtlich würde verderblich werden; denn da gerade bei den in Fürth hauptsächlich verarbeiteten billigeren Sorten von Gläsern der Arbeitslohn für das Belegen nicht unwesentlich in's Gewicht fällt, andererseits die Fürther Spiegelmanufaktur schon jetzt einen harten Kampf mit der ausländischen, namentlich der böhmischen Spiegelindustrie zu bestehen hat, so ist die Befürchtung nicht unbegründet, dass

die infolge der Erhöhung des Beleglohns nothwendig vertheuerten Erzeugnisse der Fürther Spiegelmanufaktur vom Weltmarkte verdrängt würden.“

Das Ministerium ist demnach im Interesse der Industrie, d. h. der Industriellen gegen eine Verkürzung der Arbeitszeit, gegen die dadurch herbeigeführte Steigerung der Löhne und Mehreinstellung von Arbeitern.²⁷⁾ Aber es begnügt sich nicht mit den Lehrsätzen der grauen Theorie. Wie Banquo's Geist taucht plötzlich in dem Schreiben des Ministeriums der Arbeiter auf, den um seine Meinung zu fragen Niemand unternommen hatte, der bei allen Erhebungen, die ihn doch am meisten interessirten, da es sich um sein Leben und Treiben handelt, bei Seite gelassen worden war. Dieser Banquo — er blutet aus mehr Wunden, als Macbeth's Opfer — erscheint, um gegen den Arbeiterschutz zu kämpfen.

Hören wir! „Die fragliche Anordnung würde zudem in den beteiligten Arbeiterkreisen böses Blut machen, die sich die Beleger gegenüber den Arbeitern in anderen, ebenfalls gesundheitsschädlichen Betrieben in ungerechtfertigter Weise beschränkt fühlen müssten; auch liesse sich der Vollzug dieser Anordnung kaum entsprechend überwachen.“

Den Hinz bei einem Schiffbruch vom Ertrinken retten, würde bei Hinz „böses Blut erregen“, da er sich gegenüber den gleichfalls untergehenden Passagieren Kunz, Huber, Sepp „in ungerechtfertigter Weise beschränkt fühlen müsste“. Die Auszahlung des grossen Looses an den N. N. würde bei demselben „böses

²⁷⁾ Um einem eventuellen Einwurf offiziöser und kapitalistischer Lohnschreiber jetzt schon die Spitze abubrechen, als ob etwa das Ministerium deshalb so entschieden habe, um nicht noch mehr Menschen dem Einflusse des Quecksilbers auszusetzen, sei nur darauf hingewiesen, dass dasselbe durchaus nicht etwa eine grundsätzliche Gegnerin des Quecksilberbelegens ist, vielmehr ängstlich besorgt um die „Blüthe dieses Industriezweiges“ sich zeigt. Wenn man hier Wandel schaffen will, muss man das Uebel bei der Wurzel packen. Das Ministerium bewegt sich vielmehr ganz in den Bahnen des privatkapitalistischen Gedankenganges, der z. B. vom „Nationalvermögen“ spricht, wenn auch nur der Minderheit der Besitzenden die Produktionsmittel eignen, während die Nation, die grosse Masse in Noth und Entbehrungen besitzlos den Kampf um's Dasein kämpft.

Blut erregen“, da sich der Gewinner gegenüber den mit einer Niete herausgekommenen Spielern „in ungerechtfertigter Weise beschränkt fühlen müsste.“ Die Bewilligung einer Gehaltszulage für die höheren Beamten würde bei diesen „böses Blut erregen“, da sie sich gegenüber den mit einer solchen nicht bedachten Subalternbeamten „in ungerechtfertigter Weise beschränkt fühlen müssten“. Die Verleihung des Kronenordens an die Minister von Z. und X. würde „böses Blut erregen“, da sich dieselben gegenüber den nicht dekorirten Kabinetsmitgliedern „in ungerechtfertigter Weise beschränkt fühlen müssten“. Schwer ist's, keine Satire zu schreiben. In den bureaukratischen Geisteswerkstätten konstruirt man sich Arbeiter, die mit Allem in der Welt Aehnlichkeit haben, nur mit den wirklichen Lohnproletariern nicht. Und dass gerade das unter der Leitung des schneidigen Herrn von Feilitzsch stehende Ministerium des Innern für die Freiheit der Arbeiter so entschieden eintritt, ist nicht ausser Acht zu lassen. Wer die herrschende Handhabung des bayerischen Vereins- und Versammlungsgesetzes — vom Sozialistengesetz zu schweigen — den Arbeiterorganisationen gegenüber kennt, wer weiss, mit welcher Leichtigkeit ein Arbeiterfachverein für politisch erklärt wird, der wird sich über diesen Feldzug des Ministeriums gegen die Einschränkungen der Freiheit — der Arbeit nicht im mindesten verwundern. Das Kapitel amtlicher Logik ist um einen Zusatz vermehrt worden, und der beschränkte Unterthanenverstand mag die alle Psychologie umwälzende Weisheit schwarz auf weiss getrost nach Hause tragen, dass Jemand über die Erfüllung seiner Wünsche in Erbitterung geräth. Wenn das Ministerium noch von der Voraussetzung ausgegangen wäre, dass die Belegarbeiter deshalb unzufrieden werden würden, weil nur sie, nicht die Arbeiter anderer gleichfalls gefährlicher Betriebe der Wohlthaten des so nothwendigen Schutzes theilhaftig geworden, und dass sie nun im Interesse der ganzen Arbeiterklasse für die Verallgemeinerung solcher Schutzmassregeln beständig wirken würden. Davon ist aber natürlich nicht die Rede.

Des Weiteren wird mitgetheilt, das Reichsamt des Innern habe ersucht, die vorwürfige Frage, besonders die Arbeitszeitbeschränkung nochmals zu erwägen. Eine Verständigung mit Baden und Braunschweig, so meine das Reichsamt, behufs Einführung ein-

heitlicher Vorschriften, werde leicht sein, da „auch in den Spiegel-fabriken der genannten Länder eine wesentliche Einschränkung der Arbeitszeit für die Thätigkeit des Belegers der Spiegel mit Quecksilber stattfindet.“

Darauf wird die mittelfränkische Regierung aufgefordert: „a. genaue Erhebungen über die Frage zu pflegen, welche Wirkungen eine Beschränkung der Arbeitszeit in den Quecksilberbelegen auf die Konkurrenzfähigkeit der Fürther Spiegelindustrie haben würde, und ob und inwieweit und gegebenenfalls mit welchen Uebergangsbestimmungen etwa eine Beschränkung der Arbeitszeit durchgeführt werden könnte, ohne die berechtigten Interessen der beteiligten Industriellen und Arbeiter zu verletzen; b. sich über die Erlassung ortspolizeilicher Vorschriften zu Art. 156 Ziffer 2 des Polizeistrafgesetzbuches vom 26. Dezember 1871 bezüglich der Heimbelegen gutachtlich zu äusseren.“ Eine zweimonatliche Frist wurde festgesetzt. Zum Schluss folgt eine Attacke auf die Kleinbetriebe: „Schliesslich wird bemerkt, dass eine Beseitigung der Missstände, welche bezüglich der in Fürth befindlichen Heimbelegen bestehen, als dringend erforderlich erscheint, dass zu diesem Zwecke jedoch eine Einreihung der Quecksilberbelegen unter die nach § 16 der G.-O. genehmigungspflichtigen Anlagen nicht ausreichend wäre, da hierdurch die bereits bestehenden Heimbelegen nicht würden berührt werden, und dass ein erfolgreiches Vorgehen gegen die fraglichen Heimbelegen durch Erlassung von ortspolizeilichen Vorschriften zu Art. 156 Ziffer 2 des Polizeistrafgesetzbuches vom 16. Dezember 1871 zu ermöglichen wäre.“

Die Regierung von Mittelfranken richtete unterm 3. Sept. 1884 eine Entschliessung²⁸⁾ an den Fürther Stadtmagistrat mit dem Auftrage, „in Gemässheit der Schlusssätze bezeichneter höchster Entschliessung unter Einvernehmen der Spiegelglasfabrikanten und des Bezirksgremiums der Handels- und Gewerbekammer“ Erhebungen anzustellen.

²⁸⁾ Betreff: Die Spiegelfabrikation in Bayern, hier die gegen die Quecksilbervergiftung der Arbeiter bestehenden Schutzvorschriften. Mit 9 Beilagen

Ad Num. $\frac{\text{E } 15860}{\text{K } 9562.}$

Das dreiblättrige Kleeblatt: Städtische Bureaukratie, die interessirten Kapitalisten, und eine unmittelbare Berufsorganisation des Unternehmertums, das Bezirksgrremium der Handels- und Gewerbekammer, haben wir also wieder einmal beisammen.²⁹⁾ Von den Arbeitern ist, wie bei diesen Gelegenheiten üblich, wieder einmal nicht die Rede. Am 16. September 1884 forderte der Magistrat die Aktiengesellschaft für Glas-, Spiegel- und Zinnfabrikation auf, binnen vier Wochen „in Gemeinschaft mit den hiesigen Spiegelglasfabrikanten“ eine eingehende Erklärung über die in der letzten Ministerialentschliessung gestellte Frage a: Einschränkung der Arbeitszeit abzugeben. Unter gleichem Datum wird das Bezirksgrremium der Handels- und Gewerbekammer um gutachtliche Aeusserung über a und b ersucht. Unterm 31. Oktober 1884 ersucht der Magistrat die mittelfränkische Regierung unter Bezugnahme auf Eingaben der Aktiengesellschaft für Glasfabrikation vom 22. und 29. Oktober, „wonach die hiesigen Belegbesitzer beabsichtigen, noch vor Abgabe der abverlangten Erklärung die Errichtung einer sogenannten Feierkasse für die Beleger in's Werk zu setzen“, um Verlängerung der Frist um zwei Monate, damit dies neue Moment mit in Erwägung gezogen werden könne. Am 30. November fordert die Regierung in Ansbach³⁰⁾ unter Hinweis auf eine Ministerialentschliessung vom 28. November Antwort auf ihre Entschliessung

²⁹⁾ Im Ausschuss des Fürther Handelsgrremiums sass z. B. i. J. 1886 einer der grössten Belegbesitzer, Ludwig Bendit, Spiegelglasfabrikant. Und so ist es immer gewesen. Ist ja die Spiegelfabrikation der Hauptindustriezweig Fürths, und so hat dieselbe im Gremium stets ihre entschiedenste Vertretung gefunden. Industrielle und Grosshändler sind die Repräsentanten, und dass diese ihren Berufsgenossen in Sachen des Arbeiterschutzes nicht zu nahe treten, beruht auf den Grundsätzen — jeder Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. 1886 waren ausser Bendit noch folgende Herren im Ausschuss: Kommerzienrath Münch, Vorsitzender; Max Prager, stellvertr. Vorsitzender; Leop. Ehrmann, Bronzefabrikant, Sekretär, Wilh. Farnbacher, Papierfabrikant, Kassirer; Carl Brüll, Manufakturwaaren; Phil. Engelhardt, Maschinenfabrikant; Hch. Grüner, Brauereibesitzer; S. Hassberger, Leinenwaaren; Carl Löwy, Banquier; Sigm. Uhlmann, Hopfenhandlung; Carl Ullmann, Bronzefabrik; Kommerzienrath Ullmann; Carl Zäh, Schleifwerkbesitzer.

³⁰⁾ Ad Num. $\frac{E\ 21248}{K\ 12839}$.

vom 3. September bis zum 20. Dezember 1884. Diese letzte Ministerialentschliessung³¹⁾ besagt, das Ministerium sei nicht in der Lage „so lange Frist zu gewähren, bis die zur Zeit in der Schwebe befindlichen Verhandlungen über die Gründung einer sogenannten Feierkasse für die Spiegelbeleger in Fürth zum Abschluss gebracht sind.“ Deshalb solle Antwort innerhalb vier Wochen erfolgen. „Da übrigens behufs Gründung der erwähnten Feierkasse bereits auf den 31. November Versammlung anberaumt war und sich daher schon jetzt näher übersehen lassen wird, ob diese Kasse wirklich in's Leben treten wird, und ob und inwieweit durch dieselbe den Interessen der in den Spiegelbelegen beschäftigten Arbeiter gedient zu werden vermag, so ist sich gleichzeitig auch über diese Punkte berichtlich zu äussern.“

Darauf wird der Sitzungsbeschluss des Magistrats vom 11. Dezbr. 1884 gefasst,³²⁾ die Antwort auf die Regierungs-Entschliessungen vom 3. September 1884 $\left(\begin{array}{c} \text{E} \ 15860 \\ \text{K} \ 9513 \end{array} \right)$ und zwar mit Beifügung der, nicht bei den Akten befindlichen, Gutachten des Bezirksgremiums der Handels- und Gewerbekammer, und der Fabrikanten. Betrachten wir zuerst Theil I dieses denkwürdigen Aktenstückes.

I. In derselben werde die Frage a eingehend behandelt. „Noch weitere Erhebungen durch Einvernehmen dritter Personen zu pflegen, war hiernach nicht geboten, überdies auch nicht empfehlenswerth. Denn einleuchtendermaassen kann ja über die beregte Frage ein richtiger, wahrheitsgemässer Aufschluss in erster Linie nur von den Betheiligten selbst, d. i. den Spiegelfabrikanten in Fürth, und ausserdem nur von Denjenigen ertheilt werden, welche eine genaue, auf eigener Anschauung beruhende Kenntniss der hiesigen Industrie- und Handelsverhältnisse besitzen. Letzteres ist in vollem Maasse der Fall bei dem hiesigen Bezirksgremium und dieses bietet bei seiner Eigenschaft als öffentliches Organ sowie in Anbetracht der ehrenhaften Persönlichkeiten, aus welchen es zusammengesetzt ist, ausreichende Garantie dafür, dass seine Mittheilungen nicht minder auf Wahrheitsliebe, als auf Sachkunde sich gründen, während gegen

³¹⁾ No. 15125. ³²⁾ No. 8882.

die Angaben privater Sachverständiger die Erhebung diesfälliger Bedenken immerhin als zulässig zu betrachten ist.“

Bequemer und einseitiger kann man sich in der That mit derartigen Fragen nicht abfinden. Als ob die Fabrikanten die einzigen Interessenten wären, als ob die Belegarbeiter, um welche es sich in erster Linie handelt, gar nicht vorhanden wären! Und wie man unangenehme Sachverständige von sich weist! Der ärztliche Bezirksverein z. B. mit seiner Denkschrift ist den Herren sicher sehr unwillkommen gewesen. Zählt er auch den skeptisch zu betrachtenden „privaten Sachverständigen“? Es soll ein sachliches Urtheil über Maassregeln abgegeben werden, welche den Profit der Unternehmer zu beschneiden, welche die zügellose Ausnutzung der Arbeiter in den Belegen einzuschränken, auf ein erträglicheres Maass herabzusetzen bestimmt sind. Man wendet sich also gewiss an die richtige Schmiede, wenn man die so objektiven, so wahrheitsgetreuen Ansichten der Herren Unternehmer als die entscheidenden in die Wagschale wirft, derselben, die doch unbedingt Partei sind, die als Partei ihr besonderes Klasseninteresse vertheidigen müssen und auch selbstredend vertheidigen. Wie man auf diese Weise ein der Wirklichkeit entsprechendes, klares und vollständiges Bild der Thatsachen gewinnen will, ist unbegreiflich. Solch eine Methode ist die vollendete Travestie sozialpolitischer Erhebungen.

Den erhabenen Schwung der pindarisehen Oden erreicht der Magistrat aber in dem II. Theil seiner Antwort, in welchem er die keusche Wahrhaftigkeit der Fürther Belegbesitzer feiert, die Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur, die ja an der ganzen langwierigen Erörterung seit 1883 die Schuld trägt, mit Keulenschlägen sittlicher Entrüstung vernichtet: der Fürther Magistrat reicht den Quecksilberspiegelfabrikanten dankend die Bürgerkrone, und über dem Ganzen leuchtet in mildem Glanze die friedliche Sonne ungestörten Glückes der Kapitalisten.

II. In dem Bericht des Polizeipräsidenten von Berlin, schreibt der Magistrat, und in der Eingabe der Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur vom 14. Juni 1884 sei behauptet, dass sich die Berliner Bestimmungen ohne Schwierigkeiten auf Fürth anwenden liessen.

„Dem gegenüber ist in den Erklärungen der hiesigen Spiegel-fabrikanten und des hiesigen Bezirksgrremiums unter ausführlichen Darlegungen die Behauptung aufgestellt und unter Beweisanerbieten vertreten, dass diese ‚Thatsachen‘ nahezu sämmtlich unwahr sind, bzw. das Polizeipräsidium falsch berichtet worden ist.“

Man müsse deshalb die Frage entscheiden, wer die Wahrheit gesagt habe. Die Beantwortung komme zwar dem Magistrat nicht zu. Doch führe er die Momente an, „welche ihm wenigstens jedweden Zweifel darüber zu benehmen scheinen, dass die Angaben des hiesigen Handels- und Fabrikaths und der hiesigen Spiegel-fabrikanten der Wahrheit entsprechen.“

„1) Dass nicht Humanitätsrücksichten, sondern die Erlangung eines eigenen materiellen Vorthells, nämlich Beseitigung oder Beschränkung einer lästigen Konkurrenz die Triebfeder für das Vorgehen der Berliner Firma war, gibt deren erste Eingabe offensichtlich zu erkennen. Zwar wäre es nicht berechtigt, hieraus allein schon einen Grund für deren Unglaubwürdigkeit abzuleiten. Wohl aber besteht im Allgemeinen dringende Veranlassung, die von so nahe betheiligter Seite ausgehenden Angaben nicht ohne weiteres als baare Münze geben zu lassen. Andererseits ist es gewiss nicht anzunehmen, dass die grosse Zahl der hiesigen Spiegelfabrikanten sich dazu vereinige, in einer an höchste Stelle gerichteten Eingabe trotz des unbedingt vorhandenen Wissens, Unwahres zu berichten.“

Der Magistrat hatte blos die Pflicht, die verlangten Gutachten einzuholen und darüber zu berichten. Dass er das Kritikeramt ausübt, ist freie Liebeswahl. Wie wunderbar versteht er sich darauf! Er denunziert die Berliner Fabrikanten, die ganz offen eben wegen der drückenden Konkurrenz von Fürth die Ausdehnung der Berliner Bestimmungen auf alle Quecksilberbelegen gefordert hatten, die, unter ausdrücklicher Anerkennung der so vortrefflichen Tendenz und Wirkungen der Berliner Verordnung, erklärt haben, dass sie nicht aus allgemeiner Menschenliebe, sondern im Interesse ihrer Fabrik für den Arbeiterschutz eingetreten seien. Das kann in dem Zeitalter der privatkapitalistischen Produktionsweise Niemand verübelt werden, und die Arbeiter würden solch eine egoistische Handlungsweise recht vieler Fabrikanten nur freudig begrüßen. Weil also

irgend eine nützliche, eine Wohlfahrtseinrichtung aus selbstsüchtigen Motiven angestrebt wird, deshalb ist sie überhaupt zu verwerfen, deshalb müssen die alten Missstände erhalten bleiben. Die Logik des Magistrats gewinnt aber noch eigenartigeren Reiz dann, wenn man erwägt, dass er die Aussagen Berliner Fabrikanten deshalb nicht ohne Weiteres „für baare Münze“ nimmt, weil sie „von so nahe betheiligter Seite ausgehen“, während er das Gutachten der Fürther Fabrikanten über die Verkürzung der Arbeitszeit, die Hauptbestimmung der Berliner Fabrikordnung, deshalb für einen „richtigen wahrheitsgemässigen Aufschluss“ erklärt, weil ein solcher „in erster Linie nur von den Betheiligten selbst, d. i. den Fabrikanten in Fürth . . .“ ertheilt werden kann. In Berlin Kapitalisten, Kapitalisten in Fürth; dort wie hier ist das einzige Ziel, der alleinige Zweck der Produktion die Schaffung einer grösstmöglichen Menge Mehrwerths. In Berlin wie in Fürth Vertreter der Unternehmerklasse; aber nach der Ansicht des Fürther Magistrats ist den Berlinern nicht billig, was den Fürthern recht ist. Ein kindliches Gemüth steht rathlos vor diesem unlösbaren Widerspruch; im klassischen Alterthum würde es in einem solchen Falle in seiner Herzensangst die delphische Pythia befragt, in Rom sich an die Auguren gewendet haben. Die Auguren würden geantwortet und sich untereinander angelächelt haben — — — —

Doch weiter im Text! Der Magistrat kennt 2) den Herrn Friedrich Kraus, Direktor der Aktien-Gesellschaft für Glasfabrikation als „durchaus wahrheitsliebende Person“. Unbedingten Glauben verdiene daher seine Angabe, dass er am 3. Oktober 1884 die Belege der Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur geheizt fand. („Ofen und Luftheizung“, letztere ‚Ventilation‘ genannt.) Man wolle ausser Acht lassen, wie das Heizen sanitär wirke; aber es sei bezeichnend, dass man das Heizen unmittelbar vor der Entdeckung geleugnet habe. Könne man solchen Leuten, die über sich falsche Angaben machen, richtige Aufschlüsse über Fürther Zustände zutrauen? — Es gibt ein niedliches Kinderdrama: „Lügenmäulchen und Wahrheitsmündchen“; der Magistrat will mit Nachdruck die Berliner Unternehmer zu Lügenmäulchen, die Fürther aber zu Wahrheitsmündchen stempeln. Wenn Uebelstände in der Berliner Belege vor-

handen sind, entschuldigt das die Misswirthschaft der Fürther Belegen? Es ist ferner eine psychologische Thatsache, dass man eher bereit ist vor Anderer, als vor seiner eigenen Thür zu kehren, und es ist nur feine Politik, über den Splitter im Auge des Gegners so laut und so anhaltend Lärm zu schlagen, dass das liebe Publikum den Balken im Auge des Lärmachers nicht sieht. Honesty is the best policy, Ehrlichkeit ist die beste Politik: man kann ja über der Anderen Angelegenheiten so ehrlich wie möglich sein. Wie nun aber, wenn Behauptung gegen Behauptung steht, wenn die Berliner Firma, deren Glaubwürdigkeit für den objektiven Beobachter nicht tiefer steht, als diejenige des Herrn Kraus, an dessen Wahrheitsliebe wir übrigens ja nicht zweifeln wollen? Uns liegt ein Brief der Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur an Herrn Dr. Wilhelm Mayer in Fürth, den Verfasser der bereits öfters zitierten Denkschrift vor (vom 21. Dezember 1883, Beilage V der Archivalien des Fürther ärztlichen Bezirksvereins). Darin heisst es u. A.: „Die in der Eingabe der Fürther Spiegelfabrikanten aufgestellte Behauptung, dass unsere Belegräume Sommer und Winter über geheizt werden, ist eine Unwahrheit, und beruht möglicherweise auf falscher Auffassung von Gehörtem. Die zu unserer Fabrikeinrichtung gehörende Luftheizung, die allerdings Sommer wie Winter im Gang ist, dient nicht zur Erwärmung der Belegräume, sondern um die in spezieller Art eingerichtete Ventilation thätig zu erhalten. Der in unserem Belegraum stehende Ofen dient nur zum Erwärmen der Putztücher, was aus dessen Grössenverhältnissen von 30 cm Durchmesser und 140 cm Höhe zu derjenigen des Belegraumes, der 48 Fuss lang und 40 Fuss breit, unbestreitbar hervorgeht. Der Belegsaal, in einer Höhe von 14 Fuss, hat auf den beiden langen Seiten, die zum Zweck ungehinderter Zuführung von Luft und Licht freiliegend sind, je 4 Fenster von 100 Zoll Höhe und 68 Zoll Breite. Bei einigermaßen günstiger Witterung wird bei offenen Fenstern gearbeitet, bei schlechter Witterung resp. bei geschlossenen Fenstern vermitteln Glasjalousien die Luftzirkulation. Unter dem Belegsaal, dessen Dielenboden Fugen zum Durchlassen des bei der Arbeit überfliessenden Quecksilbers hat, ist ein Keller speziell nur zur Aufnahme des letzteren angebracht. In dem Keller selbst befinden sich die indirekt mit der Heizung

zusammenhängenden Luftzüge, die die Ausdünstung des Quecksilbers durch den haushohen Schornstein entführen. Dieser Schornstein besteht nämlich aus zwei Theilen, aus einem inneren, welcher zum Abzug des durch die Heizung entwickelten Rauches dient, und aus einem äusseren, der mit den Räumen, in denen sich Quecksilber aufhält, mittelst gemauerter Kanäle verbunden ist. Um nun Sommer und Winter den Luftschornstein thätig zu halten, deshalb wird Tag für Tag geheizt. Nach dem Belegen bleiben die Spiegel zwei mal vierundzwanzig Stunden im Belegraum auf Trockentischen liegen und kommen alsdann in's Magazin, dieses ist vom Belegraum getrennt und wird nur bei ganz kalter Witterung und bei plötzlichem Witterungswechsel erwärmt. Unter dem Magazin befindet sich ebenfalls ein Keller mit Luftabzügen wie unter dem Belegraum.“ Wir überlassen nun dem Leser selbst, zu beurtheilen, wer im Rechte ist. Bemerkt sei nur noch, dass in Fürth die Spiegel zum Ablaufen eine Woche und länger im Belegraum bleiben.

3) „Welcher Werth ist ferner dem Urtheile der Berliner Handlungsfirmer, welche Spiegelgläser aus Fürth beziehen, beizumessen, wenn dieselben dem königlichen Polizeipräsidium berichten, dass die Fürther Spiegelindustrie auf dem Weltmarkt nahezu ohne Konkurrenz dasteht, dass die Fürther Preise um 50 Prozent niedriger seien als diejenigen der böhmischen Fabrikanten, dass sogar böhmisches Glas zum Belegen nach Fürth gesandt werde.“ Die Unrichtigkeit dieser Angaben sei durch die Spiegelfabrikanten-Eingabe nachgewiesen. Besonderes Erstaunen erzeuge es beim Magistrat, dass er von der Berliner Firma als „mächtiger Bundesgenosse der Spiegelfabrikanten“ verdächtigt werde: „wie sie die königlich bayerische Regierung einer Abneigung sanitären Missständen entgegenzutreten bezichtigt, wie sie endlich die (ihr vorgesetzte) Regierung auffordert, weitere Ermittlungen in Fürth nicht auf „offiziellem oder offiziösem“ Wege — also nicht durch die zuständigen bayerischen Behörden — sondern auf „privatem“ Wege vornehmen zu lassen!“ Der Nürnberger Fabrikinspektor stehe in seinem Bericht in Einklang mit Fabrikanten und Bezirksgrremium.³³⁾

³³⁾ Da leider diese Gutachten auch nicht abschriftlich in den Magistrats-

III. Betreffs Frage a haben Fabrikanten und Bezirksgrremium sich dahin ausgesprochen, dass „eine Arbeitsbeschränkung auf das von der Firma Roeder, Meyer & Co. im Verein mit dem kgl. Polizeipräsidium festgesetzte Zeitmaass die Fürther Quecksilber-spiegelindustrie nicht blos in ihrer Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigen, sondern ihrem sicheren Untergang entgegenführen würde.“ Der Magistrat ertheile dieselbe Antwort. „Aus der warme Fürsorge für die bayerische Industrie bekundenden höchsten Ministerialentschliessung vom 27. August l. J. wird mit Zuversicht die Hoffnung geschöpft, dass einem Versuche, die Richtigkeit dieser Antwort auf die Probe zu stellen, ebenso entschieden wie erfolgreich entgegengetreten werde. *Duobus certantibus tertius gaudet.* Dieser Satz würde nach aller Voraussicht zum Schaden der bayerischen Spiegelindustrie und zum Vorthail der französisch-belgischen Konkurrenz seine volle Bestätigung finden. Sollte aber dennoch jene — wie schon früher bemerkt, — kaum als rechtlich zulässig anzusehende Maassregel, von welcher die hiesige Spiegelindustrie ihren Ruin befürchtet, zur Zwangsvorschrift erhoben werden, so empfiehlt sich allerdings, Uebergangsbestimmungen zu treffen, und zwar in der Weise, dass das zulässige Maximum der Arbeitszeit zunächst auf eine bestimmte Periode hinaus beträchtlich höher normirt und dann nach und nach in zeitlichen Abstufungen auf das festzusetzende Maass herabgemindert werde. Alsdann wäre wenigstens den Arbeitern, deren Verdienst aller Wahrscheinlichkeit nach sich schmälern wird, die Möglichkeit geboten, eine anderweitige Beschäftigung zu suchen, was freilich den meisten von ihnen schwer genüg fallen dürfte. Andernfalls würden dadurch, was doch billig erscheint, die Fabrikanten in die Lage versetzt, diejenigen Vorbereitungen zu treffen, welche die Verlegung ihrer Belegen in ein fremdes Land und die Sicherstellung dafür, dass sie dort gleich lästigen Beschränkungen unterworfen werden, erfordern.“ Uebrigens habe der Berliner Fabrik-

akten sich befinden, so sind wir nicht in der Lage, die darin enthaltenen Angaben mittheilen und prüfen zu können. Viel Neues dürften sie nicht enthalten haben. Ebenso wenig gelang es uns, von der Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur eine Abschrift ihres vom Magistrat so arg zerzausten Schreibens zu erlangen, um welche wir sie ersuchten.

inspektor in seinem Bericht mitgetheilt, dass die Arbeitszeit in den Berliner Belegen auf wöchentlich 16 Stunden erhöht worden sei.

Weshalb aber ist in Berlin diese Verlängerung der Arbeitszeit eingetreten? Der Berliner Fabrikinspektor schreibt in seinem Bericht (Amtl. Mitth. f. 1883, S. 26): „Auf eine Vorstellung der Fabrik darüber, dass ihre Konkurrenz-Fabriken eine ähnliche, die Fabrikationskosten erhöhende Maassregel nicht zu befolgen hätten, ist ihr gestattet worden, die Zahl der Tage der Beschäftigung im Belegraum bei Festhaltung der jedesmaligen Dauer von 4 Stunden von 3 auf 4 zu erhöhen.“ Es ist geradezu unerhört, dass als Trumpf gegen die Berliner Fabrikanten eine Maassnahme ausgespielt wird, für welche in allererster Reihe die Fürther Schmutzkonkurrenz die Schuld trägt. Nicht immer sind es die stärksten Spiele, die man mit solch offenen Karten spielt.

Auf das wuchtige Pathos, mit dem die Berliner Sünder zerschmettert wurden, folgt jetzt — ein feiner Kunstgriff — das elegische Gesäusel der Entsagung. Man wird resigniren, wenn die Arbeitszeit gesetzlich verkürzt wird, man bittet nur um Uebergangsbestimmungen und man droht ein wenig mit dem Auswandern. Das Gesetz ist da, die armen, unglücklichen Spiegelfabrikanten Fürths sitzen an den Weiden der Rednitz, ihre Harfen hängen im Gezweig und sie weinen um das verlorene Paradies! Dann greift die Pilgerschaar zum Wanderstabe und zieht in ein gelobtes Land, wo es keine Schutzbestimmungen für Arbeiter, wo es keine Fesseln und Schranken für die Freiheit der Arbeit gibt. Wir wollen an dieser Stelle noch nicht darüber entscheiden, ob man solch eine Emigration nicht der Gesundheit der Fürther Arbeiter schuldig wäre. Wir stellen bloß das Eine fest, dass solche Drohungen und solche Befürchtungen von dem Kapital und seinen Organisationen stets dann zu hören sind, wenn irgend eine arbeiterschutzgesetzliche Wolke am fabrikantlichen Himmel heraufzieht, dass aber die Erfahrung in dem klassischen Lande des Kapitalismus und der Fabrikgesetzgebung, in England, unwiderleglich die Nichtigkeit derartiger Demonstrationen nachgewiesen hat. Ausserdem sei noch bemerkt, dass der Magistrat sich in direkten Widerspruch zum Ministerium setzt. Während das letztere meint, dass bei Einführung

einer Maximalarbeitszeit die Fürther Industrie deshalb zu Schaden kommen werde, weil dann „für die Arbeitsleistung der Beleger ein verhältnissmässig weit höherer Lohn als bisher bezahlt werden müsse,“ fürchtet der Magistrat, dass durch einen derartigen gesetzlichen Eingriff „der Verdienst der Arbeiter aller Wahrscheinlichkeit nach sich schmälern wird.“ Dass der höhere, richtige volkswirtschaftliche Standpunkt in dieser Frage vom Ministerium eingenommen wird, liegt auf der Hand: wem Gott ein Amt gibt, gibt er nicht zugleich die Kenntniss der Oekonomie.

IV. Mit grosser Feierlichkeit wird die Gründung der Fabrikanten, der Glasbelegerhilfsverein vorgeführt, über dessen Wesen und Werth die nächsten Abschnitte uns aufklären werden.

Hinweis auf den Glasbelegerhilfsverein. „Im Interesse der Arbeiter, deren sanitäres Wohlergehen, wie nicht zu verkennen, bisher zu wenig Beachtung gefunden hat, muss dieser Schritt freudigst begrüsst und zugleich der Erwägung höchster Stelle anheimgegeben werden, ob nicht dadurch die ganze Angelegenheit eine neue Wendung genommen habe, und ob nicht mit Rücksicht hierauf aus naheliegenden Gründen es vorzuziehen sei, von Einführung wenigstens solcher Zwangsmaassregeln abzusehen, welche nach jeder Richtung hin die schwerwiegendsten Bedenken hervorrufen.“

Dieser Wunsch ist, gelinde gesagt, sehr stark; wenn man erfahren wird, was der betreffende Verein leisten kann und geleistet hat, wird man uns beistimmen. Als ob je die Fabrikanten sich in's eigene Fleisch schnitten?

V. „Anlangend die Heimbeleger, so entspricht es der Billigkeit, ihnen bezüglich der eigenen Person und ihrer Belegräume genau jene Verpflichtungen aufzulegen, welche die Fabrikanten hinsichtlich ihrer Arbeiter und Betriebslokale zu erfüllen haben. Hiermit würde erreicht, dass die besonderen Missstände, welche die Heimbelegen aufweisen, verschwinden, soferne dieselben überhaupt sich forterhalten sollten. Mit Erlassung desfallsiger ortspolizeilicher Vorschriften wird daher wohl so lange zu warten sein, bis feststeht, ob und welche Maassregeln nach § 120 al. 3 der G.-O. getroffen werden.“

Die auf dem Aussterbeetat befindlichen Heimbeleger werden zum Altar geführt, zur grösseren Ehre des Grosskapitals.

Damit schliesst dieses in grossem Stil angelegte Pronunciamiento des Fürther Magistrats.

Die mittelfränkische Regierung sendet unterm 22. Dezbr. 1884³⁴⁾ dem Fürther Magistrat die Denkschrift des Fürther ärztlichen Bezirksvereins „zur einstweiligen weiteren Verwahrung und Verwerthung“ zurück. Die „Verwahrung“ können wir wahrheitsgemäss konstatiren.

Dann folgt ein Sitzungsbeschluss des Magistrats vom 30. Jan. 1885: „Im Hinblick auf Art. 156 Ziffer 2 des R.-Str.-G.-B. und § 120 al. 3 der G.-O., wonach nur der Kreisregierung und dem Bundesrathe die Befugniss zur Erlassung der zur Beseitigung der Missstände in den Quecksilberbelegen dienlichen Vorschriften zusteht, und in Erwägung, dass die Erlassung solcher Vorschriften bereits in Aussicht genommen ist.“

Ad acta, zu den Akten. Der Rest ist Schweigen.

Den Schluss des Dramas bildet ein Schreiben der mittelfränkischen Regierung vom 17. April 1886, worin der Magistrat den Auftrag erhält,³⁵⁾ ein Exemplar der Statuten des Glasbelegerhilfsvereins vorzulegen. Dies ist geschehen. Von da an ist es still über den Gewässern.

Das Reichsgesundheitsamt in Berlin beschäftigt sich mit der Frage der gesundheitsschädlichen Einflüsse der Quecksilberbelegen auf die Arbeiter. Aber bis heute ist es noch mit keiner Massregel, mit keinem positiven Vorschlage hervorgetreten. Nur einen Kommissär hat es im Frühjahr 1886 nach Fürth zur Inspektion geschickt. Was und wie der Herr gesehen hat, darüber im nächsten Kapitel.

Zum Schlusse drängt sich die Frage auf, was in diesen drei Jahren 1883—1886 für die Besserung der sanitären Zustände in den Belegen geschehen ist. Die Jahre 1847—1861, die erste Periode, endete, wie wir gesehen, mit einem völligen Manko an Ergebnissen. Ist das verflossene Triennium fruchtbarer an Entwürfen, Verbesserungen, Wohlfahrtseinrichtungen gewesen, ist die Lage der Arbeiter erheblich gebessert worden? Die drei Jahre waren das echte

³⁴⁾ Ad Num. $\frac{\text{E } 22596}{\text{K } 13864}$ ³⁵⁾ E. No. 6693.

triennium academicum, wenn man uns die etwas freie Verdeutschung: Das Triennium der rein akademischen Erörterungen gestatten will. Die Resultatlosigkeit der gesamten Verhandlungen springt in die Augen. Sollen wir noch ausdrücklich erinnern an die eindringlich und doch umsonst betonten Forderungen der Aerzte, an die, freilich viel zahmeren, Wünsche des mittelfränkischen Fabrikinspektors? Das ewige Hinüber und Herüber, vom grünen Tisch des Ministeriums in die mittelfränkische Regierungskanzlei, von da in die Amtsstube des Fürther Stadtmagistrats, von dort wiederum in die Komptoire der Fabrikanten und in den Sitzungssaal des wackeren ärztlichen Bezirksvereins und dann wieder zurück zum Ausgangspunkte, das ist der unwandelbare Kreislauf die ganze Zeit hindurch gewesen. An dem granitnen Felsen der Profitmacherei sind die Reformversuche gescheitert; die Arbeiter, so manchmal erwähnt, wenn es gilt, sie als Patrone ihrer Patrone posiren zu lassen, sind niemals selbst gefragt worden, sind nicht zu Worte gekommen. Durch den Aktenberg sich hindurchzuarbeiten, der über diese Fragen zusammengeschrieben worden ist, war keine leichte, war keine angenehme Aufgabe. Der Historiker der Volkswirthschaft hat aber die Pflicht, an einem aus dem Wirthschaftsleben herausgegriffenen konkreten Beispiel den Kapitalismus zu illustriren und zu zeigen, wie im Mechanismus der amtlichen Sozialreform das Getriebe arbeitet, welche Kräfte das Räderwerk bewegen, welcher Grundgedanke das Ganze beherrscht. Wir haben gesehen, wie durch die volkswirthschaftlichen Anschauungen des Unternehmerthums die offiziellen Kreise beeinflusst werden, wie die manchesterlichen Anschauungen alle anderen Erwägungen in den Hintergrund drängen, und wie selbst guter Wille dadurch auf falsche Bahnen geleitet wird, dass er an der Hand ausgesprochener Parteigänger des Kapitals wandelt. Denn was anders sind diese Fabrikanten als die entschiedensten Interessenpolitiker, welche die günstige Gelegenheit benützen, für sich zu wirken? Diese jüdischen Grossunternehmer sind durch und durch Protestanten, so eifrig und überzeugt, wie die Protestirenden von Speier. Auch die Fürther Belegbesitzer verfechten die Rechtfertigung allein durch den Glauben, sie wehren sich mit Händen und Füßen gegen die guten Werke des Arbeiterschutzes. Sie ver-

schanzen sich hinter die Unfreiheit des Willens, hinter die Zwangsgesetze der Konkurrenz, die ihnen angeblich gründliche Aenderung in ihrem Betrieb unmöglich macht. Sie läugnen die Transsubstantiation, dass nämlich ein Kapitalist als solcher sich in irgend etwas anders umwandelt, dass er sonst etwas sein könne, als Exploiteur, als Lohnherr, als Empfänger von Mehrwerth. Damals sträubten sich die protestirenden Reichsstände gegen einen Eingriff der Reichsgewalt in ihre Interessen mit der Begründung, derselbe würde „bei dem gemeinen Manne, sonderlich bei denjenigen, die einen rechten Eifer zu Gottes Ehre und Namen haben, Widerwärtigkeit, Aufruhr und Empörung“ herbeiführen. Die Fürther Protestirenden produziren die famose Protestadresse der Belegarbeiter. 1529 das Streben, die fürstliche Hausmacht zu stärken, die Kirchengüter zu beschlagnahmen, den Absolutismus zu etabliren, heute der Kampf für die rascheste Sicherung grossbürgerlichen Besitzstandes, für ausge dehnteste Beschlagnahme von Arbeitskraft, Leib und Leben des Arbeiters, für die unbeschränkte Selbstherrlichkeit des Kapitals. Damals Johann, Philipp, Casimir, heute Bendit, Büchenbacher, Cohn, damals Ross und Reisige, Schwert und Fürstenmantel, heute Musterreiter und Checkbuch, Hasenfuss und Wischlappen.

Verhängnissvoll ist es gewesen, dass in dem wirthschaftlichen Kampf zwischen Belegbesitzern und Arbeitern nicht auch die andere Partei, dass nicht auch die Arbeiter selbständig befragt wurden. Jedoch es ist der Fehler solcher amtlicher Enqueten, dass sie bureaukratisirt werden, dass sie den Instanzenzug nach altgewohnter Schablone durchlaufen. Aber der ausgezeichnetste und ehrlichste Verwaltungsbeamte ist noch lange nicht Nationalökonom, noch lange nicht Hygieniker, und man sieht die Arbeiterfrage vom Amtssessel durchaus nicht immer in der richtigen Perspektive. Wo ein schleuniges, durchgreifendes Handeln dringende Nothwendigkeit, herrschte die Politik des Fabius Cunctator. Nebensächliches wird platonischer Neigung für werth, das Wichtigste, die Verkürzung der Arbeitszeit für undurchführbar gehalten. Und damit ist der Sieg der Unternehmer eine vollendete Thatsache. Mit was für Mitteln haben diese letzteren gearbeitet? Wir brauchen darüber uns nicht weiter auszulassen, jede Zeile dieses Kapitels erzählt ja vernehmlich genug

die Ehre, die Gott Kapital erwiesen worden ist. Das geistige Rüstzeug der Herren war kläglich genug: das seichteste Freihandelshausirburschenthum feierte Triumphe, und Argumente, die der flachste Jünger des flachen Bastiat kaum in's Feld zu führen gewagt, muss man über sich ergehen lassen. Wir sprachen oben von einem Aktenberg: er hat gekreisst, und ein lächerlich kleines Mäuslein ward geboren. Es entstand der im Verlauf dieser Arbeit noch zu würdigende Glasbelegerhilfsverein, ein Zugeständniss der Fabrikanten, dessen Werth im umgekehrten Verhältniss zu dem hellen Jubelgeschrei steht, das darüber erhoben wird. Die Bureaukratie kann als solche keine Sozialreform treiben, das lehrt uns diese Geschichte der Fürther Spiegelbelegindustrie. Was durch die freie Vereinbarung zu erreichen ist, diesen Popanz der Harmonisten, Fortschrittsphilister und anderer Händler mit vulgärökonomischem Trödel, das zeigen uns die Heldenthaten der Fürther Fabrikanten auf's deutlichste. Die Belegbesitzer vertreiben ihre Waaren im Grossen, sie sind Fabrikkaufleute. Merkur gab dem Quecksilber den Namen, er ist der Gott der Kaufleute und — auch Shylock war ein Kaufmann, noch dazu in Venedig, diesem alten Sitz der Spiegelmanufaktur. Vielleicht hat auch Shylock mit Spiegeln gehandelt.

III. Die Zustände

in den

Quecksilber-Spiegelbelegen, Arbeitsart und Anlage.

Die soziale Lage der Arbeiter.

Das Belegen der Gläser ist diejenige Verrichtung, vermittelt welcher eine Seite der Gläser mit einer undurchsichtigen glänzenden Metalldecke überzogen wird, auf der das Bild reflektiert. In Fürth spielt die erste Rolle der Quecksilberbeleg, d. h. ein Quecksilber- und Zinnamalgam. Hören wir, wie Beeg, der erfahrene Techniker, die Manipulation des Belegens schildert¹⁾: „Der Belegtisch, dessen man sich bedient, besteht aus einer glatten, marmornen (Solenhofer) Platte, welche in einen Kasten so eingesetzt ist, dass dessen Ränder ringsum rinnenförmige Vertiefungen bilden, welche das überschüssige Quecksilber aufzunehmen bestimmt sind. Durch einen an der Tischecke angebrachten Ausguss kann das Quecksilber aus der Randvertiefung entfernt und wieder aufgefangen werden. Der Tischkasten mit der Belegplatte ruht auf einem massiven hölzernen Gestell und kann vermittelt einer Stellschraube in eine geneigte Lage gebracht werden, um das Quecksilber ablaufen zu lassen. Der Arbeiter bringt auf die Belegplatte ein Stück Zinnfolie, das etwas grösser sein muss, als das zu belegende Glas, streicht dieselbe mit einer Bürste glatt aus, giesst aus der hölzernen Schüssel etwas Quecksilber darauf, das er zuerst mit einem Hasenfuss, dann mit einer Rolle von Flanell²⁾ über die Folie ausstreicht, um sie anzunässen, und schüttet nun so viel Quecksilber auf, dass es in einer Höhe von etwa 1 Zoll steht, wobei es nun an der Folie adhärirt und bei völlig horizon-

¹⁾ A. a. O. S. 6. ²⁾ Der sogenannte „Einreiber“, ein Holzstempel, der mit Flanell, Filz, Schaffell überzogen ist.

taler Stellung des Tisches durchaus nicht über den Rand läuft. Dann legt er an die vordere Seite des Quecksilbers einen Streifen Papier, so dass derselbe etwa einen halben Zoll weit auf dem Quecksilber liegt. Dieser Streifen wird zur Befestigung an beiden Seiten mit kleinen Gewichten beschwert. Während dies geschieht, hat eine Arbeiterin (Wischerin) die zu belegende Glastafel durch Einstäuben mit Buchenasche und sorgfältiges Wischen bestens gereinigt. Der Beleger fasst nun die Tafel sorgfältig an beiden Rändern, ohne die Flächen mit den Fingern zu berühren, und schiebt sie vorsichtig über das Papier auf die Quecksilberfläche ein, wobei besonders Acht gegeben wird, dass zwischen Glas und Quecksilber keine Luftblase eindringt, und das durch das erste Benässen mit Quecksilber abgelöste unreine Zinn, welches nun obenauf schwimmt, abgeschoben³⁾ wird. Hierauf setzt er einige Gewichte auf das Glas, neigt den Tisch, wodurch das Quecksilber unter dem Glas in die Rinne abläuft, so dass nur noch eine geringe Quantität desselben an der amalgamirten Zinnfolie adhären bleibt, schneidet dann mit einem Messer die über die Glastafel hervorragenden Folienränder ab und nimmt nun das Glas vorsichtig von dem Belegtisch hinweg. Die amalgamirte Folie haftet nun keineswegs fest, sondern kann verschoben werden, weil zwischen ihr und dem Glas noch überschüssiges (freies) Quecksilber sich befindet. Damit die Folie sich glatt anlegt und nicht runzelt, werden die Spiegel sogleich mit der belegten Stelle auf eine blanke Steintafel gelegt und mit vielen Würfelsteinen beschwert. Grosse Spiegel (über 70 Zoll) beschwert man sogleich auf der Belegplatte mit 50 bis 100 Zentnern, da man aber den Belegtisch des Tages nur einmal brauchen könnte, so werden kleinere Spiegel auf besondere Tafeln gelegt. Um das überschüssige Quecksilber zu entfernen, werden die Spiegel nach der Beschwerung in Kasten⁴⁾ eingestellt, denen man immer eine geneigte Lage

³⁾ Abfaumen, d. h. abschäumen, nennen es die Arbeiter. ⁴⁾ Es sind Holzkästen, „Lehnen“ genannt, mit Marmorboden, der so geneigt ist, dass das Quecksilber nach einer Seite in eine Rinne abläuft, welche dasselbe in einen an der „Lehne“ befestigten, mit Hundsleder, mit geleimten Papier etc. geschlossenen Behälter führt. Dieser letztere ist aber oft nicht dicht, es läuft Quecksilber in den Belegraum und man muss dann ein Gefäss zum Auf-

durch eigenthümliche Vorrichtungen gibt, und auf diese Weise getrocknet. Kleinere Gläser werden sogleich hochkant und später auf die Ecke gestellt, wobei man ihnen eine Unterlage von Folie abfällen gibt, die das abtröpfelnde Quecksilber auffängt. Dieses Trocknen des Glases erfordert 8 bis 14 Tage.“⁵⁾

Das Belegen ist eine heikle Arbeit und soll weder bei sehr hoher, noch sehr niedriger Temperatur, auch nicht bei feuchter Witterung, welche die Gläser anlaufen macht, vorgenommen werden.

Die Fürther Spiegelmanufaktur verarbeitet in erster Linie geblasenes Glas, das zum grössten Theil aus den Glashütten des bayerisch-böhmischen Waldgebirges kommt, und ferner gegossenes Glas. Der Qualität nach unterscheidet man dreiviertel weisses Glas,

fangen unterstellen. ⁵⁾ Wie im XVI. Jahrhundert belegt wurde, das haben uns bereits Porta und Ganzoni geschildert. An dieser Stelle sei eine Beschreibung aus dem XVIII. Jahrhundert wiedergegeben. Sprengel l. c. S. 327—329, Sektion: Von der Spiegelfolie, erzählt: „Von einer solchen dünnen Zinnplatte schneidet man ein Stück ab, das etwas grösser ist, als die Spiegeltafel, die mit Folie belegt werden soll und breitet die Folie auf einem völlig glatten und horizontalen marmornen Tisch aus. Vermittelt der Kante eines eisernen Lineals wird die Folie völlig glatt gestrichen, und alle Falten und Hocker werden weggeschafft. Auf dem Rand der Folie werden nach ihrem ganzen Umfang hölzerne Leisten gelegt, die genau zu einander passen. Damit sie auch fest an den Tisch anschliessen und dem Quecksilber nirgend einen Durchgang verstatten, so wird jede Leiste mit einigen kleinen Gewichten belastet. Man tränkt darauf die Spiegelfolie anfänglich ganz mässig mit Quecksilber (verquickt sie), giesset aber kurz darauf so viel Quecksilber auf die Folie, dass es die Folie durchgängig und reichlich bedeckt. Denn das überflüssige Quecksilber gehet nicht verloren. In das Quecksilber und also zugleich auf die Folie wird nun endlich die Spiegeltafel mit Behutsamkeit gelegt, und allenthalben mit Gewichten beschweret, die unten, wo sie die Spiegeltafel berühren, mit Fries oder Filz überzogen sind. Die Gewichte fügen dem Glase keinen Schaden zu, wenn der marmorne Tisch völlig glatt und eben ist. Dem überflüssigen Quecksilber, welches von der Spiegeltafel vermittelt ihrer Schwere verdrängt wird, verschaffet man einen kleinen Ausgang, dass es aus dem mit Leisten eingeschlossenen Raum in ein Gefäss abfliesset. Es kann ebenso gut wieder verbraucht werden, als solches, das man noch nicht genutzt hat. In dem gedachten Zustande bleibt die Spiegeltafel so lange auf dem marmornen Tische liegen, bis sich das Amalgam genugsam verhärtet hat, wozu etwa 24 Stunden erfordert werden.“

das fast völlig weiss ist, halbweisses Glas, grün oder bläulich-grün gefärbtes Schockglas, von grüner Farbe, glänzend, mit schöner Streckung, aber mit welliger Oberfläche u. s. f. Das Glasmaass ist der brabantische, der englische, französische Zoll (Zentimeter), je nach den Absatzorten. Der Grösse nach unterscheidet man: 1. Judenmaasse, Tafeln von stabiler Grösse und zwar a) einfach Judenmaass, Tafeln von 9“ Länge zu 7“ Breite brabantische Maass $(9/7) = 10\frac{1}{2}$ “ zu $8\frac{1}{2}$ “ englisch $= 10$ “ zu 8“ französisch. b) Doppelt Judenmaass, Tafeln von 15“ zu 9“ brab. $= 17$ “ zu $10\frac{1}{2}$ “ engl. $= 16$ “ zu 10“ franz. 2. Zollgläser, Tafeln, deren verschiedene variirende Dimensionen in brabantischen, englischen oder französischen Zollen bezeichnet werden. Was über 9“ breit ist, gehört zu den Zollgläsern. Die Preise der Gläser richten sich nach Grösse, Reinheit und Weisse derselben. Die Judenmaasse gehen nach Kistchen. 1 Kistchen einfach Judenmaass hat 60, 1 Kistchen doppelt Judenmaass 30 Tafeln; sie gelangen, je 12 Kistchen in einer Ueberkiste, in den Handel. Der Judenmaassspiegel ist der ächte und rechte Artikel des Massenverbrauchs, er ist der Spiegel des kleinen Mannes. Der Name weist schon darauf hin, dass jüdische Unternehmer in der Spiegelmanufaktur eine Rolle spielen, wie ja überhaupt seit undenklichen Zeiten das auserwählte Volk mit der Glasindustrie sich zu schaffen gemacht hat. Im Mittelalter das Judenglas, in unseren Tagen das Judenmaass.

Das Quecksilber, das in Fürth verwendet wird, ist meistens österreichisches aus Idria in Illyrien,⁶⁾ oder spanisches aus den berühmten Bergwerken von Almaden.⁷⁾ Ersteres kommt in Doppel-

⁶⁾ Beeg S. 1. Lobmeyr S. 155 Anm. 1. ⁷⁾ Von dem spanischen Quecksilber behaupten die Beleger, dass es „giftiger“ sei, „mehr Staub gebe“, bezw. leichter verdunste und die Folie mehr angreife als das Idrianer. So berichtet schon Beeg S. 7, der hinzufügt: „Es ist kein Grund denkbar, der diese Annahme rechtfertigt, die wir indessen ebenso wenig bestreiten wollen.“ Die „Denkschrift“ S. 13 erklärt: „Chemisch ist über diese Unterschiede nichts bekannt.“ Auch ich bin dieser Auffassung bei den Fürther Belegern oft begegnet; ob man es hier mit einem blossen Arbeiteraberglauben zu thun hat, bleibt so lange unentschieden, bis Chemie und Hygiene sich genauer damit beschäftigt haben werden. Vorläufig hat es der Belegbesitzer in seiner Hand, den Arbeitern zur Abwechslung „einmal spanisch zu kommen“.

beuteln von Bocks- oder Hundsleder;⁸⁾ ein Beutel fasst 50 Pfund und es sind allemal zwei in einem Kistchen verpackt. Das spanische wird in eisernen Lägeln (Guttenkrugform) mit eingeschraubtem Eisenpfropf verschickt; ein Lägel enthält, nach Beeg, 70 bis 80 Pfund. Wir wissen, dass bereits der mittelalterliche Quecksilberhandel diese doppelte Weise der Verpackung kennt. In den Belegen führt man das Quecksilber in runden Holznäpfen. Es wird von den grösseren Häusern en gros bezogen, die kleineren Geschäfte pflegen ihren Bedarf von jenen in kleineren Posten zu entnehmen, für die Grossen unter Umständen ein recht profitlicher Handel. Das Haus Rothschild monopolisirt den spanischen Quecksilberhandel, die Fürther Unternehmer machen auch damit mancherlei Geschäfte. Hat Byron dies vorausgeahnt, als er schrieb:

„And philanthropic Israel deigns to drain
„Her mild per-centage from exhausted Spain.“

Schauen wir uns ein wenig in den Belegen um. Unser Spaziergang dürfte zwar nicht sehr angenehm, er wird aber sicher recht lehrreich sein.

Die Schwabacherstrasse in Fürth weist eine stattliche Reihe von Belegen auf. Der Leser mag uns zuerst zu einem Haus-

8) Hirt a. a. O. S. 145/146 berichtet, dass die Leute, die sich damit beschäftigen, die Quecksilberreste aus den Beuteln auszupressen, um die Beutel zu verarbeiten (die sogenannten „Beutler“), nicht selten an Quecksilbervergiftung erkranken. Nach meinen Ermittlungen werden nicht nur von Beutlern, sondern auch von Cartonnage-Geschäften, von Schuhflickern etc. diese Quecksilberbeutel aufgekauft und verarbeitet. So ist es durchaus nichts Merkwürdiges, dass der Arbeiter, welcher sich vom Trödler ein Paar Stiefeln erhandelt, zu seinem grössten Erstaunen bemerkt, wie das Schuhleder plötzlich von einem Quecksilberüberzug bedeckt wird. Die siegreichen Schweizer trugen nach dem Burgunderkriege goldene Ringe an den Fusszehen, der moderne Proletarier hat wenigstens versilberte Stiefel. — Zur Herstellung der Bleisoldaten, dem in unserem martialischen Zeitalter so beliebten Kinderspielzeug, wird bekanntlich eine Legirung von Blei und Zinn benutzt. Des niedrigeren Preises wegen benutzen die Nürnberger und Fürther Fabrikanten nicht immer reines Zinn, sondern den Zinnabfall aus den Spiegelbelegen, das sogenannte Abzugszinn, das mehr oder minder stark quecksilberhaltig ist. So wird das Gift freigebig auch in andere Erwerbszweige getragen.

industriellen, zu einem Heimbeleger begleiten. Wir gehen durch das Vorhaus, in welchem sich eine einfache Gastwirthschaft befindet, und kommen in einen engen, winkeligen Hof, der ein Stapelplatz für kunterbunt durcheinander gewürfelte Kisten und Fässer ist. Links steigt steil, düster, hochgieblig ein Wohnhaus empor, dem schmalen Hofraum das Wenige an Licht und Luft benehmend. Rechts erhebt sich schief und baufällig eine Baracke, in welcher ein geschäftiges Leben und Treiben herrscht. Zur ebenen Erde befindet sich ein enger, durch ein Doppelfenster beleuchteter Raum, dessen Thüre offen steht. Hier sieht man, wie an die belegten getrockneten Spiegel die letzte Hand gelegt wird. Kistchen und Kisten, hunderte von Spiegelplatten stehen und liegen auf Tischen und Stühlen, auf dem Fussboden im bunten Durcheinander umher. Das ist das „Magazin“, in welchem die Gläser verpackt und zur Ablieferung von dem Belegbesitzer fertiggestellt werden. Der Belegraum selbst befindet sich unter dem Dache. Eine schmale, altersschwache Stiege, die unter jedem Fusstritt ächzt und knarrt, führt uns hinauf. Wir treten in die Dachkammer ein; die Thüre steht auf. Trotz der empfindlichen Kälte sind die unteren Fensterflügel offen und die in den oberen Scheiben angebrachten Glasjalousien geöffnet; Fenster befinden sich nur auf der einen dem Hofe zugewandten Seite der Mansarde; sie führen auch das spärliche Licht den Arbeitenden zu. Durch diese Fenster ist die allernothwendigste Ventilation kümmerlich hergestellt; wollen die Arbeiter nicht in der Giftluft fast ersticken, so müssen die Fenster offen bleiben. Schräg fällt das Dach nach vorn ab, der Luftraum in dieser Belege ist offenbar ein äusserst kleiner. Vorn an den Fenstern stehen die Belegtische. Nur Weiber sind hier beschäftigt, zwei Belegerinnen und zwei Wischerinnen. Die Wischerin, die ihren Platz links von der Belegerin hat, ist eifrig damit beschäftigt, die Glasplatten sauber zu putzen, abzureiben und sie der Belegerin hinzureichen. Diese nimmt die Platte und verfährt damit, wie oben beschrieben. Es wird wenig oder gar nicht in dieser Arbeitsstätte gesprochen. Kein grösserer Unterschied, als zwischen solch einer Quecksilberspiegelbelege und etwa dem Saale einer Zigarrenfabrik, in welchem doch hier und da ein munteres Scherzwort fällt, in dem die Frauen und Mädchen ein wenig miteinander

plaudern. Das fleissige Schaffen, diese fast lautlose Rührigkeit gibt dem Ganzen ein unheimliches Aussehen. Es ist, als ob Gespenster arbeiteten. Aber es ist auch nicht rathsam, in der Belege den Mund zu öffnen. Schon beim Eintritt legt sich dir das überall umhergestäubte Quecksilber auf die Zunge, du verspürst bald einen widerlichen metallischen Geschmack im Munde und sehnst dich hinaus in die frische Luft. Wo du gehst und stehst, wohin du blickst, wo du athmest in diesem Raume, Quecksilber.⁹⁾ Queck-

⁹⁾ Vgl. auch die Ber. d. bayer. Fabrikinspektoren für 1880, S. 61. Wollner spricht die Ansicht aus, dass die Aufnahme des Quecksilbers in den Organismus hauptsächlich durch das Verschlucken des Staubes sich vollzieht. Er begründet dies folgendermassen: „Wer einmal eine Quecksilberbelege betreten hat, wird betroffen gewesen sein über die Menge des Staubes, welche sich auf dem Fussboden, auf den Tischen, auf allen Vorsprüngen des Lokals befindet. Der Grund liegt darin, dass die Belegen nur alle 8 Tage, manchmal noch seltener gekehrt werden, weil die Beleger das Aufwirbeln des Staubes durch das Kehren fürchten, die Entfernung desselben auf nassem Wege für unthunlich erklären, weil jede Feuchtigkeit das Anlaufen der Gläser begünstige, während das Belegen nur dann möglich ist, wenn das Glas vollkommen trocken ist. Um nun wirklich Klarheit zu bekommen, ob denn wirklich der Staub Quecksilber enthält, habe ich denselben vom Boden, den Tischen etc. der Belege sammeln lassen und hat Herr Kellner, Assistent der hiesigen Untersuchungsstation für Lebens- und Genussmittel, die chemische Untersuchung des Staubes vorgenommen. Der Staub wurde in der Weise gesammelt, dass er einfach mit dem Besen zusammengekehrt wurde. Diese Art des Sammelns des Staubes wurde gewählt, weil hier sicher kein metallisches Quecksilber, welches etwa auf dem Boden lag, mit in den Staub gekommen ist, da das Quecksilber ruhig auf dem Boden liegen blieb. Auch in dem in einem Glasgefässe gesammelten Staub wäre es ja leicht gewesen, am Boden des Glases metallisches Quecksilber nachzuweisen, wenn wirklich solches mit dem Staub zusammengekehrt worden wäre, das war aber nicht der Fall; trotz Schütteln und Stehenlassen war kein metallisches Quecksilber in dem Staube zu entdecken. Die chemische Untersuchung dagegen zeigte, dass in demselben sehr bedeutende Mengen Quecksilber vorhanden waren, aber auch ebenso bedeutende Mengen von Zinn. Daraus geht nun mit Bestimmtheit hervor, dass das Quecksilber im Staube nur in der Form von Amalgam enthalten war und entspricht dies der aprioristischen Voraussetzung, dass von den zahlreichen Abschnitten von Folie, mit Quecksilber amalgamirt, welche in enormen Quantitäten in einer Belege sich anhäufen (in einer Belege 150 Zentner pro Jahr), eine Anzahl kleiner Partikelchen vom Luftstrom erfasst und durch die ganze Belege zerstreut werden. Nun hat weiter Rector

silber in flüssiger Gestalt, wie es silbern schimmernd die Holzschüsseln füllt, aus denen es zum Uebergiessen der Glastafeln geschöpft oder gegossen wird. Quecksilber fliesst auf dem Belegtisch in die Rinnen und Behälter, Quecksilber tröpfelt ab unter dem wuchtigen Druck der Steine, mit welchen die Wischerin die Tafeln presst. Quecksilber rinnt und rieselt aus der „Lehne“, in welche die Spiegel

Reindel in Kempten nachgewiesen, dass ein Quecksilberamalgam kein Quecksilber abgibt, das heisst, dass aus einem solchen kein Quecksilber verdunstet. Das erklärt nun wieder die auffällige Thatsache, dass Goldplättchen, trotzdem sie durch lange Zeit in der Belege gelegen, und mit demselben Staube dick bedeckt, dennoch keine Spur von Quecksilber zeigen. Wenn nun feststeht, dass Quecksilberdämpfe in dem Belegraum nicht nachgewiesen werden können, wenn weiter die Aufnahme durch die Haut aus den oben erörterten Gründen im schlimmsten Falle nur eine minimale ist, wahrscheinlich aber überhaupt nicht stattfindet, andererseits aber der Nachweis geliefert ist, dass der Staub, der in den Belegen beständig herumfliegt, Quecksilberamalgam in grossen Mengen enthält, so ist doch wohl der Nachweis geliefert, dass eben der Staub die Ursache der Vergiftung ist, dass das Quecksilber in Form eines Amalgams mit dem Staube eingeathmet, in die Digestionswerkzeuge gelangt, und so die Ursache des Merkurialismus wird. Für die Richtigkeit dieser Anschauung sprechen weiter folgende Punkte: Jeder Arbeiter fürchtet die Kälte, vor allem aber stürmische Witterung, und schiebt sein relatives rasches Erkranken auf diesen Witterungscharakter. Da nun bei kaltem, besonders bei stürmischem Wetter die Luft in den Belegen bei geöffnetem Fenster viel bewegter ist, als bei umgekehrten Witterungsverhältnissen, so wird selbstverständlich auch der Staub mehr aufgewirbelt; es ist also viel mehr Gelegenheit gegeben, denselben einzuathmen und zu verschlucken. Weiter gehört die Beobachtung nicht zu den Seltenheiten, dass die Angehörigen eines Belegers, besonders Kinder, an Merkurialismus (meist Stomatitis) erkranken, ohne dass es möglich wäre, eine andere Ursache aufzufinden, als dass der Arbeiter mit seinen bestaubten Kleidern eine Menge von Amalgam (reines Quecksilber kann es nicht sein) mit in seine Wohnung bringt, welches Veranlassung zur Erkrankung gibt. Ich habe erst in letzter Zeit hiervon ein eklatantes Beispiel erlebt. Es liesse sich noch eine Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen anführen, so zum Beispiel, dass die staubigsten Belegen die schlechtesten Gesundheitsverhältnisse zeigen etc. etc., aber ich glaube hiermit bereits den Beweis für die Anschauung, die für mich feststeht, geliefert zu haben, dass das Quecksilber in Form eines Amalgams durch den in den Belegen befindlichen Staub, welcher das letztere enthält, in den Organismus gelangt.“ Wollner l. c. S. 429,30. Die Entscheidung über die Wollner'sche Hypothese haben die Gewerbehygieniker zu treffen.

zum Ablaufen und Trocknen gestellt werden. Nach allen Seiten spritzen und rollen die Quecksilberkügelchen, sich theilend und vermehrend, sie huschen nach rechts und nach links, sie fliehen und vereinigen sich, sie verkriechen sich in die vielen Ritzen und Fugen des bretternen Fussbodens, der schlecht gefugt ist, und ein treffliches Versteck für die zahllosen kleinen Quecksilberpartikelchen bildet; durch den Fussboden hindurch wandern sie in das unter der Belege befindliche Magazin. Jeder Schritt auf dieser Unterlage bringt dieselben in lebhafteste Bewegung. Du findest Quecksilber in Luftform. Es verdunstet ja schon bei gewöhnlicher Temperatur, und seine Dämpfe erfüllen das ganze Zimmer mit Myriaden von Quecksilberstaubatomen. Die Arbeiter athmen es ein, es dringt in die Poren der Haut, es setzt sich in die Falten der Kleider, der Wäsche; in Substanzform dringt es in die Haut, besonders der Hände, es wird verschluckt. Der ganze Körper ist einem Quecksilberdampfbade ausgesetzt. Acht, vierzehn, zwanzig Tage bleiben die mit Quecksilber belegten Glasplatten in dem Belegraum zum Trocknen aufgestellt; die Luft ist geschwängert mit dem verderblichen Gift, das beim Belegen der Spiegel sich entwickelt, die Oekonomie des Unternehmerthums benützt den Arbeitsraum zugleich als Trockenstube und vergrössert dadurch auf's Aeusserte die Gefahr. Nicht genug damit, findet sich bei diesem Heimbeleger trotz des ausdrücklichen im Statut des Glasbeleger-Hilfsvereins enthaltenen Verbots¹⁰⁾ ein Kohlenofen. Die Gläser müssen nämlich, um belegt werden zu können, möglichst trocken sein. Dazu braucht man sehr trockenes Wischmaterial (Flanell etc.). Ist die Luft warm und wenig feucht, kann man die Wischlappen an der Sonne trocknen, so bedarf man keiner künstlichen Trocknung. Ist es aber nebelig, ist die Luft feucht, oder drängt die Arbeit, so bedarf man zur Trockenhaltung des Materials Oefelchen, über welchen auf einem Gestell die zu trocknenden Lappen liegen. Noch im Jahre 1883 wurden in allen Belegen Kohlenöfen gebraucht, welche die Zuthat

¹⁰⁾ Art. 4 der „Anordnungen des Glasbelegerhilfsvereins Fürth zur Erhaltung der Gesundheit der Belegarbeiter“ besagt ausdrücklich: „Als Trockenöfen dürfen Kohlenöfen nicht mehr verwendet werden, dafür sind Petroleumöfen einzuführen.“ Berichte d. bayer. Fabrikinsp. für 1885, S. 61 (Beilage 3)

des verderblichen Kohlengases der Quecksilberluft des Belegraums hinzufügten.¹¹⁾ In dieser Belege — es ist nicht die einzige — fand sich noch am 3. November 1886 ein Kohlenofen vor. Zur Feuerung dienten Holzkohlen, die ohne Luftzug, also mit vermehrter Bildung von Kohlenoxydgas, verbrennen. So steht es um die Lufterneuerung in dieser Werkstatt: wir haben das Spottgebilde einer Ventilation durch kleine Fenster und Zwergjalousien. Und diese Fenster sind nicht immer offen. So lange die Witterung günstig, die Luft nicht zu feucht, so lange es nicht zu kalt ist, gewiss, dann sind die Fenster geöffnet. Regnet es aber, wird es sehr kalt, ist die Luft feucht, ist es windig, so laufen die Gläser an („werden blau“), lassen sich nicht trocken genug reiben, und das Belegen wird so unmöglich. Der Belegbesitzer erklärte mir, dann würde nicht gearbeitet. Er steht aber in diesem Falle mit der Wahrheit auf dem Kriegsfuss, denn in Wirklichkeit werden die Fenster geschlossen, und in der fürchterlichen Stickluft, welche den Raum nothwendigerweise erfüllt, wird die Giftarbeit so lange fortgesetzt, als es nur irgendwie angeht. „Die Fürther Beleger lassen die Fenster offen, so lange sie dabei arbeiten können, schliessen sie, wenn dies nicht geht, und hören auf, wenn auch das Schliessen nichts mehr nützt.“¹²⁾ Für unseren Heimbeleger gilt dies voll und ganz. Doch kehren wir zu den Arbeiterinnen zurück, welche dies industrielle Idyll beleben. Sie tragen ein Kopftuch, haben über ihre andere Kleidung einen Rock gezogen und haben eine Schürze vorgebunden, die Eine oder Andere hat wohl auch ihre andere Jacke vor die Thüre gehängt — ein besonderer Ankleideraum existirt nicht — und das ist der berühmte Kleiderwechsel. So wandert, da die Quecksilberdämpfe auf solche Weise nicht ferngehalten werden können, in der Kleidung, welche die Frauen ausser der Arbeit daheim tragen, das Gift in die Wohnung und setzt seine Zerstörungsarbeit am häuslichen Herde fort. Wer mit Quecksilber zu thun hat, soll die peinlichste Reinlichkeit beobachten, sich nach Schluss der Arbeit Gesicht, Brust und Hände sorgfältig waschen und sich mit einem Gurgelwasser (Kali chloricum, Alaun etc.) den Mund ausspülen. In

¹¹⁾ „Denkschrift“ S. 14. ¹²⁾ „Denkschrift“ S. 22.

unserer Belege ist ein besonderer Waschraum nicht vorhanden, doch versichert man uns, dass fleissig gegurgelt werde.

Platte auf Platte reicht die Wischerin der Belegerin, unaufhörlich fahren Hasenfuss und Einreiber hin und her, das Quecksilber ergiesst sich über die Zinnfolie, und 10 „Kistle“ Judenmassspiegel den Tag stellt eine geschickte Belegerin fertig. „Wir müssen uns halt sputen.“ 60 Pfennige werden ihr für das Kistchen gezahlt, davon gehen 20 Pfennige für die Wischerin ab, zwei Drittel des Verdienstes bleiben ihr. Allein der Erwerb ist kein stetiger; bei Geschäftsstockungen, und wenn das Wetter so ungünstig, dass das Arbeiten ganz unmöglich, wird ausgesetzt. Und wenn das Quecksilbergift den Körper der Arbeiterin so durchwühlt hat, dass sie nicht weiter schaffen kann, dann heisst es feiern. Die karge Unterstützung des Glasbelegerhilfsvereins, nur unter gewissen Einschränkungen gezahlt, die paar Pfennige der Gemeindekrankenkasse reichen nicht aus, und Ersparnisse können Belegarbeiter nicht machen. Sollen sie doch gut leben, kräftige Nahrung reichlich zu sich nehmen, baden u. s. w. Dann soll die Familie ernährt werden. Wie dies Kunststück mit solchem Einkommen zu Stande gebracht werden soll, darüber schweigt des Unternehmers Höflichkeit. Thatsächlich verdient diese Belegerin im Durchschnitt pro Woche nur 15 Mark. Aber was soll sie thun? So lange das Geschäft ihres Mannes, eines Damenschneiders, gut gegangen, habe sie daheim mitgeholfen, das sei freilich leichter und angenehmer gewesen; durch den schlechten Geschäftsgang seien sie zurückgekommen, die Kinder kosteten Geld, und so sei sie in die Belege gegangen.

Gearbeitet wird im Sommer von 8 bis 5 Uhr, im Winter von 9 bis 4 Uhr, die Mittagspause währt 1½ Stunden, erklärte mir der Besitzer. Dabei schafften am 3. November die Frauen noch um 5 Uhr Nachmittags. „Jetzt arbeiten sie nicht mehr, jetzt wischen sie blos das (bei der Arbeit verstreute) Quecksilber zusammen!“ hiess es. Also das Zusammenfegen des Quecksilbers ist keine Arbeit. Vielleicht ein Vergnügen? Die Arbeiterinnen erklärten mir, als der Lohnherr sich entfernt hatte, dass sie bis 5 Uhr im Winter arbeiten müssten. Diese Mittheilung stimmt auch mit den Ermittlungen meiner statistischen Enquete, welche für diese Belege

eine neunstündige Arbeitszeit im Sommer, eine achtstündige im Winter angeben.¹³⁾ Nach Schluss der Arbeit werden hier, wie in allen anderen Belegen, die Fenster geschlossen, um eine Beschädigung des Materials zu verhüten. Auch die mit Quecksilber gefüllten Näpfe bleiben die ganze Nacht offen stehen. So dampft und stäubt Tag und Nacht dort das Quecksilber, so vollzieht sich in ununterbrochener Folge die chronische Vergiftung des zum Spiegelbelegen verurtheilten Proletariers. Des Morgens, wenn die Belegarbeiter zum Wischlappen und zum Hasenfuss zurückkehren, ist eine solch dicke, verdorbene, quecksilbergeschwängerte Luft im Belegraum, dass sie förmlich davor zurückprallen. — Er habe, sagte der Belegbesitzer, am liebsten mit Arbeiterinnen zu thun; in die Belegen würden die Leute durch die Noth und durch den Reiz des scheinbar höheren Lohnes getrieben. Sehr beklagte er sich über die böhmische Konkurrenz; eine Verkürzung der Arbeitszeit würde „die Industrie lahmlegen“. Die Heimbelegen sind sämtlich unter aller Kritik, die geschilderte Belege ist aber noch immer nicht die schlechteste. Sie stehen nicht unter der Aufsicht des Fabrikinspektors, da sie nicht die gesetzlich vorgeschriebene Arbeiterzahl anwenden.

Wir haben keinen weiten Weg von der Schwabacherstrasse nach der Hirschenstrasse zurückzulegen. Dort hatten wir die untergehende Betriebsform der Heimbelege, hier, in der Bendit'schen Belege¹⁴⁾ sind wir im Reiche des Grossbetriebs. Ein stattlicher Bau zeigt dem Beschauer, dass das Grosskapital in diesen Räumen gebietet. Eine breite Treppe führt uns am ersten Stockwerk, in welchem das Magazin sich befindet, vorbei in die zweite Etage. Man wandelt auf versilberten Treppenstufen. Die Spiegelgläser, die 14 bis 21 Tage zum Trocknen im Belegraum bleiben, hinterlassen trotzdem beim Transport in den Packraum noch diese sichtbaren Spuren, und die Arbeiter schleppen an den Schuhsohlen das Quecksilber aus der Belege. Jahrelang sind die Gläser hinuntergeschafft worden, jahrelang sind „silberfüssig“, wie Thetis, des Achilleus göttliche Mutter, die Belegarbeiter zum kärglichen Mahl und zur spärlichen Ruhe die Stiege herabgeschritten, und die Treppe ist geradezu

¹³⁾ Fragebogen: Scherber (Heimbeleger), Schwabacherstrasse. ¹⁴⁾ Fragebogen I, II, III: Belege Bendit.

mit Quecksilber inkrustirt, ein Handwerkzeichen, das zwar den massenhaften Verbrauch des Giftes, nicht aber besondere Sauberkeit bekundet.¹⁵⁾ Im zweiten Stockwerk finden wir den ersten, ziemlich hohen Belegraum. Thür und Fenster sind weit geöffnet, Glasjalousien sind vorhanden. Wir haben ein Vorder-, ein Mittel- und zwei Hinterzimmer, die letzteren sind nicht so geräumig und hoch, wie der vordere Raum. Der Fussboden ist von Holz und nicht besonders fest gefügt.¹⁶⁾ Zum Trocknen werden Petroleumhäfen verwendet. Die Anordnungen des Glasbelegerhilfsvereins sind in Plakatform aufgehängt.

Hier treffen wir auf die Belegmeister, den steten Stein des Anstosses für die Arbeiter. Das Institut der Belegmeister ist mit der Umwandlung der Kleinbetriebe in Grossbetriebe ein stehendes geworden. Wer die Geschichte der bedeutendsten englischen Gewerkschaft, der Trades-Union der Vereinigten Maschinenbauer, genauer verfolgt hat, wird sich erinnern, mit welcher Zähigkeit und Erbitterung die Arbeiter den Kampf gegen die piece-masters geführt haben. Die Belegmeister sind gleich Jenen Akkordarbeiter, die im Auftrage des Unternehmers eine Anzahl Arbeiter einstellen,

¹⁵⁾ Diese verquecksilberten Stiegen sind nichts Neues. Bereits in einem Arbeiterbrief ohne Unterschrift aus dem Anfang der achtziger Jahre, den ich unter den Archivalien des Fürther ärztlichen Bezirksvereins gefunden habe, heisst es von der Bendit'schen Anstalt: „Der Stiegenaufgang ist versilbert.“ Und wie damals, so ist es noch heute. ¹⁶⁾ Der Fussboden ist durchlässig. Von verschiedenen Seiten, darunter von einem Mann, der als Belegmeister Jahrzehntlang in diesem Geschäft thätig gewesen ist, wurde mir als gutverbürgte Thatsache mitgetheilt, dass es bei Bendit im wahren Sinne des Wortes Quecksilber regnet. Das schwere Metall sickert durch den Fussboden des dritten Stocks, wo sich die Belegräume befinden, in die Belege des zweiten Stockes. Unter diesem Quecksilber-Regen müssen die Leute arbeiten, überrieselt von Gift, Gift einathmend, Gift berührend. Um sich ein wenig gegen diesen Segen von Oben zu schützen, werden zum Auffangen des Quecksilbers Näpfe aufgestellt, in welche man etwas Werg gethan hat. Aus der zweiten Etage wandert Merkur, der unheimliche Gast, welcher seine Göttlichkeit mindestens durch Allgegenwart beweisen kann, in den ersten Stock, wo sich gerade unter dem Beleglokal das Magazin befindet. Thatsächlich ist der Magazinier, was wohl nicht allein durch das Einpacken der belegten Spiegelgläser verschuldet ist, merkurialkrank.

dem Fabrikanten allein für die zu liefernde Arbeitsleistung verantwortlich sind und die Arbeiter auszahlen. Sie allein verkehren mit den sog. Arbeitgebern (die in Wirklichkeit Arbeitnehmer, da „sie sich von Anderen ihre Arbeit für baare Zahlung geben lassen“). Der Kapitalist wird dadurch in die Lage versetzt, alle Klagen und Forderungen der Arbeiter abzuweisen und sich darauf zu berufen, dass der Belegmeister die Arbeiter engagire, nicht er. So herrscht er als souveräner Herr mit vollkommener Unverantwortlichkeit kraft seines Kapitals, und unter ihm regiert als nur ihm verantwortlicher Minister der Belegmeister. Solch ein Spiegelprinz kümmert sich nicht um die bescheidene Forderung Muratori's, der von „einem weisen und liebenswürdigen Fürsten“ verlangt, „dass er sich mit der Wolle seiner Schafe begnüge, ohne ihnen auch die Haut abziehen zu wollen.“ Die Belegarbeiter aber, wenn anders sie echt deutsch-konstitutionelle Seelen sind, dürfen sich nicht über das böse Dilemma beklagen, in welches sie gerathen sind; sie bilden das Parlament, das alles zu thun und nichts zu sagen hat. Während es selten ist, dass mehrere Generationen als Belegarbeiter thätig sind, kommt das erbliche Hausmeierthum der Belegmeisterei schon häufiger vor; vom Vater kommt die einträgliche Stellung auf den Sohn, und Majordomus wie Souverän können damit zufrieden sein. Alte Beleger habe ich mehrfach darüber klagen gehört, dass früher zwischen dem Etablissementsinhaber und den Arbeitern ein besseres Verhältniss in Folge des unmittelbaren, direkten Verkehrs geherrscht habe; jetzt kenne mancher Belegbesitzer trotz der verhältnissmässig kleinen Zahl seiner Arbeiter gar manche derselben nicht mehr. Nur selten komme der „Jude“ in die Belege, und dann eile er mit vorgehaltenem Taschentuch hindurch und entferne sich schnell wieder. Aus diesen Klagen spricht der Wunsch nach Entfernung der Belegmeister; die Arbeiter können sich zum Theil noch nicht darein finden, dass an die Stelle der patriarchalischen die moderne Exploitationsweise getreten ist, vor allem empfinden sie in ihrer Lebensgestaltung und Lebenshaltung — und die Genauigkeit des wirthschaftlichen Barometers ist über allen Zweifel erhaben — wie der Profit des Fabrikanten durch die Einrichtung der Belegmeisterei gesteigert wird, während

ihre Lebenshaltung sich beständig tiefer senkt. Früher eine grössere Anzahl besser bezahlter Arbeiter, ein höherer Durchschnittslohn; jetzt ein einziger sehr gut bezahlter Aufseher und eine Mehrheit von schlecht bezahlten Arbeitern, ein ganz einfaches und angenehmes Mittel, den Mehrwerth zu potenziren und die Arbeiter zu degradiren. Thatsächlich ist der Belegmeister nur Vorarbeiter, Werkführer, Angestellter des Belegbesitzers, welcher letzterer ihm Glas, Quecksilber und Folie liefert und etwa vierteljährlich darüber abrechnet, der mit ihm über ein bestimmtes Quantum zu belegender Spiegelgläser akkordirt, der ihn nach Erfüllung gewisser, bei solchen Elitearbeitern üblicher Modalitäten, entlassen kann, wann er will. Der Fabrikant sucht so billig wie möglich zu produziren, seine Lieferungsverträge so günstig wie möglich mit dem Belegmeister abzuschliessen. Und dieser sucht sich dadurch schadlos zu halten, dass er die Löhne möglichst drückt, an Stelle der Männerarbeit die Frauenarbeit setzt, so viel wie möglich und so lange wie möglich arbeiten lässt. Jeder Nachtheil, der ihm aus seinem Kontrakt mit dem Belegbesitzer erwachsen könnte, wird auf die Schultern der Arbeiter abgewälzt, die erbittert, aber wehrlos sich diese konstant wachsende Ausnützung gefallen lassen müssen. Den Letzten, sagt ein derbes, gutes Sprüchwort, beissen die Hunde. Die Arbeiter zahlen die Zeche, die Belegmeister finden ihren Vortheil, und der Fabrikant steckt freundlich schmunzelnd den fetten Profit in die Tasche, der ihm aus diesem System erwächst, erwachsen muss. Während in kleineren Belegen die Meister noch selbst mit Hand anlegen, noch selbst mit belegen, sind sie in den grösseren Geschäften nichts als Aufsichtsbeamte, Treiber, Afterunternehmer, öfters zu zweien, um abwechseln zu können, manchmal, wenn sie verhindert sind, oder ausruhen wollen, der Frau es überlassend, die Belege zu überwachen. Früher gab es keine Belegmeister, jeder Beleger beschäftigte Wischerin und eventuell Presserin, rechnete selbst mit den Fabrikanten ab, war besser bezahlt und konnte die Wischerin etc. reichlicher lohnen. Je mächtiger sich die Spiegelmanufaktur entwickelte, um so eifriger bemühten sich die Fabrikanten, wohlfeil zu produziren; ihr Hauptmittel zu diesem Zweck war die Lohnreduktion durch Einrichtung der Belegmeisterei. So kam es, dass

vor 30 Jahren etwa die Löhne der Belegarbeiter sich auf so viel Gulden, wie jetzt Reichsmark, bezifferten. Das Belegmeisterthum hat sich zwischen Kapitalist und Arbeiter als parasitisches Zwischenglied eingeschoben, es bezeichnet einen Schritt vorwärts auf der Bahn der kapitalistischen Exploitation. Was sind diese Meister anders, als Werkzeuge in der Hand der Belegbesitzer, weshalb erhalten sie eine bessere Bezahlung, als um die Produktionskosten durch Lohndrückerei zu verwohlfeilern? Ihnen setzte man eine Prämie aus für die intensivste und billigste Ausnützung der Arbeitskräfte, und ihr Dasein ist eine Quelle des Grolles für die so schon zur Genüge verbitterten Belegarbeiter. Die Belegmeister lassen die von ihnen eingestellten Beleger, Wischerinnen, Presserinnen, Lieferfrauen¹⁷⁾ jetzt vorwiegend in Wochenlohn arbeiten. Natürlich wird darauf gesehen, dass die Arbeiter so rasch und so viel wie nur irgend angeht, arbeiten; ungenügende Leistungen führen Entlassung herbei. Ungenügend vom Standpunkt des mit dem Fabrikanten im Akkordverhältniss stehenden Meisters. Auf diese Weise werden die Leute zu fieberhafter Thätigkeit angetrieben, und so unterliegen sie allen Nachtheilen des Akkordsystems (Ueberarbeit u. s. w.), ohne die Vortheile desselben einzuernten. Diese letzteren fallen vielmehr dem Belegmeister anheim. Je mehr seine Leute fertigstellen, desto grösser sein Gewinn. So herrscht für die Gehilfen ein Arbeitsverhältniss, das ich das indirekte Akkordsystem nennen möchte, das von den ungünstigsten Folgen für Leben und Gesundheit, für die wirthschaftliche Lage der Arbeiter sein muss. Der Belegmeister, der im Stande ist, die erforderliche Kautions (gewöhnlich einige hundert Mark) zu stellen, lässt sich auf ein Unternehmen ein, bei welchem nichts, oder so gut wie nichts zu verlieren, und viel, sehr viel zu gewinnen ist. Die Belegmeister und Belegmeisterinnen, denn auch Frauen sind in dieser Stellung thätig, welche sich vom Geschäfte mit beträchtlichen „Ersparnissen“ zurückgezogen haben, und die jetzt als wohlhabende Leute leben — es sind ihrer nicht wenige — kennt in Fürth jedes Kind, und so manchen unter ihnen

¹⁷⁾ Die Lieferfrauen, auch Lieferinnen genannt, schaffen die Spiegelgläser ins Magazin, räumen auf, gehören überhaupt zu den meistgeplagten Arbeiterinnen.

auch der Fremde, der ihnen etwa auf der Strasse oder im Wirthshause begegnet, wenn er nur ein wenig die Symptome der chronischen Quecksilbervergiftung kennt; denn auch sie leiden meistens, oft in erheblichem Maasse, an Merkurialkrankheiten. Die Entwicklungsgeschichte des Belegmeisterthums lässt sich recht deutlich verfolgen. Erstes Stadium: Selbständiger Beleger, der eine Wischerin beschäftigt, der mit dem Besitzer abrechnet und sich in den Arbeitsverdienst im Durchschnittsverhältniss $\frac{2}{3} : \frac{1}{3}$ mit seiner Hilfsarbeiterin theilt. So wurde vor etwa einem halben Jahrhundert noch durchgängig gearbeitet. Uebergangsperiode von der Kleinproduktion zur Grossproduktion. Zweites Stadium: Der selbständige Beleger wird Meister, der Unternehmer schliesst mit ihm allein ab, wie oben beschrieben, er stellt Leute, arbeitet aber selbst noch mit. Periode des geschäftlichen Aufschwungs, Eroberung des Weltmarkts. Drittes Stadium, moderne Zeit: Vorherrschaft auf dem Markt, Sieg des Grossbetriebs. Der Belegmeister verschwindet vom Belegtisch, er wird ein Vermittler, Aufseher, Treiber. Er zieht den alten Adam des Arbeiters aus, aus der proletarischen Puppe schlüpft in das goldene Sonnenlicht der Kapitalistenwelt der Afterunternehmer. Nicht mehr als Akteur erscheint er auf der ökonomischen Schaubühne, auf welcher die Schauspieler ihr eigenes Leben tragiren, ihre Tragödie leben, er wird zum Regisseur, der im innigsten Einvernehmen mit dem Theaterdirektor steht, dem Kapitalisten, welcher sich zu seinem Nutz und Frommen und zu seinem Vergnügen Jahr für Jahr, Tag für Tag dieselbe Separatvorstellung spielen und von den Darstellern bezahlen lässt. Wir haben das Nacheinander, die Entstehung des Belegmeisters geschildert. Festgestellt sei aber, dass noch heute die drei Entwicklungsformen neben einander bestehen. Namentlich in den Heimbelegen trifft man selbständige — Belegerinnen, wie wir sie bei unserem Besuch in der Scherber'schen Belege gefunden haben. Wir finden die zweite Form besonders in den kleineren Geschäften, hier tritt uns der mitarbeitende Meister entgegen, der die Schlacken des irdischen Jammerthales noch nicht ganz abgestreift hat. Wer zum ersten Male in die eleusinischen Mysterien eingeführt wurde, den nannte man einen Mystes, und solch ein arbeitender Meister ist ein Mystes. Einen Epoptes, einen Auf-

seher, hiess man Denjenigen, der in den dritten und höchsten Grad der Mysterien eingeweiht war: diese letztere Bezeichnung passt recht gut auf den nur noch den Aufseher spielenden Belegmeister des dritten Stadiums, der so vortrefflich in den Geheimdienst der kapitalistischen Mysterien¹⁸⁾ eingeweiht ist. Unser Mystes-Belegmeister arbeitet noch selbst, aber er liebt es, um gegen die gefährlichen Wirkungen des Quecksilbers besser sich schützen zu können, auszusetzen, mit seiner Frau im Belegen und Beaufsichtigen abzuwechseln. „So kommt es“, schreibt mir ein Belegarbeiter, „dass es heisst, dieser und jener geht schon so lange in die Belege, was von den Fabrikanten als Beispiel einem Herrn Kopf (dem mittelfränkischen Fabrikinspektor) sehr gern gesagt wird.“ Das ist ein Kniff, durch dieselben Rücksichten diktirt, welche den menschenfreundlichen Unternehmer veranlassen, bei offiziellen, offiziösen und sonstigen Enquêtes, die sich an seine Adresse wenden, Löhne und Lebensverhältnisse seiner Werkführer, Vorarbeiter und anderer Privilegirter in Durchschnittslohn und mittlere Lebenshaltung seiner Gesamtarbeiterschaft dichterisch umzugestalten. Man meine nur nicht, dass die Musen das Komptoir des Fabrikanten fliehen: den Ungläubigen wird der kühne Schwung der bürgerlichen Phantasie, der in den Mittheilungen über die Lage der Arbeiter sich zeigt, wird die poetische Lizenz, die in solchen Fragen schrankenlos waltet, gar bald eines Besseren belehren. Ueber die Eopten der Quecksilber-Spiegelbelegen, die Meister der modernen Epoche, haben wir oben bereits das Nöthigste gesagt. Sie sind in den grossen Geschäften zu finden. Je weiter aber die Verdichtung der Produktionsmittel in der Spiegelmanufaktur fortschreitet, desto mehr wird dies Aufseher- und Afterunternehmerwesen sich ausbilden. Aus alledem erklärt sich die tiefgehende Verbitterung gegen die Meister, welche ich durchgängig in Belegarbeiterkreisen angetroffen habe, und die in den von mir angestellten Erhebungen wiederholt zum lebhaften Aus-

¹⁸⁾ Sie sind anderer Art als die mysteries, wie die besonderen Gewerke ja bis ins vorige Jahrhundert genannt wurden; bei diesen das Bestreben, die Handwerksgeheimnisse und das Kleinmeisterthum zu sichern, bei jenen die Losung: Grossproduktion, Schöpfung von Mehrwerth, coûte qui coûte — den Arbeiter.

druck kommt: es wird auf's Entschiedenste die Abschaffung des so sehr gehassten Meistersystems gefordert. Niemand wird behaupten wollen, dass die Schuld für die gegenwärtig herrschenden Zustände auf die Häupter der Meister fällt; unsere vorausgegangene Darstellung zeigt ja gerade zur Genüge, dass das Entstehen und die Blüthe dieser Institution ein Erzeugniss der kapitalistischen Entwicklung im Belegergewerbe ist. Ich habe recht verständige Meister getroffen, welche den Sitz des Uebels und die Mittel zur Abhilfe wohl zu beurtheilen verstanden. Aber wir bekämpfen auch nicht den Einzelnen, sondern das System. Ebenso wenig wie den Maklern der Börse bei ihren mehr oder weniger ehrlichen Vermittelungsgeschäften der Löwenantheil in den Schooss fällt, welchen vielmehr die Fürsten der Agiotage und die Bankkönige einheimsen, ebensowenig fahren die Belegmeister in ihre Scheuern der Ernte reicheren Theil, die aus den Anstrengungen der Belegarbeiter emporwächst. Lohnarbeiter, freilich gut, sehr gut bezahlte, weil zu Unteragenten des Kapitals avancirte, Lohnarbeiter sind und bleiben die Meister doch: wer den Missständen in den Belegen gründlich zu Leibe gehen will, muss sich an die Adresse der Besitzer wenden.¹⁹⁾ Nur muss die Adresse in Fraktur geschrieben und von den gesetzgebenden Faktoren unterzeichnet sein.

¹⁹⁾ „Der Stücklohn erlaubt dem Kapitalisten, mit dem Hauptarbeiter . . . einen Kontrakt für so viel per Stück zu schliessen, zu einem Preis, wofür der Hauptarbeiter selbst die Anwerbung und Zahlung seiner Hilfsarbeiter übernimmt. Die Exploitation der Arbeiter durch das Kapital verwirklicht sich hier vermittelt der Exploitation des Arbeiters durch den Arbeiter.“ Marx l. c. S. 567. Die „Denkschrift“ S. 26/27 äussert sich wie folgt: „Allgemeiner Arbeitsbrauch in Fürth ist, dass die Fabrikanten sogenannten Belegmeistern die Arbeit in Stücklohn übergeben. Es ist dann gleichgiltig, ob die Belege dem Fabrikanten gehört oder ein Belegmeister eine sog. Heimbelege einrichtet, in jedem Falle stellt der Belegmeister die übrigen Arbeitskräfte ein, bezahlt sie aus seiner Tasche und das gesammte Untersonal, also das Gros der Arbeiter, steht ausser aller Beziehung zu den Fabrikanten. Diese Arbeitsordnung soll angeblich nöthig sein wegen der Kontrolle über das Material. Es liegt nicht in unsrer Kompetenz darüber Kritik zu üben, es scheint aber doch in Paris und Berlin auch anders möglich zu sein, da bei täglichem Wechsel der Arbeitskräfte wohl nicht einer allein die Verantwortung übernehmen kann. Die Folge der hier gebräuchlichen Methode ist

Doch kehren wir zu der Benditschen Belege zurück. In dem oben geschilderten Belegraum sind an 7 Belegtischen (3 Doppeltischen, 1 einfachen Tisch) 2 Männer und 11 Weiber unter 2 Belegmeistern beschäftigt, und zwar 2 Beleger, 2 Belegerinnen, 4 Wischerinnen, 1 Presserin, 4 Lieferfrauen. Betrachten wir uns einmal das Arbeiten an solch einem Doppeltisch, das „Arbeiten auf zwei Tischen“, wie die Beleger sagen. Diese Doppeltische findet man vorzugsweise in den sog. englischen Geschäften. Ein Beleger, 1 Wischerin und 1 Presserin arbeiten daran. Der Beleger hat dort statt eines, zwei Tische zu versehen, und das bedeutet eine erhebliche Ersparniss an Arbeitskräften und eine intensivere Ausnützung der an solchen Tischen Beschäftigten. Der Beleger macht das Glas bis zum Ablaufen des überschüssigen Quecksilbers fertig und überlässt der Wischerin das Uebrige, so das Abschneiden der überstehenden Folie, das Heben des Glases vom Tische. Dann erhält es die Presserin. In dieser Zeit wird das zweite Glas am anderen Tisch bis zum Ablaufen fertig, während an einfachen Tischen der Beleger das Glas bis zum Pressen fertigstellt. Früher kannte man diese Arbeitsmethode nicht; erst seit einem Vierteljahrhundert etwa ist sie immer mehr aufgekommen. Spiegel von 40/18 (40 Zoll Länge, 18 Zoll Breite) werden mit Vorliebe auf zwei Tischen gemacht. Das Mehr an Verdienst, das dabei erzielt wird, ist kein irgendwie hinreichender Entgelt für die durch das Doppeltischarbeiten beschleunigte intensivere Verausgabung der Arbeitskraft. Die Leistungsfähigkeit eines Doppeltischarbeiters wird auf's Aeusserste angespannt, und seine Gesundheit noch schneller zerrüttet, als diejenige der übrigen Belegarbeiter. Schauen wir uns

nun nothwendig die, dass der Belegmeister, stückweise bezahlt, suchen wird, mit möglichst geringem Zeitaufwand die Arbeit fertig zu stellen, da natürlich bei Einsparen von Tagelöhnern seine Erübrigung um so grösser ist. Ferner werden die Unterarbeiter im Verhältniss sehr schlecht bezahlt und überhaupt liegt die Sorge für ihr Wohlergehen nicht mehr dem eigentlichen Herren und Unternehmer ob, sondern dem Belegmeister, der das unfähig und krank gewordene menschliche Arbeitsmaterial einfach wegwirft und neues einstellt. Wohl mag auch hierin die Behandlung der Arbeiter verschieden sein und mancher Belegmeister keinen Vorwurf verdienen, um so weniger, wenn ihm selbst, wie es vorkommen soll, von dem Fabrikanten die Preise gedrückt werden und er zu thun hat, selbst genügend zu verdienen.“

um in dem Raume, in welchem so eifrig geschafft wird. Hier giesst eine Belegerin das Quecksilber über die Glastafel, dort werden die Platten gewischt, und daneben setzt die Presserin die schweren Gewichte auf die tropfenden Spiegelgläser. Versuche einmal solch einen Holznapf mit dem silberglänzenden Metall zu heben, so gross etwa wie eine kleine Suppenschüssel. Du meinst mit Leichtigkeit die Schale fassen zu können und bist erstaunt, wenn du sie kaum vom Tisch fortrücken kannst. $\frac{1}{4}$ - bis $\frac{1}{2}$ -Zentner-Gewichte sind nichts Seltenes, und doch werden diese wuchtigen Lasten auch von Frauen, oft genug von schwangeren Frauen gehandhabt. Ein Beleger fertigt pro Tag 100—130 Stück Gläser. kleines Maass (30/17, 24/14) oder 90—110 Stück grosses Maass (30/24, 40/18), eine Belegerin 70—80 Stück grosses Maass, 90—110 Stück kleines Maass. Die Belegerinnen verrichten jetzt immer mehr Männerarbeit. Die 30/24-Gläser sind eigentlich Männerarbeit, erklärte mir ein Belegmeister bei Bendit, aber die Frauen führen dieselbe auch bereits aus. Die Arbeiterinnen sind, so erzählen sie, früher Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen etc. gewesen. Die Eine ist durch Arbeitslosigkeit, die Andere durch die Sorge für die Familie in die Belege getrieben worden. Ob sie Kinder hätten? Ja, doch seien sie meist kränklich und schwächlich, erklärte die Eine, und einige seien ihr bereits gestorben, seit sie belege. Nur schwer erhält man von den Arbeitern Auskunft darüber, ob sie merkurialkrank gewesen. Gewöhnlich wird geleugnet; warum, werden wir später sehen. Der eine Belegmeister erklärte mir, er sei kerngesund, dabei hat er das bei Quecksilbererkrankungen symptomatische Spucken und zittert bei den ruhigen Fragen des Fremden am ganzen Leibe. Der Belegraum, in welchem wir stehen, ist für eine solch grosse Anzahl Menschen unseres Erachtens nicht gross genug. Er wird alle acht Tage gereinigt; nicht besonders gründlich, meldet der betreffende Fragebogen. Der Wasch- und Ankleideraum ist von der Belege getrennt, er befindet sich im Hof; er ist zu klein und enthält für 13 Personen 2, sage und schreibe zwei Waschbecken. Männer und Frauen säubern sich dort zu gleicher Zeit, was zur Steigerung des Schamgefühls sicher nicht beiträgt. Bei schlechtem Wetter werden die Fenster geschlossen, nur die Jalousien bleiben geöffnet.

Und doch ist dieser Belegraum der beste im Hause, er ist das Paradelokal, das den Besuchern gezeigt, in welches mit Vorliebe der Fabrikinspektor geführt wird. Im dritten Stock befinden sich noch zwei Belegräume, die bei weitem weniger einladend sind, die mit möglichster Sorgfalt vor dem forschenden Blicke eines Fremden behütet werden. In dem einen beschäftigt an zwei einfachen Tischen ein Belegmeister (er führt die Aufsicht mit seiner Frau zusammen) 1 Belegerin, 1 Wischerin, 1 Lieferfrau. Eine Belegerin fertigt pro Woche 600 bis 700 Stück Gläser kleines Maass (22/13, 20/12), 550 bis 650 Stück grosses Maass (28/22, 26/20). Die Fenster werden bei schlechtem Wetter geschlossen. Der Raum ist eng und winklig; in dem betreffenden Fragebogen heisst es: „Diese Belege ist einer der scheusslichsten Winkel.“ In dem dritten Belegraum, gleichfalls unter dem Dach, schafft der Meister selbst mit 1 Wischerin und 1 Lieferfrau. Die Zustände sind dieselben wie im zweiten Belegraum. Diese zwei Beleglokale im dritten Stock sind der Firma offenbar so an's Herz gewachsen, dass sie nur ungern die Pforten anderen Menschenkindern öffnet. Da die Verhältnisse in denselben durchaus keine guten sind, so drängt sich uns die Frage auf: Wie kommt es, dass der Kommissär des Reichsgesundheitsamtes, der im April 1886 die Fürther Belegen inspizieren sollte, nicht in die Bendit'schen Belegräume im 3. Stock, sondern blos in den Paraderaum im 2. Stock geführt wurde? — Dass überhaupt ein bestimmtes System der Vertuschung herrscht, dafür noch einen anderen gut verbürgten Fall! Am 9. Dezember 1886 wurde Nachmittags 2¹/₂ Uhr in einer mir näher bezeichneten Beleganstalt von den Fabrikherren eine Inspektion angesagt und zugleich befohlen, sämtliche Lokalitäten zu säubern. Es erschienen endlich um 4 Uhr der Herr Dr. Wollner und zwei andere Herren, der eine der Belegbesitzer und Vorstand des Glasbelegerhilfsvereins, Herr Hausmann. Vorher aber wurde noch schnell eine hochschwangere Frau entfernt, und eine zweite in ein kleines Nebenzimmer verwiesen, die letztere wohl deshalb, damit die thatsächlich vorhandene Ueberfüllung des Belegraums für die Dauer der Inspektion beseitigt wurde.

Die Arbeitszeit beträgt bei Bendit im Sommer über 9, im Winter 8 Stunden täglich. Wegen ungünstiger Witterung, Mangels an Glä-

sern etc. wird durchschnittlich im Jahre 50 bis 60 Tage ausgesetzt. Es beträgt der durchschnittliche Wochenlohn eines Belegers 27, 30—36 Mk., einer Belegerin 22—26 Mk., einer Presserin 14—16 Mk., einer Wischerin 12 Mk., einer Lieferfrau 12 Mk. Der Verdienst des Belegmeisters wird auf 60—80 Mk. wöchentlich geschätzt. Hier wie überall aber wird für diejenigen Tage, an welchen man wegen ungünstiger Witterung etc. nicht arbeiten kann, die entsprechende Lohnquote vom Belegmeister abgezogen. Ja, es kommt sogar oft genug vor, dass ein Vierteltag ohne jeden Entgelt gearbeitet wird. Wenn der Arbeiter des Morgens in's Geschäft kommt, hat er die Tags vorher belegten Spiegelgläser zum Trocknen aufzustellen, dann die Belegtische in Ordnung zu bringen; hat er darauf einige Spiegel belegt, und werden dieselben durch die Ungunst des Wetters blau, so schickt der Belegmeister die Leute heim, ohne einen Pfennig zu bezahlen.

In grossen Zügen haben wir ein Bild der Zustände in einer Heimbelege und in einer Fabrikbelege vorgeführt. Sie sind typisch für die Formen des Kleinbetriebs und des Grossbetriebs. Es gibt einige Belegen, die etwas besser, es gibt viele Belegen, welche noch schlechter sind, als die beiden oben geschilderten Anlagen. Wir haben dieser Schilderung nur noch einige wenige statistische Erläuterungen hinzuzufügen.

Die Lage der Belegräume ist von Wichtigkeit. Je freier und je mehr der frischen Luft zugänglich eine Belege ist, je rascher und häufiger der Luftwechsel stattfindet, desto besser für die im quecksilbererfüllten Raume sich mühenden Arbeiter. Ueber 29 Belegen sind in meinen Fragebögen nähere Angaben gemacht worden.²⁰⁾

²⁰⁾ Aktiengesellschaft: 1. Stock im Hinterhaus 1 Zimmer. Bach: 1. Stock 3 Zimmer, 2. Stock 2 Zimmer. Bär: 1 Stock im Hofhaus. Bachmann: 1. Stock 1 Z., 2. Stock, Hofhaus, 1 Z. Gebr. Berlin: Hofhaus, 1. St. 2, 2. St. 1 Z. Bendit: 2. St. 4, 3. St. 1, unterm Dach 1 Z. Die Wolf'sche jetzt Bendit gehörige Belege 1. St. Besold: 1. St. des Hintergebäudes 2 Z. Biedermann u.S.: Hintergebäude 1. St. 2 Z. Binswanger: 1. St. des hintersten Hofhauses 1 Z. und ein etwa 12 Fuss langer Vorplatz, 2. St. unterm Ziegeldach 2 Dachkammern. J. Büchenbacher: 1. St. 2, 2. St. 2 Z. S. Büchenbacher: 1. St. (Anbau) 1 Saal. Cohn: 1. St. des Hintergebäudes 2, 2. St. 2 Z. Ehrlich und Freudenreich: im Hof 1. St., „gleicht mehr“, sagt der betr. Fragebogen

7 Beleganstalten befinden sich danach in Hintergebäuden und 13 in Hofhäusern, was als ein Vorzug sicher nicht betrachtet werden kann. Namentlich wenn man die Baulichkeiten kennt, in denen so viele Belegen ihr Asyl aufgeschlagen haben, eng, winklig, verfallen, dumpf und dunkel, wahre Brutstätten von Krankheiten. In Mansarden, Dachkammern u. s. w. von Hofhäusern befinden sich 5 Beleglokale; die Scherber'schen Belege haben wir als typisch hiefür bereits eingehender geschildert. „Die Luftfülle ist“, wie es in der Denkschrift des ärztlichen Bezirksvereins Fürth (S. 20) heisst, „stets ein relativer Begriff, da es immer wieder auf die Leichtigkeit der Lüfterneuerung, sowie die in einem bestimmten Raum geleistete Arbeitsmenge ankommt. Es sind uns Angaben gemacht worden, dass eine Ueberfüllung der Belegen mit Arbeitspersonal in Fürth nicht selten sei, dass in grösseren Belegen 4, ja 5, in kleinen oft 2 Belegtische stehen, so dass die Insuffizienz des Raumes zur darin sich aufhaltenden Menschenzahl ersichtlich wird. Abgesehen aber von einer Reihe nicht anstössiger Belegräume, bestehen in Fürth eine Menge Belegen theils in den Mansarden der Magazinsanlagen, wo neben geringem Luftkubikinhalt kleine Fenster die an und für sich kümmerliche Ventilation bewerkstelligen sollen, oder mittelst einiger Dachluken ein Gegenzug hergestellt wird. Andere Belegen wieder sind die berüchtigten Heimbelegen, von selbständigen Belegbesitzern in früheren kleinen Werkstätten oder grösseren Familienzimmern, ja in Dachkammern eingerichtet. Diese letzteren speziell haben in allen diesbezüglichen Verhandlungen die schwersten Vorwürfe über sich ergehen lassen müssen und mit Recht, denn in denselben wird bei absolut unzureichendem Schutze auch noch die

„einem Speicher als einer Belege.“ Feuchtwanger: 1. St. im Hofhaus 1 Z. und ein Trockenraum. Fränkel: im Hofhaus unterm Dach 1 Z. Gostorffer: 1. St. des Hintergeb. 1 Z. Gutmann und Clussmann: Parterre 1 Z. Haas: Hofhaus 1. St. 1 Z. Hausmann: 1. St. 2 Z., 2. Beleglokal? Heilbronn: Hofhaus 1. St. 1 Z. Krailsheimer: Vorderhaus 2. St. 1 Z. Lehmann: Hofhaus 1. St. 1 Z., 2. St. 1 Z. Möstel: Hofhaus 1. St. 1 Z. Morgenthau: Hinterhaus 2. St. 1 Z. Ochs: Hinterhaus parterre 2 Z. und ein Stübchen zum Glastrocknen. Offenbacher: Hofhaus 1. St. Otto? Romberg: Hofhaus 1. St. 1 grosses Z. Scherber: unterm Dach im Hofhaus 1 Mansardenzimmer. Schwarzmann: Hinterhaus 1. St. 1 Z.

grösste Arbeitsleistung verlangt. Wir verzichten darauf, diese oft geradezu polizeiwidrigen Belegen hier namentlich aufzuzählen. Sie sind im Munde aller Arbeiter und können jeden Augenblick erfahren werden. Die Lage solcher Belegen kann auch unmöglich den sanitären Anforderungen entsprechen, es sind Fälle bekannt, wo unter den Belegen wohnende Familien erkrankten, und ebenso werden zuweilen Belegen wieder in Familienwohnungen umgewandelt, letzteres allerdings, sofern man es weiss, unter erschwerenden Bedingungen.“ Ueber die Grösse des Raums und die Lage der Belegen äussert sich die „Denkschrift“ (S. 15) wie folgt: „So klar es ist, dass ein Raum, je grösser, sich um so später mit Quecksilber anfüllt, so schwer mag es sein, hier von einem bestimmt zu verlangenden Kubikinhalt zu sprechen. Gesetzliche Vorschriften sind uns von nirgend her bekannt geworden.²¹⁾ Im Allgemeinen mag man wohl berechtigt sein, zu verlangen, dass der Kubikinhalt für jeden in der Belege Weilenden grösser sei, als man ihn für Kranke in den Spitälern oder für Insassen von Gefängnissen etc. beansprucht. Nach neueren Angaben hygienischer Werke soll ein Mensch im nicht künstlich ventilirten Raum ein Minimum von 33 Kubikmetern Luft haben.

²¹⁾ Weshalb die Gesetzgebung im Allgemeinen mit der Fixirung eines bestimmten Luftraumminimums für Arbeitsstätten sich nicht zu beschäftigen liebt, darüber sei Marx gehört. „Es ward wiederholt bemerkt, dass die englischen Aerzte aus einem Munde 500 Kubikfuss Luftraum per Person für kaum genügendes Minimum bei fortgesetzter Arbeit erklären. Nun wohl! Wenn der Fabrikant indirekt durch alle seine Zwangsmassregeln die Verwandlung kleinerer Werkstätten in Fabriken beschleunigt, daher indirekt in das Eigenthumsrecht der kleineren Kapitalisten eingreift und den grossen das Monopol sichert, so würde die gesetzliche Aufherrschaft des nöthigen Luftraumes für jeden Arbeiter in der Werkstätte Tausende von kleinen Kapitalisten mit einem Schlag direkt expropriiren! Sie würde die Wurzel der kapitalistischen Produktionsweise angreifen, d. h. die Selbstverwerthung des Kapitals, ob gross oder klein, durch ‚freien‘ Ankauf und Konsum der Arbeitskraft. Vor diesen 500 Kubikfuss Luft geht daher der Fabrikgesetzgebung der Athem aus. Die Gesundheitsbehörden, die industriellen Untersuchungskommissionen, die Fabrikinspektoren (in England) wiederholen wieder und wieder die Nothwendigkeit der 500 Kubikfuss und die Unmöglichkeit, sie dem Kapital aufzuoktroiren. Sie erklären so in der That Schwindsucht und andre Lungenkrankheiten der Arbeit für eine Lebensbedingung des Kapitals.“ L. c. S. 497. Huxley fordert: „Jeder Mann sollte wenigstens 800 Kubikfuss haben.“

Bei besonders stark verunreinigter Luft, wie in Spitälern, bei schädlichen Fabrikbetrieben etc. soll man mit 60—100 Kubikmeter pro Kopf rechnen. Einen kleinen Anhaltspunkt mögen diese Zahlen auch für unsern Zweck geben. Die Lage der Belege sollte stets so sein, dass sie nicht mit anderen bewohnten Räumen kommuniziert. Diese Kommunikation findet z. B. statt, wenn eine Belege über Wohnräumen liegt, wobei das Quecksilber durch den Stubenboden seinen Weg in die unterliegenden Räume findet.“

Leider konnten meine Gewährsmänner über den Rauminhalt der Arbeitslokale mir keine näheren Mittheilungen machen. Aber in einer offiziellen Schrift, in den Jahresberichten der bayerischen Fabrikinspektoren für 1883 schreibt Herr Kopf: „Ich habe im abgelaufenen Jahre die 26 selbständig arbeitenden Beleganstalten nach dem Rauminhalte ihrer Arbeitslokale untersucht und gefunden, dass das kleinste Lokal 12 Kubikmeter, das grösste 181 Kubikmeter pro Kopf darin beschäftigter Arbeiter hatte. Zwischen diesen weit auseinander gelegenen Grenzen messen:

3	Lokale	zwischen	20	und	30	} Kubikmeter Luftraum pro Arbeiter.
6	-	-	30	-	40	
2	-	-	40	-	50	
4	-	-	50	-	60	
1	-	-	60			
2	-	-	je 71	-	82	
4	-	-	100	-	105	
1	-	-	139			
1	-	-	177			

Von den 5 Heimbelegen wurden 3 auf den Rauminhalt ihrer Lokale untersucht und gefunden, dass dieselben 22 bzw. 31 und 32 Kubikmeter messen.“²²⁾ Es heisst dann weiter: . . . „Es sollte meines

²²⁾ A. a. O. S. 55, 56. Die Zahl der Fürther Beleganstalten im Jahr 1883 gibt er auf 31 an, 26 selbständig und für eigene Rechnung arbeitende und „5 sogenannte Heimbelegen, welche nur für fremde Rechnung arbeiten, daher je nach dem Geschäftsgang mehr oder weniger beschäftigt sind, und bei mangelnden Aufträgen oft längere Zeit feiern.“ Wollner l. c. S. 427 sagt über die Arbeitsräume: „Unter denselben befinden sich 22, welche vollkommen allen Anforderungen genügen, sechs, welche noch nicht alle Bedingungen erfüllen, welche gestellt werden können, doch im Ganzen als gut bezeichnet werden müssen, vier dagegen sind nicht zweckentsprechend, da das Eine oder

Erachtens, soweit ich bei den Besuche dieser Arbeitslokale aus dem eigenen Gefühle des Behagens eine Ansicht gewinnen konnte, ein Beleglokal in der Grösse nicht unter 45 Kubikmeter Luftraum pro Kopf dort beschäftigter Arbeiter herabgehen.“ Den bescheidenen Ansprüchen des mittelfränkischen Fabrikinspektors würden demnach die 3 untersuchten Heimbelegen und 9 Fabrikbelegen nicht entsprechen. Wir meinen aber, dass hier die Ansicht der Aerzte, welche einen zwischen 60—100 Kubikmeter schwankenden Luftraum wünschen, die massgebendere ist. Bemerkt sei ferner, dass sämtliche in meiner Liste des Jahres 1886 aufgezählten Belegen wohl bereits 1883 bestanden haben. Nehmen wir an, dass ein Durchschnittsluftraum von 85 Kubikmetern halbwegs den Anforderungen der Hygiene genüge, so sind von den 1883er Beleganstalten bloss sechs in der Lage, denselben zu entsprechen. Nun ist noch in Betracht zu ziehen, dass die Arbeiterzahl in den Belegen wechselt, dass bald mehr, bald weniger Arbeiter in einem Zimmer beschäftigt sind, und dass also eine Anstalt, die 1883 das Prädikat befriedigend erhielt, 1884 vielleicht schon zu den schlechten Belegen gehörte. Aber, wird ein fabrikantlicher Fridolin einwerfen, die Anordnungen des Fürther „Glasbelegerhilfsvereins zur Erhaltung der Gesundheit der Belegarbeiter“ schreiben ja einen bestimmten Luftraum vor. Artikel 1 des Statuts besagt: „Der Kubikinhalte eines Belegraums darf nicht kleiner sein als 30 Kubikmeter pro Kopf einer jeden in diesem Belegraum beschäftigten Person.“ Wer bewundert nicht den entsagungsvollen Opfermuth der Kapitalisten, der sie Abstinenz üben heisst, Enthaltung von dem für die Gesundheit der Arbeiter nöthigen Luftraum. Der sehr anspruchslose Fabrikinspektor verlangt 45, die Aerzte heischen 60—100 Kubikmeter, und bis zu der schwindelnden Höhe von dreissig Kubikmetern schwingt sich, das edle Dulderhaupt verklärt durch die Aureole des Entbehrungslohns, der Fürther Unternehmer empor. Lassen wir ihn im reinen Aether und wenden wir uns zu der nüchternen Frage: Wer bürgt dafür,

das Andere fehlt. Der nöthige Kubikinhalte fehlte nur bei zwei Belegen und wurde bei einer beseitigt, doch muss hinzugefügt werden, dass der angenommene Minimalkubikinhalte von 30 Kubikmeter pro Kopf von mir als zu gering bezeichnet werden muss.“

dass die Belegbesitzer diesen minimalsten Minimalluftraum auch wirklich festhalten? Die unparteiischsten, sachlichsten, uninteressirtesten Männer, nämlich die Belegbesitzer. Der Glasbelegerhilfsverein ist eine Gründung von Fabrikanten, wird erhalten von Fabrikanten, seine Anordnungen werden kontrolirt von Fabrikanten. Auf's Gerathewohl sei ein Blick in unsere Fragebogen geworfen. In der Beleganstalt von Bach findet man im zweiten Stock ein Dachzimmer, vollgepfropft mit 4 Belegtischen: „Hier ist ein Meister mit Frau und Tochter beisammen und beschäftigt 4 Belegerinnen, 4 Wischerinnen, 1 Lieferfrau.“ Bei Cohn drängen sich in einer Dachstube an 2 Tischen 4—5 Weiber. Die Firma Gostorffer, eine der ältesten Belegen, befindet sich in einem engen von anderen Gebäuden ringsum eingeschlossenen, der frischen Luft schwer zugänglichen Hofraum. Hier ist in einem Zimmer des ersten Stocks ein Meister mit 3 Weibern zusammengepackt. Welche Kniffe bisweilen angewendet werden, um bei einer Besichtigung die vorgeschriebene Anzahl vorfinden zu lassen, ist bereits an einem Beispiel erläutert worden. Thatsächlich sind, wenn auch nur die Zusammenstellung des Herrn Kopf zu Grunde gelegt wird, die räumlichen Verhältnisse in den meisten Belegen durchaus unzulängliche, und das Zusammenschachteln vieler Menschen in kleinem Raum thut um so ärgeren Harm, als die Luft von Quecksilberatomen über und über erfüllt ist.

So wird doch die Ventilation gut sein? Ist sie ja eine Hauptbedingung, um die mit Metaldämpfen geschwängerte Luft durch eine andere zu ersetzen. Nur scheitert hier, sagt die Denkschrift des Fürther ärztlichen Bezirksvereins (S. 15) „die Theorie an der Praxis. Die natürliche Ventilation durch Temperaturunterschied oder Windfänge ist gering anzuschlagen, um künstliche Ventilation herzustellen, brauchte es eine Kraft, die nur maschinell sein könnte und die Anschaffung einer solchen ist bei dem Einzel- und Kleinbetrieb des Belegens kaum thunlich. Die Heizung der Belegen stösst auf eben schon erwähnte Schwierigkeiten (die Gläser laufen, wenn geheizt ist, an, und können nicht trocken genug zum Belegen gebracht werden). Diese Schwierigkeiten sind vielleicht jedoch nicht unüberwindlich, so dass dann eine bessere Ventilation mit Hilfe der Wärme ermöglicht wäre. Wie bei einigermassen

grösserer Betriebsanlage das Postulat einer Ventilation erfüllt werden kann, geht aus der Anlage der neuen Berliner Belege hervor, welche alle Räume, in denen Quecksilber verdampft, durch Luftkanäle mit einem die Ventilation bewirkenden Schornstein, resp. dessen äusserem Rohr, verbindet. In allen Fürther Belegen wird nun die Ventilation nur durch Offenhalten der Fenster bewirkt, um so wirksamer, wenn, was freilich nur selten der Fall ist, auf mehreren Seiten sich solche befinden“. Glasjalousien befinden sich in den Oberflügeln der Fenster sämtlicher 30 in meiner Statistik untersuchten Belegen. Auf die Frage: Ist die Ventilation in Ihrer Belege gut? geben die Fragebögen folgende Auskunft:

Ja	in 5 Belegen, und in 2 Beleglokalen zweier Betriebe
Nein	- 12 - - - 3 - zweier -
Ziemlich	- 5 Belegen
Genügend	- 1 Belege
Nicht besonders,	
mangelhaft . . .	- 3 Belegen
?	- 2 -

Hört man einen Fabrikanten, so wird derselbe nicht genug davon zu erzählen wissen, wie peinlich in seiner Belege darauf geachtet wird, stets die Fenster offen zu halten. Dass das Arbeiten bei offenen Fenstern zu jeder Jahreszeit nur ein kleineres Uebel ist, um das grössere, die durch Luftabspernung entstehende Steigerung der Vergiftungsgefahr, zu vermeiden, dass es die Quelle neuralgischer und rheumatischer Erkrankungen wird, sei nur nebenbei bemerkt. Die Fürther Aerzte urtheilen: „So lange die Witterung günstig, die Luft nicht zu feucht, die Kälte nicht zu gross ist, so lange lässt jeder Arbeiter gerne die Fenster offen. Bei warmer, feuchter Luft, bei Regen, Wind, grosser Kälte etc. laufen die Gläser leicht an („werden blau“) und lassen sich nicht trocken genug reiben und das Belegen wird so unmöglich. Die Belegbesitzer behaupten nun, dann würde einfach nicht gearbeitet, und wir haben manchen Zeugen gehört, dass dies in früheren Jahren thatsächlich mehr als jetzt der Fall war. Jetzt aber ist dies nicht mehr so. Die Angaben unserer 25 (von den Aerzten vernommenen) Arbeiter einigen sich dahin,

dass wenn die Gläser anlaufen, die Fenster geschlossen werden, und zwar in specie erhielten wir folgende Aussagen:

12 geben an: Fenster bei ungünstiger Witterung geschlossen.

1 - - Winter meist zu, Sommer offen.

10 - - Geschlossen, wenn es nicht anders ging, besonders bei pressantem Geschäft.

2 - - Ganz selten geschlossen (heftige Kälte etc.).²³⁾

25.

Ein Belegmeister, also ein Mann aus derjenigen Arbeiterkategorie, auf deren Zeugnis sich die Unternehmer mit Vorliebe berufen, sagt in einem unter den Archivalien des Fürther ärztlichen Bezirksvereins befindlichen Schreiben: „Bei Regen oder Schneewetter müssen die Fenster geschlossen bleiben, da schadet ein Tag Arbeitszeit mehr, als sonst acht Tage bei offenen Fenstern. Wenn natürlich für Ventilation gesorgt wäre, dann wäre es nicht halb so schädlich. Es ist nicht eine Belege hier, die Ventilation hat, sie mögen alle sagen, was sie wollen. Es gibt Löcher von Belegen hier, darin auch noch theilweise 2 Belegtische stehen, die unbedingt geschlossen werden sollten. Ueberhaupt sollten in einer grossen Belege nie mehr als 2 Belegtische stehen. So stehen in grossen 4 bis 5, in kleinen 2; nun denken Sie sich 4 Tische in Gang, und 4 Tische, an denen mit Asche gewischt wird, und dazu bei schlechtem Wetter die Fenster geschlossen. Da wird der Staub in einigen Stunden unerträglich, und doch wird gearbeitet. Wäre hier nun eine ordentliche Ventilation nicht am Ort?“ — Wie die Dinge jetzt stehen, zeigt die aus den Fragebögen ermittelte Zusammenstellung der Antworten auf die Frage: Wird stets bei offenem Fenster gearbeitet?

In 8 Belegen . . . Ja.

- 3 - . . . Meistentheils.

- 19 - . . . Nein, bezw. nur bei schönem Wetter offen, bei ungünstiger Witterung geschlossen.

30.

Nun denke man sich solch eine Belege bei schlechtem Wetter. Die Fenster sind geschlossen, die Glasjalousien offen. Drückend schon

²³⁾ „Denkschrift“ S. 21/22.

lastet die unreine, kohlensäurereiche, quecksilbergeschwängerte Luft auf den Belegarbeitern. Die dumpfen Räume des Hinterhauses, die Mansarde eines Hofgebäudes sind an sich schon keine angenehme Arbeitsstätte, als Belegen sind sie eine ständige Gefahr für die darin Beschäftigten, sie werden zur Hölle, wenn man die Fenster schliesst. Die Lunge, die sich nach einem frischen, kräftigen Athemzuge sehnt, muss eine Luft einathmen, arm an Sauerstoff, reich an metallischem Gift. In dieser dicken, herzbeklemmenden Atmosphäre 8, 9 Stunden zu schaffen, das ist die Aufgabe der an den Belegtisch gefesselten Proletarier. „Wir wollen nun nicht läugnen“, sagt die „Denkschrift“, „dass die Praxis betreffs der Fenster eine verschiedene sein mag; dass manche Beleger, besonders in Geschäften, wo die Lieferung nicht auf den Tag drängt, häufiger die Arbeit einstellen. Im Ganzen ist aber klar bewiesen, dass ein Prinzip betreffs der Ventilation in Fürth nicht besteht, sondern jeder Einzelne arbeitet, so lange er kann und mag. Damit stimmt die Erfahrung einzelner Aerzte überein, die in letzter Zeit bei besonders schlechten Tagen Belegen besuchten und fanden, dass häufig bei geschlossenen Fenstern gearbeitet wurde. Dass bei bereits begonnener Arbeit die Fenster auf Stunden oder länger geschlossen wurden, wenn plötzlich ungünstige Witterung eintrat, haben dem Referenten selbst die humansten Fabrikanten nicht geleugnet. Und in den sogenannten Heimbelegen ist unausgesetztes Arbeiten die Regel.“

Steht nun gar ein Kohlenhafen zum Trocknen der Wischlappen im Zimmer, so verbindet sich der Dampf der ohne Luftzug verbrennenden Holzkohlen und dass im geschlossenen und dadurch wärmeren Raum um so schneller verdampfende Quecksilber, so wirken Kohlenoxydgas und Quecksilberdämpfe einträchtiglich zusammen, um die Arbeiter gründlich zu vergiften. Zwar besagt das schon mehrfach erwähnte Statut des Glasbelegerhilfsvereins unter Art. 4: „Als Trockenöfen dürfen Kohlenhäfen nicht mehr verwendet werden, dafür sind Petroleumhäfen einzuführen“, aber wir haben selbst noch im November 1886 ein Kohlenöfelchen in einer Belege gefunden, und dieser Fall steht nicht vereinzelt da. 1883 vor Erfindung des Statuts, sicherlich nicht! „Viele Symptome von Schwindel, Kopfschmerzen, Ueblichkeit, gastrischen Störungen, denen die Belegarbeiter

unterworfen sind, und die man gewohnt ist auf das Quecksilber zu schieben, mögen dem eingeathmeten Kohlendunst ihre Entstehung verdanken. In unserer Statistik, deren Erfahrungen in 32 Belegen gesammelt sind, haben alle 25 Arbeiter den ständigen Gebrauch dieser Kohlenhäfen angegeben.

4mal sollen dieselben auf der Hausflur vor der Belege stehen.

10mal ist notirt, dass sie dicht neben den Arbeitenden und zwar zwischen Beleger und Wischerin stehen.

1mal steht der Hafen weiter zurück.

10mal fehlt die Angabe über seinen Platz.

25.

14 von den Arbeitern verspürten durch die Nähe der Häfen häufig Schwindel und Kopfschmerzen „oft zum Umfallen stark“.

8 wissen nichts von einer Einwirkung zu berichten.

3 geben nichts darüber an.

25.“²⁴⁾

In allen Belegen wohl bleiben ferner die Holzschüsseln, in denen das Quecksilber aufbewahrt wird, bei Nacht offen stehen, und so verdampft und verstäubt das Gift Tag und Nacht. Nach dem Schluss der Arbeit ist es Regel, „die Fenster zuzumachen und Nachts geschlossen zu halten, damit die Witterung dem Material nichts schade“.²⁵⁾ Tritt der Arbeiter des Morgens in die Belege, so umgibt ihn eine verpestete Atmosphäre. Aber das Material wird geschont, wenn auch des Arbeiters Gesundheit durch diesen Insult geschädigt wird.

„Dem Einen die Perle, dem Andern die Truhe,
O Wilhelm Wisetzky, du starbest so fruhe,
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.“

Eine ständige Klage des Fabrikinspektors ist die Mangelhaftigkeit des Fussbodens.²⁶⁾ 1879 schreibt er: „Es fiel mir auf der mangelhafte Zustand des Fussbodens, der überall nur Bretterboden ist, wenn auch in der Nähe der Belegtische auf den Fugen mit

²⁴⁾ „Denkschrift“ S. 14. ²⁵⁾ Ebdsלבst. S. 22. ²⁶⁾ Jahresber. d. bayer. Fabriken-Insp. für 1879, S. 37; 1880, S. 61; 1881, S. 49; 1883, S. 56.

Blechstreifen beschlagen, und daher bezüglich Quecksilberverzettlung und Reinhaltung sicher ungünstigere Verhältnisse bietet, als z. B. ein in Zement gelegter Boden aus Thonfliesen.“ 1880: „Eine neue Beleganstalt wandte zum ersten Male die wohlthätige Neuerung der asphaltirten Fussböden anstatt der hölzernen an. Es ist klar, dass ein solcher Fussboden nicht allein weit leichter zu reinigen ist, als ein Bretterboden, sondern auch wegen des Mangels an Fugen und Ritzen das bei Holzböden unvermeidliche Ansammeln von Quecksilber in diesen wegfällt, die Luft in einem solchen Lokal daher ärmer an Quecksilberdämpfen sein muss, deren Menge hier und da so bedeutend ist, dass man sofort beim Betreten des Beleglokals den metallischen Geschmack im Munde hat. Nebenbei hat man in dieser Anstalt die Erfahrung gemacht, dass man wegen Wegfalls der Quecksilberverzettlung in Ritzen und Fugen mit einer kleinen Ersparung an Quecksilber arbeitet, dass also die auf den Fussboden verwandten Unkosten nach und nach wieder herauskommen.“ 1881: „Zwei weitere Quecksilberspiegelfabriken haben asphaltirte Fussböden eingeführt; die aufgewendeten Kosten machen sich schon dadurch bezahlt, dass die Arbeit von den Einflüssen der Witterung unabhängiger wird.“ 1883: „Was die sonstige Beschaffenheit der Beleglokale betrifft, so haben dieselben, mit Ausnahme von 3, welche asphaltirte Böden besitzen, sämmtlich Bretterfussböden mit mehr oder weniger klaffenden Ritzen.“ Die aus dem Jahre 1883 stammende „Denkschrift“ sagt: „Der Fussboden ist in den Fürther Belegen fast durchweg gebrettert. In einigen ist nur ein Asphaltboden mit leichter Neigung angebracht, zum Zweck, das Quecksilber besser zu sammeln und damit auch unbewusst sanitär Nutzen bringend. Die Ritzen und Fugen des Bretterbodens nehmen leicht und viel Quecksilber auf. Der Versuch, durch Blechaufschlagen auf die Fugen, das Einlaufen desselben zu hindern, ist sehr harmlos.“²⁷⁾

Ende 1886 war, nach Ausweis der Fragebögen, der Fussboden aus

Holz	in 22 Belegen, und je 1 Beleglokal zweier Betriebe,
Asphalt	- 2 - - 1 Lokal eines Betriebs,

²⁷⁾ S. 22.

theils Holz,
theils Asphalt in 2 Beleglokalen eines Betriebes,
Unbekannt . . - 4 Belegen

Zusammen 30 Belegen.

Eine irgendwie erhebliche Besserung ist demnach nicht eingetreten. Trotz der klaren Ausführungen des Fabrikinspektors hängen die reichen Fürther Belegbesitzer mit Zähigkeit an der alten, schädlichen Einrichtung, konservativ da, wo Kosten sich einstellen, die sie als faux frais der Produktion betrachten, nämlich Ausgaben zum Schutze der Arbeiter, aber in fortschrittlichen Siebenmeilenstiefeln einherschreitend, wo es gilt, irgend einen Profit durch gesteigerte Ausbeutung der Arbeitskraft herauszuschlagen. Diese Doppelnatur des Kapitalisten ist eine internationale Erscheinung, die sich offenbart in den irischen scutching mills, wie in den französischen Kohlengruben, in der christlich-germanischen Zündholzfabrik, wie im belgischen Eisenwerk.

„Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!“

Ist auch der asphaltirte Fussboden für die meisten Fürther Belegen nur ein frommer Wunsch, so wird desto sorgfältiger mit dem Material gewirthschaftet. Der beim Belegen durch das Abschneiden der amalgamirten Foliestreifen sich bildende Abfall, die zum Aufsaugen des abtröpfelnden Quecksilbers vernützte Folie, das von misstrathenen oder alten Spiegeln abgeschabte Amalgam u. dgl. (Krätze genannt), Alles das wird gesammelt und sublimirt — „geläutert“ sagen die Arbeiter —, um das darin enthaltene Quecksilber und Zinn wieder zu gewinnen. In Nürnberg besteht ein eigenes Geschäft, das die Sublimirung der Abfälle im Auftrage der grösseren Belegbesitzer ausführt. Das so mit einigen Prozenten Gewichtsverlust gewonnene Quecksilber wird wieder zum Belegen verwendet, das Zinn wandert, in kleine Planschen gegossen, in die Zinngiessereien. Dieser profitliche „Abgang“ spielt im Haushalt der Belege eine grosse Rolle, in gar manchen Betrieben häuft sich in Ecken und Winkeln der werthvolle Unrath auf. Doch mit dieser Aufspeicherung ist es nicht abgethan. Du trittst in eine Belege und siehst eine Arbeiterin vor einem Apparat beschäftigt,

nicht unähnlich einer Weinkelter. Das ist die „Russpresse“, in welcher der gewaschene Kehricht der Belegen gepresst wird, um Quecksilber für das Belegen zu erhalten. Die Woche geht zu Ende, das gelieferte Quecksilber fängt an auszugehen, und so muss denn der „Russ“ herhalten. Dabei wirbelt der Schmutz der Dielen und der Quecksilberstaub in dichten Wolken um den an der Presse thätigen Arbeiter. In verschiedenen Geschäften tragen die Arbeiter zwar Schutzdeckel vor Mund und Nase, um sich vor dem Einathmen des Giftstaubes einigermaßen zu schützen. Aber in einer ganzen Anzahl von Betrieben wird ohne jede Vorsichtsmassregel die Quecksilberkelter in Bewegung gesetzt.

Oben ist erzählt worden, wie man die Glastafeln belegt und presst. Um die Belege laufen breite Holzkästen, mit etwas geneigten Rinnen am Boden versehen. In diesen lässt man die Gläser stehen, damit der letzte Rest nicht amalgamirten Quecksilbers abläuft, das dann in den Rinnen langsam verdunstet. Das heisst also: Der zur gewerblichen Verarbeitung eines der allergefährlichsten Gifte bestimmte Raum, die Arbeitsstätte, dient zu gleicher Zeit als Trockenraum. Die Zeitdauer des Trocknens ist verschieden, sie schwankt zwischen acht Tagen und vier Wochen. Ueber die 30 Belegen der 1886er Statistik²⁸⁾ ermittelte ich als Trockenzeit:

1—2 Wochen in	7 Belegen		
2—3	-	17	-
2—4	-	1	-
3—4	-	3	-
unbekannt wie lange	-	2	-

30

Man wird nicht leugnen können, dass diese Einrichtung auf's Vortheilhafteste die Höhe der Produktionskosten beeinflusst. Nur billig, recht billig, ist die Losung. Was 1883 die „Denkschrift“ sagte (S. 13): „So sahen wir leider, dass in Beleganlage und Arbeitsart auch nicht die leiseste Vorsicht geübt wird,“ das gilt auch

²⁸⁾ Ich werde der Kürze halber von jetzt an stets so die von mir im November-Dezember 1886 angestellten, schon öfter benutzten Erhebungen bezeichnen.

heute noch für die Mehrzahl der Fürther Geschäfte. Wenden wir uns nun zu den Arbeitern!

Dass die peinlichste Reinlichkeit eine Hauptbedingung für das Arbeiten in den Belegen ist, leuchtet ein. Vor Allem muss darauf gesehen werden, dass die Kleider, welche der Arbeiter während der Arbeit trägt, nicht ausserhalb der Belege benützt, dass der Kleiderwechsel streng beobachtet wird. Artikel 5 des Glasbelegerhilfsvereins sagt: „Es ist Sorge zu tragen, dass jede in der Belege thätige Person vor Beginn der Arbeit und nach Schluss derselben die Kleider wechselt oder Ueberkleider anlegt. Die Arbeitskleider sollen wöchentlich gewaschen werden. Zur Unterbringung der Kleider ist ein Raum ausserhalb der Belege anzuweisen.“ Diese Anordnungen erinnern an die englische Fabrikgesetzgebung von 1802 bis 1833, von welcher Marx sagt: „Das Parlament erliess 5 Arbeitsakte von 1802 bis 1833, war aber so schlau, keinen Pfennig für die zwangsweise Ausführung, das nöthige Beamtenpersonal u. s. w. zu votiren. Sie blieben ein todter Buchstabe.“²⁹⁾ Und bei den Fürther Anordnungen hat man es mit fabrikantlichen Privatabmachungen zu thun. Es ist leicht zu befehlen, dass die Kleider gewechselt, dass Ueberkleider angelegt werden sollen. Aber die Arbeiter müssen auf eigene Kosten sich diese Ueberkleider anschaffen, und der Lohn, welchen sie im Durchschnitt erhalten, setzt sie nicht so leicht in den Stand, sich den Luxus mehrerer Anzüge zu gestatten. Wer kontrollirt denn das Waschen der Arbeitskleider? In Berlin haben die Unternehmer die Ueberkleider zu liefern. Entschieden wurde aber diese vernünftige Forderung von den Fürther Kapitalisten zurückgewiesen. Mit dünnen Worten erklärte man, die Anschaffung solcher Ueberkleider sei nicht nöthig, da ja die Arbeiter bereits solche besäßen. Als ob es darauf ankäme? Kleider, Wäsche, Haut der in einer Belege beschäftigten Personen werden von Quecksilber bestäubt und durchtränkt. Das Tragen von Ueberkleidern hält aber das Eindringen von Quecksilbertheilchen nicht völlig von den unter der Schutzhülle getragenen Kleidern und vom Körper ab. Und was bedeutet der Kleiderwechsel? „Derselbe ist ein ziemlich

²⁹⁾ L. c. S. 270.

allgemeiner. Nur ist das, was gewechselt wird, wieder vollständig dem Belieben des Einzelnen überlassen. Die Männer vertauschen meist den Rock mit einem anderen, binden eine Schürze vor und setzen eine Kappe auf, die Hosen aber wechseln sie nicht, oder doch erst zu Hause, wo dann die in der Belege getragene in der bewohnten Stube hängen bleibt. Manche wechseln zu Hause auch das Hemd. Die Frauen ziehen meist über die andere Kleidung Rock, Jacke, Schürze und Kopftuch. Manche wechseln nur die Jacke, nicht den Rock. Manches Atom Quecksilber mag durch die nicht abgelegten Kleidungsstücke in die Wohnungen verschleppt werden und so auch zu Hause den Arbeitern gleiche, wenn auch nicht so intensive Schädlichkeiten wie bei der Arbeit bereiten. Die Kleider hängen vor der Belege auf dem Hausflur, ein eigenes Lokal dafür existirt nirgends, wohl aber gibt es zuweilen Heimbelegen, in denen die abgelegten Kleider in der Belege hängen müssen!! da sie im Gange vor Dieben wohl nicht sicher sind.“³⁰⁾ Der mittelfränkische Fabrikinspektor schreibt 1879: „Ferner muss es auffallen, dass nach meiner Beobachtung in allen besuchten Fabriken ein eigentliches Garderobezimmer, verbunden mit genügender und etwas appetitlich eingerichteter Waschgelegenheit fehlt, dass es vielmehr den Arbeitern überlassen ist, ihre abgelegten Kleider zum Theil neben der offenen Thür des Belegzimmers aufzuhängen.“³¹⁾ Unter solchen Umständen sinkt der Kleiderwechsel zu einer rein symbolischen Handlung herab. Soll der Arbeiter sich einigermaßen schützen, so muss er sich vollständig umkleiden, die Wäsche wechseln, sich gründlich von Kopf bis zu Fuss abwaschen, ein Bad nehmen. Der Fabrikinspektor äussert sich 1879: „Es muss dieser Mangel (an Einrichtungen zur Vornahme von Waschungen) um so mehr auffallen, als man ja in ganz ungefährlichen Fabriken aller Branchen solche Einrichtungen, selbst Badegelegenheit findet, während die möglichste Reinlichkeit und Hautpflege für den Umgang mit Quecksilber doch das hauptsächlichste Schutzmittel bildet.“ Und 1883 klagt er: „Nur in einer Beleganstalt fand ich eine Waschvorrichtung zur Verfügung der Arbeiter behufs Vornahme der zur Vermeidung von Erkrankung so nothwendigen Reinigung nach beendeter Arbeit.“³²⁾

³⁰⁾ „Denkschrift“ S. 23. ³¹⁾ L. c. S. 37. ³²⁾ L. c. S. 57.

„Die Körperpflege unserer Arbeiter besteht nun meistens in Händewaschen beim Verlassen der Belege, oft wohl erst zu Hause. Viele waschen Abends den ganzen Körper. Dazu schwanken und gurgeln wohl alle mehrmals täglich, wenn sie nach Hause kommen. Hört man aber die Mittel, die sie in bunter Reihe als Substrat ihrer Gurgelwässer angeben, so bekommt man sofort wieder den alten Eindruck der zwanglosen Willkür, die überall herrscht. Neben dem chlorsauren Kali hören wir nennen: Alaun, Essig, Seife, Spiritus, Salbei, Asche, blankes Wasser warm und kalt.“³³⁾ Die Anordnungen des Glasbelegerhilfsvereins schreiben vor: „Unmittelbar nach dem Verlassen der Belegräume hat jede darin beschäftigt gewesene Person Hände und Gesicht gründlich abzuwaschen, sich mit Gurgelwasser aus chlorsaurem Kali zu gurgeln und den Mund zu spülen. Der Betriebsunternehmer hat die Waschgefässe, das chlorsaure Kali sowie den erforderlichen Raum zu stellen.“ Das ist Alles.

Wie stehen die Dinge jetzt? Aus der 1886er Statistik ergibt sich: Es hatten 11 Beleganstalten einen besonderen Wasch- und Ankleideraum. Fünf davon, eine Waschküche, eine Steinkohlenremise, ein Hofzimmer, ein Raum im Erdgeschoss und ein Parterrelokal wurden für ungenügend erklärt, und zwar wegen der Enge des Raumes, wegen ungenügenden Waschgeschirrs, wegen der Unschicklichkeiten, die bei dem zu gleicher Zeit in demselben Raum erfolgenden Waschen von Männern und Frauen sich ergeben. Eine Waschküche und eine Parterrelokalität wurden für genügend, zwei Lokale für ziemlich genügend erklärt. Ueber zwei Waschräume ist nichts Näheres mitgetheilt. Ueber drei Belegen mangelt überhaupt die Auskunft. Von den übrigen Belegen wird wenig Tröstliches gemeldet. Auf den Gängen wäscht man sich und wechselt man die Kleider, besondere Einrichtungen existiren nicht. Flüchtig wäscht sich der Arbeiter, rasch wird ein wenig gegurgelt, und dann eilt er nach Hause.

Die besser gestellten Arbeiter, vor Allem die Belegmeister, werden ihrer Körperpflege Zeit und Geld opfern, aber die grosse Masse der schlecht bezahlten Belegearbeiter kann nicht täglich die

³³⁾ „Denkschrift“ S. 23.

Wäsche wechseln, kann nicht die so nützlichen Bäder nehmen.^{33 a)} „Bäder,“ sagt die „Denkschrift“, „werden zwanglos und wahrscheinlich in sehr geringer Zahl genommen. Der Mittheilung in dem zitirten magistratischen Gutachten, dass Schwefelbäder nicht von allen Arbeitern gut vertragen würden, stellen wir die Behauptung entgegen, dass noch kein Schwefelbad von einem Quecksilberarbeiter dahier aus Vorsorge gebraucht worden ist; im Spital bekommen die Tremorkranken zuweilen einen Zusatz von Schwefelleber zum Bad. Von einem Nichtvertragen ist aber selbstverständlich nie etwas bekannt geworden. Manche Arbeiter aus früheren Jahren badeten regelmässig alle 8 Tage und nahmen alle paar Monate ein Dampfbad. Die Frauen thun dies viel seltener, wohl der Kosten wegen. Manche lange Jahre in Arbeit Stehende kamen fast nie in ein Bad, Andere nur im Sommer in den Fluss. Durch Vermittlung des Kontrollarztes der hiesigen Dampfbadeanstalt erhielt Referent ein Verzeichniss der in den letzten Jahren verabreichten Dampfbäder. Darnach wurden von Quecksilberarbeitern Dampfbäder genommen:

1883 6.	1879 10.
1882 6.	1878 12.
1881 6.	1877 18.
1880 8.	1876 13.

Von genommenen Schwefelbädern ist in der genannten Anstalt nichts bekannt. Dampfbäder werden ungemein selten genommen. Alle Ausgaben für Bäder hat der Arbeiter selbst zu tragen.“

Mir schreibt, um das Bild zu vervollständigen, ein Beleger: „Mit dem Kleiderwechsel bei den meisten Personen ist es schlecht bestellt durch den schlechten Lohn, welchen die Arbeitsleute erhalten. Das viele Aussetzen frisst den Leuten ihre Sparpfennige auf. Deshalb sind die Leute nicht im Stande, mehr Kleider sich zu kaufen, als was die Nothdurft erheischt. Deshalb kommt es häufig vor, dass diese armen Leute denselben Anzug, den sie während der Arbeit anhaben, die ganze Woche, auch ausser der Belege,

^{33 a)} Seitdem dies geschrieben (Anfang 1887), ist vom Glasbeleger-Hilfsverein Badezwang — jede Woche ein Wannenbad — eingeführt worden. Die Kosten zahlen die Unternehmer.

tragen müssen, weil es eben der einzige ist, den sie besitzen. Deshalb wäre es sehr am Platze, wenn die Herren Fabrikanten ihren Arbeitern und Arbeiterinnen zwei Arbeitsanzüge halten würden, damit man den einen davon immer reinigen könnte.“ Holländische Reinlichkeit finden wir sicher nicht in den Belegen, ja nicht einmal genügende Vorkehrungen zur Beseitigung der ärgsten Missstände sehen wir getroffen.

Essen und Trinken in der Belege ist zwar streng untersagt, indessen geschieht es doch manchmal. Eigenthümlich ist es, wenn „viele Fabrikherren“, wie die „Denkschrift“ berichtet, „über den Unverstand der Arbeiter, besonders der weiblichen“, sich ereifern, „die oft grössere Mahlzeiten in der Belege selbst einnehmen“. Aber doch stellen sie immer mehr Weiber ein. Aus der unverhältnissmässig langen Arbeitszeit erklären sich solche „Exzesse“ von selbst.

Damit kommen wir auf das Kapitel der Arbeitszeit. Die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Verkürzung der Arbeitszeit in den Quecksilberbelegen ist bereits im II. Abschnitt wiederholt betont worden. Denn die Bestimmung im Statut des Glasbelegerhilfsvereins: „Der Aufenthalt in den Belegen darf die Dauer von acht Stunden nicht überschreiten“, steht thatsächlich nur auf dem Papier, ist als Machwerk eines Kapitalistenkartells der Willkür der Unternehmer überantwortet. In Wirklichkeit herrscht der Belegbesitzer, kraft der ihm eignenden Seigneurialrechte auf Leib und Leben der Arbeiter, diesen solche Arbeitszeit auf, wie er es im Interesse seiner Produktion für nothwendig erachtet. Es steht nun fest, dass die extensive Grösse der Arbeit in den Fürther Belegen sich nicht innerhalb der Grenzen des vom Statut vorgeschriebenen Arbeitstages hält. Auch wenn dies geschähe, so würde die Arbeitszeit nichtsdestoweniger eine viel zu lange sein. In Berlin wurde nur 12 Stunden, dann in Folge des Druckes der Konkurrenz, nur 16 Stunden wöchentlich in der dortigen Quecksilberbelegeanstalt gearbeitet. In Fürth hat man 48 Stunden wöchentliche Giftarbeit schlimmster Art. „Es ist von verschiedenen Seiten“, heisst es in der „Denkschrift“, „behauptet worden, dass die Arbeiter nur 4—6 Stunden belegten, und dass durch zahlreiche Unterbrechungen eine noch geringere durchschnittliche Arbeitszeit herauskomme. Dieser Punkt scheint uns

einer speziellen Erörterung bedürftig. In erster Linie ist es gleichgiltig, ob die Arbeiter in dem von Quecksilber geschwängerten Raum immerfort belegen oder ob sie zeitweilig Gläser stellen, pressen etc., da sie ja auch während dieser Verrichtungen sich in der Belege befinden; zweitens ist nach unsern Erhebungen die Arbeitszeit der hiesigen Belegen in den letzten Jahren im Sommer von 8—12 und von 1—6, zuweilen von 2—6, also 9, manchmal 8 Stunden, in einer älteren Heimbelege waren es sogar 10 Stunden.

10 Stunden Arbeitszeit gaben an	1
9 „ „ „ „ „	15
8 „ „ „ „ „	4
Fraglich	4
5 Stunden arbeitete ein älterer Beleger	1

Summa . . . 25

Im Winter wird einfach gearbeitet so lange es Tag ist, da bei künstlicher Beleuchtung wohl der Reflexe des Quecksilbers wegen nicht belegt werden kann. Die Vorarbeiten mögen trotzdem bei Dämmerlicht vor sich gehen können, so dass immer noch $7\frac{1}{2}$ bis 8 Stunden täglicher Arbeit übrig bleiben.

Es gaben an

$\left. \begin{array}{l} 8-12 \\ 1-5 \end{array} \right\} 8 \text{ St.}$	
respektive so lange es Tag ist	19
fraglich	5
ca. 4 Stunden ein älterer Beleger . .	1

Summa . . . 25.³⁴⁾“

So stand es 1883.

Was will es also heissen, wenn Herr von Kerschensteiner in seinen Beobachtungen über das Jahr 1873 begeistert ausruft: „Die Arbeitszeit ist die kürzeste, die mir von Arbeitern überhaupt bekannt ist, von 9—12 Morgens und von 2—6 Abends, im Winter bis 5 Uhr.“ Als ob das Arbeiten in einer Quecksilberbelege so ungefährlich, so gesund ist, wie das Ertheilen von Konsultationen

³⁴⁾ S. 24 ff.

im eleganten Sprechzimmer Vormittags 8—10, Nachmittags 2—4 Uhr. Bedeutet nicht die Giftarbeit der Quecksilberbeleger das Doppelte gewöhnlicher Arbeitszeit in unschädlicherem Betriebe? Worauf gründet der Herr Regierungskommissär diese seine Behauptung, er, der vom bayerischen Staatsministerium des Innern nach Fürth geschickt worden ist zur Untersuchung „der Fürther Industrie in ihrem Einfluss auf die Gesundheit der Arbeiter.“ Man sollte meinen, dass er zu seinem günstigen Urtheil durch eine genügend grosse Zahl von Beobachtungen gelangt ist. In Fürth gab es damals mehr als zwei Dutzend Quecksilberspiegel-Belegen. Die Spiegelmanufaktur ist zwar einer der hervorragendsten Erwerbszweige Fürth's, seit 1847 spielt, wie im II. Abschnitt gezeigt worden ist, der Kampf um die Einführung von Schutzmassregeln in die Belegen, zwar wüthet der Merkurialismus furchtbar unter den Belegarbeitern, aber der Herr Medizinalrath besucht nur Eine Quecksilberbelege. Nachdem er eine Silberbelege besichtigt, begiebt er sich in die Quecksilberspiegel-Belege von M. J. Büchenbacher, deren „palastähnlicher Vorderbau“ und deren „prächtige Hofräume“ ihm so ausserordentlich gut gefallen. „Mittwoch den 5. November begab ich mich in die Spiegelglasfabrik von M. J. Büchenbacher, Schwabacherstrasse 44“ Das ist Alles, was er gesehen hat, und aus seinen, in dieser einzigen Anstalt gemachten Erfahrungen zieht er seine Schlüsse über die Zustände in den Fürther Belegen. Weil bei Büchenbacher „die Arbeitsräume, insbesondere die Belegsäle sehr hoch, luftig, ungeheizt sind“, erklärt er schlankweg: „Die Arbeitslokalitäten in den grösseren Etablissements sind nunmehr der Gesundheitspflege entsprechend.“ Wir verweisen auf die oben gegebenen Ausführungen des Fabrikinspektors Kopf und der Fürther Aerzte über den Luftraum und die Einrichtungen der Belegen. Herr Kopf und die Aerzte haben die Belegen in Augenschein genommen, durch jahrelange Beobachtung die einschlägigen Verhältnisse genau kennen gelernt; Herr von Kerschensteiner kam, sah eine einzige Belege und lobte. Weil bei Büchenbacher ihm mitgetheilt wird, dass von 9—12, von 2—6 Uhr gearbeitet wird, versteigt er sich zu dem Satz: „In den grösseren Etablissements ist die Arbeitszeit eine sehr kurze.“ Die Thatfachen enthüllen dies dagegen als völlig unrichtig. Es genügt, die eben

wiedergegebenen Daten der „Denkschrift“ gegenüberzustellen, um seine Unhaltbarkeit unwiderleglich nachzuweisen. Wenn der Kerschensteiner'sche Bericht auch nichts Anderes bewirkt hat, das Gute hat er zum mindesten, ein helles Schlaglicht auf die Entwicklungsgeschichte amtlicher Gutachten und Erhebungen zu werfen.

Wie stehen die Dinge jetzt? Ueber die 30 von mir bezw. meinen Gewährsmännern untersuchten Belegen ermittelte ich eine Arbeitszeit

Im Sommer					Im Winter				
von 8 Stunden in 6 Belegen					von 6 Stunden in 3 Belegen				
-	8½	-	-	5	-	-	-	1	-
-	9	-	-	12	-	-	-	12	-
-	9½	-	-	3	-	-	-	8	-
-	10	-	-	2	-	-	-	4	-
Unbekannt wie lange in 2					Unbekannt wie lange in 2				
Im Durchschnitt ein Arbeitstag von 9 Stunden im Sommer.					Im Durchschnitt ein Arbeitstag von 7 Stunden im Winter.				

Der Fürther Bezirksgerichtsarzt sagt kurzweg: „Im Durchschnitt wird der Wahrheit entsprochen, wenn eine acht- bis neunstündige Arbeitszeit angenommen wird Seit zwei Jahren ist durch eine Uebereinkunft der Arbeitgeber die Arbeitszeit auf 8 Stunden festgesetzt worden. Ob dieselbe streng eingehalten wurde, ist trotz der angedrohten Konventionalstrafen immerhin fraglich, da es an dem geeigneten Aufsichtspersonal fehlt, und sind mir hierüber einzelne Klagen zu Ohren gekommen.“ (Wollner l. c. S. 423.)

In zwei Heimbelegen gibt es auch Sonntagsarbeit. Die Mittagspause währt 1 bis 1½ Stunden. In dem bereits erwähnten Schreiben eines Belegmeisters heisst es: „Die Arbeitszeit währt im Sommer und Winter von 8—12 Uhr, Nachmittags von 1—6 Uhr im Sommer, im Winter so lange man eben sieht. Hier wäre es sehr am Platze, die Arbeitszeit um etwas abzukürzen, etwa auf die Zeit von 8—11 Uhr Vormittags und von 1—5 Uhr Nachmittags, im Winter von 1—4 Uhr. Und aus folgenden Gründen: in der Belege zu sein ist es übrig lange genug, und dann sind die Belegen grösstentheils im oberen Stadttheil, und die Arbeiter wohnen meistens in der mittleren und unteren Stadt. Wenn ein Arbeiter um 12 Uhr

von der Belege weggeht, und um 1 Uhr wieder da sein soll, Essenszeit mitgerechnet, kann er sich unmöglich ordentlich waschen, und wenn, hetzt er sich so ab, dass sämtliche Nerven in einer immerwährenden Aufregung sind, und das schadet sehr.“ Wir wissen, dass die überwiegende Mehrheit der Belegarbeiter Weiber sind; die verheiratheten unter diesen sind natürlich nicht im Stande, um ihren Haushalt sich zu kümmern und mit der Pflege und Wartung ihrer Kinder abzugeben. „Von der Beleg' geht's heim, da wird's Essen 'nuntergewürgt, ich hab' keine Zeit, mein Kind zu säugen,³⁵⁾ ich muss fort in's Geschäft,“ erzählt eine Belegerin. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass ein neunstündiger Arbeitstag in einer Belege einem vierzehnstündigen in einem ungefährlicheren Gewerbe entspricht. Ja, er bedeutet mehr als der letztere: in anderen Gewerben sind die Berufskrankheiten zum Theil sekundäre Erscheinungen, d. h. sie können durch rationell geregelte Arbeitsweise, durch gründlichen Arbeiterschutz beseitigt oder auf ein Mindestmass beschränkt werden. Das Arbeiten mit gewerblichen Giften schliesst aber von vorherein die Vergiftungsgefahr in sich, und das Quecksilber steht unter den gewerblichen Giften als eines der allergefährlichsten in der vordersten Reihe. Je länger und häufiger der Arbeiter also in der Belege thätig ist, um so sicherer und nachhaltiger wirkt die Vergiftung. Abgesehen von radikaleren Massregeln, ist demnach eine Reduzirung der Arbeitszeit ein unbedingtes Erforderniss, damit nicht wie bisher das freie Spiel der wirthschaftlichen Ausbeutung so schnell und so massenhaft Menschenhekatomben opfert. Die Gefahr wird potenzirt durch die Jämmerlichkeit der Arbeitsbedingungen, wie wir sie in der Mehrzahl der Belegen vorgefunden haben, durch den Mangel an irgendwelchen genügenden Vorsichtsmassregeln, durch das Fehlen der elementaren gewerbehygienischen Schutzvorrichtungen, durch die klägliche Anlage der Arbeitsräume, das Fehlen einer Ventilation, die wirklich diesen Namen verdient,

³⁵⁾ Das naive Mittelalter hatte über solche Dinge andere Ansichten. So sollten in Alzey die Fröner und Frönerinnen „schneiden zween Tage, und soll die Frau,“ wenn sie ein kleines Kind hat, „dreimal im Tage heimgehen, ihr Kind säugen.“ Janssen l. c. S. 281. Ueber solche Velleitäten ist das Jahrhundert des freien Arbeitsvertrages erhaben.

durch das ganze System, das auf die peinlichste Schonung des Sachmaterials als Trumpf die rücksichtsloseste Behandlung des Menschenmaterials setzt, das den Zwergbetrieb vernichtet und seine Schäden in die grosskapitalistisch wirthschaftende Manufaktur hinübernimmt und so verewigt. Stunde für Stunde, Tag für Tag, während das Quecksilber unbarmherzig Mark und Knochen durchwühlt, unheilbares Siechthum bringend, hinein in die Belege! Woche für Woche, Monat auf Monat, so lange du dich regen und rühren kannst, gehe an den Doppeltisch, du Beleger! Nur weiter die Glastafel spiegelblank geputzt, du Wischerin, wenn auch das Gift dir die Glieder schüttelt und die Hand kaum noch die Platte halten kann! Nur immer mehr Spiegelgläser gepresst, getrocknet und herabgeschleppt in's Magazin! Watet in Quecksilber, athmet Quecksilber, imprägnirt damit eure Leiber, ihr müsst arbeiten, denn ihr seid exekutirt vom Hunger. Und erst, wenn ihr zusammenbrecht, wenn der Merkurialismus mit eiserner Faust euch schüttelt, wenn ihr Material ruinirt, Gläser zerbricht, wenn die Spiegel missrathen, dann erst seid ihr krank. Speichelfluss, leichtes Zittern, all die Symptome achtet ihr nicht, wenn das Quecksilber euch nicht Einreiber und Wischlappen aus der Hand schlägt. Wenn, wie es in der Belegersprache heisst, ihr „hin seid,“ dann feiert ihr.

Aber, wird man einwerfen, es soll ja an vielen Tagen die Arbeit ausfallen, theils des Wetters, theils des Mangels an Arbeit wegen, und dann haben ja die Belegarbeiter seit dem Bestehen des Glasbelegerhilfsvereins, also seit 1885, das Recht, alle 24 Monate 2 Monate zu feiern und eine Unterstützung für diese Zeit zu beanspruchen.

Betrachten wir zunächst den ersten Einwurf, dass an vielen Tagen die Arbeit ausfalle. Die Wetterfrage ist bereits besprochen worden. So lange es irgendwie die Witterung zulässt, wird eben gearbeitet. Hören wir die „Denkschrift“: In Zahlen lässt sich ohne genaue Buchführung schwer angeben, wie oft das Wetter, wie oft Geschäftsstockung (Glasangel) eine Arbeitsaussetzung bedingte. Doch geht aus unserm verwendbaren Material hervor, dass der Tage des Aussetzens sehr wenige sind, dass in manchen Belegen, besonders den Heimbelegen, fast nicht pausirt wird.

Unsere 25 sagen aus:

Arbeit wurde ausgesetzt:

Nichts bekannt	10
Selten, kaum nennbar	9
Oefter und längere Zeit . . .	5
Fraglich	1

Summa 25.

Ein Beleger gibt an, im Winter 1882 einen Tag ausgesetzt zu haben. Eine Frau berechnet den Zeitausfall in 7 Jahren auf $\frac{1}{2}$ Jahr, eine andere auf ca. 1 Monat im Jahr. Doch sind dies alles approximative Schätzungen ohne bindenden Werth. Ein anderer Beleg ist deutlicher; Referent bekam das Arbeitsbuch eines Belegers, das längere Wochen täglich Verdienst und Arbeitsleistung jeden Tages verzeichnet enthält. Da diese Aufzeichnungen ein gutes Bild von der Arbeitszeit in einer noch nicht einmal forcirt betriebenen Heimbelege geben, setze ich einen Auszug bei.

Ende 1876.

1877.

	6 Arbeits- Tage	Fehlen		6 Arbeits- Tage	Fehlen
1. Woche	—	1 Dienstag	1. Woche	—	2 Montag
2. -	—	2 Freitag	2. -	ja	Samstag
3. -	ja	Samstag	3. -	ja	—
4. -	—	—	4. -	ja	—
5. -	—	1 Samstag	5. -	ja	—
6. -	—	1 Samstag	6. -	—	1 Samstag
7. -	ja	1 Samstag	7. -	ja	—
8. -	ja	—	8. -	—	1 Samstag
9. -	ja	—	9. -	—	1 -
10. -	ja	—	10. -	—	1 -
11. -	—	2 Dienstag	11. -	—	1 -
		Mittwoch	12. -	—	2 Freitag
					Samstag
			13. -	—	2 Dienstag
					Mittwoch
			14. -	ja	—
			15. -	—	1 Montag
			16. -	ja	—

	6 Arbeits- Tage	Fehlen
17. Woche	—	1 Donnerstg.
18. -	—	2 Montag Samstag
19. -	—	2 Montag Dienstag
20. -	ja	—
21. -	—	1 Donnerstg.

Nach dieser Liste fehlen in 32 Arbeitswochen 26 Arbeitstage, dabei sind aber 2 Feiertage und 4 Montage, die letzteren voraussichtlich „blaue“, ferner 12 Samstage. Es mag an diesen Tagen geliefert worden sein, oder die israelitischen Kunden, die Freitags packten, kein Glas geschickt haben.

Zwangsweise ausgesetzt mögen darnach in 32 Wochen 20 Tage geworden sein (Abzug der Feiertage und Montage). Dem Wetter allein blieben dann noch 8 Tage Aussetzen (Abzug der Samstage).

1878 arbeitet derselbe Mann als selbständiger Meister mit einem, dann zwei Gehilfen. In den 16 gemeinschaftlichen Arbeitswochen fehlen 6 Arbeitstage, darunter 4 Montage, 1 Samstag, 1 Dienstag.

Gehilfe I		1878	Meister		Gehilfe II	
komplet	fehlen		komplet	fehlen	komplet	fehlen
ja	—	1. Woche (Juni)	ja	—	—	—
ja	—	2. Woche	ja	—	—	—
—	2 Montag	3. Woche	—	1 Montag	—	—
—	Samstag	(Juli)				
—	2 Montag	4. Woche	—	1 Montag	—	—
	Dienstag					
ja	—	5. Woche	ja	—	—	—
ja	—	6. Woche	ja	—	ja	—
ja	—	7. Woche	ja	—	ja	—
		(August)				

In beiden Tabellen zusammen finden wir also in 48 Wochen 32 ausfallende Arbeitstage

13	Samstage
8	Montage
5	Dienstage
2	Mittwoche
2	Donnerstage
2	Freitage

Summa 32.

Feiertage und blaue Montage abgezogen, bleiben für Ausfall durch Wetter und Geschäft 22 Tage über, also noch nicht einer in 14 Tagen. Jedenfalls geht aus allen Zusammenstellungen hervor, dass die Zeit, die das Beleggeschäft ohne Schuld des Arbeiters aussetzt, eine sehr kleine ist, und dass die Arbeitszeit in Fürth darnach viel länger ist, als man anzunehmen geneigt war.“

Aus der 1886er Statistik ergab sich: in 10 Geschäften wird bei Abrechnung und schlechtem Wetter ausgesetzt, eine bestimmte Anzahl Tage war nicht angegeben. In 4 Geschäften wird der Ausfall auf 20—40 Tage, in 7 Geschäften auf 40—60, in 1 Geschäft auf 60—70, in 2 Geschäften auf 80—90, in 1 Geschäft auf 90—100 geschätzt. Ueber 5 Geschäfte war nichts Näheres bekannt. Man wird das Richtige treffen, wenn man für Ausfall durch Wetter und Geschäft in rauher Schätzung 50—60 Tage pro Jahr annimmt. Wir haben es hier grösstentheils mit approximativen Schätzungswerthen zu thun. Die Frage des Aussetzens muss von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet werden, vom sanitären und vom wirthschaftlichen. Um die Gesundheitsverhältnisse der Belegarbeiter erheblich zu bessern, dazu ist die Ziffer der Feiertage nicht hoch genug, ökonomisch dagegen ist der Ausfall an Arbeitstagen so gross, um das Haushaltsbudget des Arbeiters in seiner Lebenswurzel anzugreifen. Auf der einen Seite die drohende Gefahr, den Lebensfonds durch die, hygienisch genommen, zu selten unterbrochene furchtbare Arbeitspein rasch zu verbrauchen, auf der anderen Seite die Aussicht auf den Bankerott, auf Verschuldung, Verelendung, finanziellen Untergang. Zwischen diesen beiden Aeussersten schwankt der Belegarbeiter hin und her.

Und was leistet denn der Glasbelegerhilfsverein? Hören wir

den Herrn Fabrikinspektor Kopf:³⁶⁾ „Die Quecksilberspiegelbeleganstalten der Stadt Fürth haben im Berichtsjahre (1885) in den Massnahmen zur Erhaltung der Gesundheit ihrer Arbeiter einen bedeutenden und höchst lobenswerthen Fortschritt gemacht. Es traten nämlich zu Ende des Jahres 1884 sämtliche Beleganstalten zu einem Hilfsverein zusammen, um jedem in den Belegen beschäftigten Arbeiter die Mittel zu gewähren, alle 24 Monate 2 Monate mit der Arbeit auszusetzen: zu diesem Zweck wird für diese Zeit der Arbeitsunterbrechung eine tägliche Unterstützung von 2 Mark für den Beleger oder die Belegerin und von 1 Mark für die Wischerin bezahlt und die Mittel hiezu durch Beiträge der Mitglieder des Vereins von wöchentlich 1,50 Mark für jeden männlichen oder weiblichen Arbeiter aufgebracht.“ Es kreissen die Berge, und dies Mäuslein wird geboren. Mit Müh' und Noth unter dem Drucke der lebhafter gewordenen Fragen und Erhebungen der Regierung bequemen sich die Herren Unternehmer zu der bequemen Schöpfung des Hilfsvereins und alimentiren mit solch glänzenden „Ruhegehältern“, wie ironisch ein Beleger diese Unterstützung nannte, ihre Arbeiter. Wie kann ein von Quecksilber vergifteter, der Ruhe und Stärkung bedürftiger Belegarbeiter, der nebenbei seine Familie ernähren soll, von den Strapazen der Belege sich erholen mit 60 oder gar 30 Mark monatlich! Lassen wir zwei Beleger zu Worte kommen! Der eine sagt: „Ich halte 4 Wochen Erholungszeit für zu wenig, denn in den ersten Wochen dieser Pause tritt bei einem so zusammengearbeiteten Beleger Erschlaffung, Müdigkeit und Kraftlosigkeit ein, und die zwei letzten Wochen reichen nicht hin, um das Nervensystem wieder zu kräftigen. Auch ist die gezahlte Unterstützung zu gering; denn der Arbeiter verbraucht sie zur Bestreitung seiner Haushaltungskosten, kann demnach zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nichts anwenden.“ Der andere schreibt mir: „Als vor zwei Jahren diese Anordnung erlassen wurde, erhielt man 4 Wochen (Ferien) alle drei Monate, dies kostete zu viel, dann alle 20 Wochen, dies kostete auch zu viel, jetzt 48 Wochen. Zur Beleuchtung der Verhältnisse diene ferner, dass derjenige alte Be-

³⁶⁾ Ber. d. b. F. f. 1885, S. 53.

leger oder Belegerin, welcher schon einmal 4 Wochen das Geld bezogen hat, zwar mit 30 Wochen aufhören kann zu arbeiten, aber dann noch 18 Wochen zu warten hat (und einstweilen hungern kann), bis er das Almosen wieder empfängt. Bei frisch Angelernten verlangen die Herren Millionäre 48 Wochen Arbeitszeit. Dieselben aber können durchschnittlich ohne Pause nicht ausgehalten werden. Soll denn der Arbeiter im ersten Jahr ruinirt und an's Gifthandwerk dauernd gefesselt werden?“ Wir haben diesen Bemerkungen nichts hinzuzufügen.

Wie steht es nun mit den Arbeitslöhnen? Es herrscht Wochenlöhnung. Die Arbeiter bei Heimbelegern, die nicht unter einem Belegmeister stehen, arbeiten in Akkord. Die Unternehmer thun sich so viel auf die hohen Löhne, welche sie den Belegarbeitern zahlen, zu Gute, dass es angebracht ist, diesen Punkt genauer zu prüfen. Vor allem darf man den Verdienst der Belegmeister, der von uns zur Genüge gekennzeichneten Afterunternehmer, nicht mit den Löhnen der eigentlichen Belegarbeiter verwechseln. Der erstere ist vor allem die Prämie, welche die Unternehmer für die grösstmögliche und wohlfeilste Ausnützung der Arbeiter an den Meister entrichten. Die Einnahmen der Belegmeister schwanken natürlich je nach dem Umfang des Geschäftes, in welchem sie angestellt sind, nach den augenblicklichen Konjunkturen etc.; genaue Daten liegen mir nicht vor. Die Arbeiter schätzen den durchschnittlichen Verdienst eines Belegmeisters auf 60, 80 bis 120 Mk. und höher hinauf pro Woche, ein Mann, der über 20 Jahre als Belegmeister thätig gewesen, taxirte die Wocheneinnahme eines Belegmeisters auf durchschnittlich 100 Mk. Der Lohn der Unterarbeiter dagegen ist durchaus kein glänzender.³⁷⁾ Männliche Beleger verdienten

³⁷⁾ „18 bis ca. 30 Mk. pro Woche,“ sagt die „Denkschrift“ „verdient ein Beleger, Frauen weniger. Wischerinnen erhalten von 10 bis (in Ausnahmefällen) 16 Mk. pro Woche. Fällt ein Tag Arbeit aus, so fällt auch der Lohn weg, ja der Abzug von $\frac{1}{4}$ Tag ist gebräuchlich, wenn einige Stunden gefeiert werden müssen.“ Herr von Kerschensteiner erklärt kurz und bündig: „Die Bezahlung der Arbeiter ist eine sehr gute.“ Er sah überhaupt, alttestamentlich zu sprechen, „dass Alles gut war“. Die Meldung des russischen Schlachtenbulletins, dass nur Ein Todter zu verzeichnen, ist nicht wahr: die Meldung Kerschensteiner's vom industriellen Kriegsschau-

18—30 Mk. Es werden z. B. 18, 24, 27, 28 Mk. gezahlt; nur ganz vorzügliche Arbeiter verdienen mehr, 36 Mk. und darüber. Eine Belegerin verdient ca. 15, 18, 20 bis 24 Mk. Die Löhne der Wischerinnen variiren zwischen 10 und 13 Mk., diejenigen der Presserinnen zwischen 12, 13, bisweilen 14, 15 und sehr selten 16, und die arg geplagten Lieferfrauen, welche die Spiegelgläser aus der Belege in's Magazin, vom Heimbeleger zum Kaufmann zu schleppen, die den Belegraum zu reinigen haben, die Kulis der Kulis, verdienen zwischen 10, 12 und 13 Mk. Diese Lohnsätze gelten aber nur für die besseren Geschäfte. Es gibt Betriebe, in welchen dieser Durchschnitt keineswegs erreicht wird.

In den Archivalien des Fürther ärztlichen Bezirksvereins befindet sich das Arbeitsbuch eines Heimbelegers. Greifen wir aus den Aufzeichnungen desselben auf's Gerathewohl einige Daten heraus. Er beschäftigt eine Belegerin und eine Wischerin. Hier ist die Berechnung einer Arbeitswoche! Sie stellen fertig:

platze in Fürth, dass er nur Eine Quecksilberspiegelbelege besucht, ist leider nur zu wahr. Schon damals wurden ihm in dem Organ der Nürnberger Arbeiter recht artig die Wege gewiesen. Die Löhne bewegten sich 1873 zwischen 10, 12, 14 fl. für Judenmaass, 15, 18, 20 fl. bei grösseren Spiegeln für die Beleger, 4, 6, 7 fl. für die Wischerin. „Nürnberg-Fürther Sozialdemokrat“ No. 22, Artikel IX. „Von den Gesammtherstellungskosten eines Spiegels kommen nach Berechnung der Fabrikanten $3\frac{1}{2}$ bis 4 Proz. auf das Belegen, so dass zum Beispiel für einen Spiegel, der 44 zu 18 cm oder 115 zu 47 cm Länge und Breite hat, und 9 Mk. 65 Pf. Gesamtkosten verursacht, 34 Pf. für Belegen bezahlt wird. Dieser Prozentsatz ist etwas kleiner bei grossen, etwas grösser bei kleinen Spiegeln. Hieraus geht hervor, dass das Belegen der Gläser einen geringen Prozentsatz des gesammten Werthes repräsentirt, dass also eine Vertheuerung des Arbeitslohnes keinen sehr bedeutenden Einfluss auf den Werth des Produktes haben kann. Zu demselben Resultate kommen wir, wenn wir in anderer Weise den Arbeitslohn berechnen. Ein durchschnittlicher Lohn von 20 Mk., für Beleger und Wischerinnen berechnet, ist ziemlich hoch angenommen. Nehmen wir wie 1885 durchschnittlich 160 Arbeiter und 50 Arbeitswochen (bei dem Ausfallen vieler Tage sicher zu viel), so ergibt sich $160 \times 20 \times 50 = 160\,000$ Mk. Bei einem Werth von 8 Millionen berechnet sich also ein direkter Arbeitslohn von rund 2 Proz. Den Mehrverdienst der Arbeitsmeister und andere kleine Ausgaben gerechnet, stellt sich auch hier der Arbeitslohn für das Belegen des Spiegels nicht höher als $3\frac{1}{2}$ bis 4 Proz.“ Wollner l. c. S. 422.

Montag . . .	4	Kistchen	15/9	à	51	Pf.	. . .	Mk.	2.04
Dienstag . .	11	-	-	-	-	-	. . .	-	5.61
Mittwoch . .	9	-	-	-	-	-	. . .	-	4.59
Donnerstag .	7	-	-	-	-	-	. . .	-	3.57
Freitag . . .	7	-	-	-	-	-	. . .	-	3.57
Samstag . . .	6	-	-	-	-	-	. . .	-	3.06

Beide verdienen zusammen Mk. 22.95

Davon erhielt die Belegerin . . Mk. 15.30

- - - Wischerin . - 7.65

Jetzt zu einer Woche, in welcher einen Tag gefeiert wird:

Montag . . .	4	Kistchen	15/9	à	51	Pf.	. . .	Mk.	2.04
Dienstag . .	9	-	-	-	-	-	. . .	-	4.59
Mittwoch . .	7	-	-	-	-	-	. . .	-	3.57
Donnerstag .	10	-	-	-	-	-	. . .	-	5.10
Freitag fällt aus.									
Samstag . . .	5	-	-	-	-	-	. . .	-	2.55

Sie verdienen Mk. 17.85

Davon erhielt die Belegerin . . Mk. 11.90

- - - Wischerin . - 5.95

Für eine volle Woche, in der 45 Kistchen 15/9, sogenannte doppelte Judenmassspiegel gemacht werden, erhielt die Belegerin Mk. 15.30, die Wischerin Mk. 7.65, für eine andere Woche jene Mk. 14.62, diese Mk. 7.65. Dann trifft man auf eine Einnahme von Mk. 14.62 für die Belegerin, Mk 7.31 für die Wischerin. Vom 26. August bis 1. September verdiente die erstere Mk. 13.26, die letztere Mk. 6.63, vom 2. bis 9. Septbr. die Belegerin Mk. 14.96, die Wischerin Mk. 7.48. — Die Quecksilberarbeiter sollen kräftig essen, sollen baden, gurgeln, mehrere Anzüge besitzen, spazieren gehen, beim Erkranken die Arbeit aussetzen, alles dies bei neunstündiger Arbeitszeit und dem genannten Lohn. Wie sie dieses Kunststück fertig bringen, darüber bleiben die Herren Fabrikanten die Antwort schuldig.

Wir wissen nun, dass die Belegarbeiter nicht das ganze Jahr hindurch beschäftigt werden, dass durch den Einfluss der Witterungsverhältnisse in der Natur wie auf dem Weltmarkt die Beschäftigung

in den Belegen unterbrochen wird. Auf den Januskopf, den diese erzwungene Feiern hat, ist bereits hingewiesen worden: die Unterbrechung der Thätigkeit ist zu kurz, um von heilsamer Wirkung auf die Gesundheit der Arbeiter zu sein, sie ist aber auch zu lang, um nicht gleichzeitig eine heftige Oscillation des standard of life unter das gewöhnliche Niveau der Lebensführung herbeizuführen. 50—60 Tage, ein sicher nicht zu hoher Anschlag, sind oben als Durchschnittsausfall, abzüglich der Sonn- und Feiertage, angenommen worden, also etwa zwei Monate; man rechne ferner hinzu die Abzüge von einem Viertel des Tagelohns, wenn einige Stunden gefeiert wird (siehe Anm. 37), ein Extrapofit, der nicht zu verachten ist. Wir haben nun als Durchschnitts-Wochenlohnsätze für männliche Beleger 21 Mk., für Belegerinnen 18 Mk., für Wischerinnen und Presserinnen 11 Mk., für Lieferfrauen 10 Mk. Ein Vergleich dieser Ansätze mit der oben gelieferten Zusammenstellung aus dem Heimbeleger-Lohnbuch zeigt, dass dieselben nichts weniger als niedrig sind. Angenommen nun, dass der Arbeiter das ganze auf 45 Arbeitswochen zu veranschlagende Arbeitsjahr hindurch vollauf beschäftigt ist, dass keinerlei Pausen im Produktionsprozess eintreten, dass nicht die jeden Belegarbeiter so eminent bedrohende Erkrankung ihn aus der Arbeitssphäre herausschleudert und der kargen und bloss 13 Wochen geleisteten Gemeindekranken-kassen-Unterstützung überliefert, vorausgesetzt also, dass der Arbeitsmechanismus regelrecht funktionirt, so ergibt sich im besten Falle als durchschnittliche Jahreseinnahme für

männliche Beleger	Mk. 945
weibliche Beleger	- 810
Wischerinnen und Presserinnen . .	- 495
Lieferfrauen	- 450.

Nur wenn man unter diesem Gesichtswinkel die Einkommensverhältnisse der Quecksilberarbeiter betrachtet, wenn man so die Löhne auf ihr richtiges Maass zurückführt, gewinnt man ein richtiges Bild von der Lage der in den Quecksilberspiegelbelegen angewendeten Arbeiter. Wie niedrig müssen die Löhne der Fürther Industriearbeiter sein, wenn mit jenen die der Fürther Belegarbeiter pomphaft kontrastirt werden? Ein besser gestellter Fürther Ar-

beiter verdient denn auch durchschnittlich 14—15 Mk., eine Arbeiterin 5—7 Mk. wöchentlich.

Zur Illustration folgen einige Arbeiterhaushaltsbudgets, die auf Grund genauester Ermittlungen die wirthschaftliche Lebenshaltung des Fürther Proletariers veranschaulichen.³⁸⁾ Zuerst das

Budget einer Arbeiterfamilie,
bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern im Alter von
4 bzw. 5 Jahren.

Ausgaben:

I. Wöchentlich wiederkehrende

	pro Tag	pro Woche
Morgens Kaffee mit Brot	Mk. —.30	Mk. 2.10
Frühstück für den Mann, bestehend aus		
1 Glas Bier und für 10 Pf. Zerealien	- —.22	- 1.54
Vesperbrot	- —.22	- 1.54
Mittagessen für die Familie, bestehend		
in $\frac{3}{4}$ Pfd. Kuhfleisch, Gemüse oder		
dergl.	- —.52	- 3.64
Abendessen besteht für Frau und Kinder		
in Ueberresten vom Mittagessen nebst		
Kaffee und Brot und beträgt für Kaffee	- —.15	- 2.59
für den Mann 1 Glas Bier und für		
10 Pf. Zerealien	- —.22	

(a) Summa Mk. 11.41

Es bedarf die Familie wöchentlich:

Schwarzbrot 10 Pfd. à 15 Pf.	Mk. 1.50
Kartoffeln 4 Liter à 10 Pf.	- —.40
Mehl 3 Pfd à 18 Pf.	- —.54
Milch 2 Liter ³⁹⁾	- —.34

Latus Mk. 2.78

³⁸⁾ Ich erhielt dieselben von einem Fürther Arbeiter, dessen Kenntniss der einschlägigen Verhältnisse und Gewissenhaftigkeit in deutschen Arbeiterkreisen wohlbekannt ist, von dem Vorstand des Fachvereins der Metallarbeiter und der Filiale der Allgemeinen Metallarbeiter-Kranken- und Sterbekasse, Herrn Martin Segitz. ³⁹⁾ Die Milch, soweit sie Zuthat zum Kaffee, und ebenso Zucker, ist schon an der betreffenden Stelle angerechnet.

	Transport Mk.	2.78
Salz 1 Pfd.	-	— .10
Petroleum 1 1/2 Liter	-	— .30
Seife und Soda	-	— .40
Streichhölzer	-	— .10
Holz	-	— .50
Steinkohlen	-	1.40
Nähnadeln, Faden, Strickgarn und dergl.	-	— .40
Wäsche für den Mann (ein Sonntagshemd nebst Kragen; die übrige Wäsche wird von der Frau gewaschen) . .	-	— .25
(b) Summa Mk.		6.23

Kranken- und Sterbeversicherung		
für den Mann	Mk.	— .42
- die Frau	-	— .25
- - Kinder	-	— .20
Zeitungen und Unterhaltungslektüre	-	— .30
Taschengeld für den Mann	-	1.20
(c) Summa Mk.		2.37

Gesammte Wochenausgaben:

Posten a	Mk.	11.41
- b	-	6.23
- c	-	2.37

Total Mk. 20.01 × 52
ergibt eine Jahresausgabe von Mk. 1040.52 (1)

II. Jahresausgaben:

Miethe (die Wohnung besteht aus Stube, Kammer und Küche im Hofhaus oder unter'm Dach)	Mk.	130. —
Für das Tünchen der Wohnung	-	10. —
- Reparaturen und Neuanschaffung von Möbeln . . .	-	15. —
- Feuerversicherung	-	1.80
(2) Summa Mk.		156.80

Bekleidung:

Einen Sonntagsanzug für den Mann	Mk. 36.—
Sonntags- und Werktagskleider für die Frau	- 40.—
- - - - - Kinder	- 12.—
Reparaturen an Kleidern für die ganze Familie	- 10.—
Für den Mann ein Paar Stiefel	- 14.—
- die Frau ein Paar Stiefeletten	- 7.50
Schuhwerk für die Kinder	- 11.—
Hausschuhe für Mann und Frau	- 14.—
Für den Mann ein Sonntagshemd, zwei Kragen, zwei Paar Strumpfsocken, zwei Sacktücher, zwei Arbeitshemden .	- 10.50
Leibwäsche für die Frau	- 6.—
Wäsche für die beiden Kinder	- 6.—
(3) Summa Mk.	169.—
Staatssteuern	Mk. 2.87
Gemeindeumlagen	- 2.43
(4) Summa Mk.	5.30

III. Gesamtausgaben im Jahr:

Posten 1	Mk. 1040.52
- 2	- 156.80
- 3	- 169.—
- 4	- 5.30
Totalsumme Mk.	1371.62

Aber diese Ausgaben steigern sich, wenn die Frau genöthigt ist, ausser dem Hause zu arbeiten, wenn sie industriell beschäftigt ist. Die Abwartung der Kinder, das Kostgeld für dieselben beträgt wöchentlich Mk. 2.50, was einen Zuwachs von Mk. 130 zu den Jahresausgaben macht. In diesem Falle ergibt sich also in dem Konto der Arbeiterfamilie eine Gesamtsumme von Mk. 1501.62 an jährlichen Ausgaben. „Dass die einzelnen Ansätze zu hoch sind,“ schreibt mit Recht unser Gewährsmann, „wird kein verständiger Mensch behaupten wollen.“ Thatsächlich enthält das Budget nur diejenigen Bedürfnisse, die unbedingt befriedigt werden müssen, das gesellschaftliche Existenzminimum einer Arbeiterfamilie.

Angenommen nun, das Haupt der Familie sei Beleger, so ergibt sich, wenn die Frau dem Hauswesen vorsteht bei einer Jahreseinnahme von Mk. 945 und einer Jahresausgabe von Mk. 1371.62 ein Defizit von Mk. 426.62. Ist die Frau auswärts beschäftigt, so wachsen die Jahresausgaben auf Mk. 1501.62, die Einnahmen bei einem durchschnittlichen Wochenlohn der Frau von etwa Mk. 7 (was nicht zu niedrig gegriffen) auf Mk. 1309; Defizit Mk. 192.62. Ist auch die Frau, wie der Mann, in einer Belege beschäftigt — ein äusserst seltener Fall —, so wächst die Jahreseinnahme, falls sie Belegerin, auf $(945 + 810)$ Mk. 1755; hier bliebe also ein Ueberschuss von Mk. 253.38, der sicher nicht genügt, um die Lücke, welche das Fehlen der Familienmutter im Haushalte schafft, auszufüllen, dazu kommt, dass dieser Fall so singulär ist, dass er bei Beurtheilung der Gesamtlage der Belegarbeiter nicht in Rechnung gezogen werden kann. Wäre die Frau Wischerin, so ergäbe sich eine Jahreseinnahme von $(945 + 495)$ Mk. 1440; Defizit Mk. 61.62. Wäre sie als Lieferfrau beschäftigt, so hätten wir eine Jahreseinnahme von $(945 + 450)$ Mk. 1395; Defizit Mk. 106.62. Wie gesagt, kommt es nur selten vor, dass Mann und Frau gleichzeitig in Belegen thätig sind; ist doch die Belege zum grössten Theil die letzte Hilfe in der Noth, wendet sich ihr doch die Frau erst dann zu, wenn der Mann brotlos geworden ist oder nur Unterbeschäftigung hat, und umgekehrt. — Gültig im Allgemeinen sind die zwei ersten angeführten Fälle, die, bei häuslicher Thätigkeit der Frau ein Minus von Mk. 426.62, bei gewerblicher ausserhäuslicher Arbeit derselben (nicht in Belegen) ein Defizit von Mk. 192.62 aufweisen.

Angenommen ferner, die Frau sei Belegarbeiterin, und der Mann als besser gestellter Tischler, Metallarbeiter oder dgl. vollauf beschäftigt, so ergibt sich ein Jahresverdienst der letzteren von zirka Mk. 780.

Ist die Frau Belegerin,

so erhalten wir, Gesamteinnahme Mk. 1590.—

Gesamtausgabe - 1501.62

Ueberschuss Mk. 88.38

Ist sie Wischerin oder Presserin,

so beträgt die Gesamteinnahme Mk. 1275.—

die Gesamtausgabe - 1501.62

Defizit Mk. 226.62

Ist sie Lieferfrau,

so beläuft sich die Gesamteinnahme auf Mk. 1230.—

die Gesamtausgabe - - 1501.62

Defizit Mk. 271.62.

Wie aber, wenn der Mann oder die Frau arbeitslos ist, oder doch nur unzureichende Beschäftigung hat, wenn so die Einnahmen sich stetig vermindern? Wie, wenn, was in der Arbeiterklasse so häufig, die Kinderzahl grösser ist? Wenn schon unter günstigeren Verhältnissen das proletarische Normalniveau mit knapper Mühe oder überhaupt nicht erreicht wird, wie gestaltet sich die Lage des Arbeiters in schlimmeren Zeiten, beim Hereinbruch einer Krise? Und was für ein Budget ist es, dessen Bedürfnisse die Belegarbeiterfamilie nicht im Stande ist zu befriedigen? Das einer Durchschnitts-Arbeiterfamilie. Uns ist es aber bereits bekannt, dass die Giftarbeit in den Belegen eine ganz besonders gute Ernährung, Körperpflege u. s. w. erfordert. Aber die Einnahmen der Beleger reichen durchgängig ja nicht einmal hin, die allernothwendigsten Lebensmittel zu beschaffen. Woher soll der Belegarbeiter die Mittel nehmen, um gut zu essen und zu trinken, um die Bäder, die er nehmen müsste, zu bezahlen, um eine solche Diät zu beobachten, die es ihm ermöglichen könnte, mit seiner Arbeitskraft etwas sparsamer zu wirthschaften, die ihn in den Stand setzte, nur die allernöthigsten Schutzmassregeln gegen die seinen Organismus untergrabende Quecksilbervergiftung zu ergreifen? Defizit, wohin man blickt, überall das Defizit. Wie wird es ihm möglich, sich doppelte Anzüge zu halten, genügend Wäsche anzuschaffen, um so oft wie möglich dieselbe wechseln zu können? Wenn er mit seinen Einnahmen auskommen will, muss er auf alle Ausgaben Verzicht leisten, die über die Deckung des zum Vegetiren nothwendigsten Bedarfs, die über das Existenzminimum hinausgehen. Er muss, will er nur halbwegs mit Frau und Kind anständig gekleidet gehen, seine Ernährung auf

ein noch geringeres Maass herabdrücken, als es bereits der Fall, oder er muss in seinem Aeussern, in Kleidung, in Hauseinrichtung verkommen und verelenden. Das Budget unterrichtet uns über die Ernährungsverhältnisse. Brot, Kartoffeln, Kaffee, d. h. elende Zichorienbrühe oder ein ähnliches Surrogat, bilden die Hauptbestandtheile der Mahlzeiten; auf den Kopf kommen ferner täglich 93,7 Gramm Kuhfleisch, also Fleisch geringster Qualität, zäh, saft- und kraftlos. Wer in der Belege arbeitet, soll so kräftig wie möglich essen, also Rindfleisch bester Qualität, Milch, Gemüse, Hülsenfrüchte, soll genügend Bier, wohl auch Wein trinken! Das ist eine baare Unmöglichkeit. Er ist auf den Speisezettel der übrigen Proletarier angewiesen, d. h. auf die allgemeine proletarische, durchaus mangelhafte, ungenügende Ernährung, für an die Giftarbeit gefesselte Arbeiter ein doppelt trauriges Geschick. Die Kinder verfallen bei solcher Hungerkost der Skrophulose und Tuberkulose, die Erwachsenen rascher Entkräftung und Vernutzung des Arbeitsvermögens.

Unsere Arbeiterfamilie verbraucht täglich pro Kopf zirka

178,5	Gramm	Schwarzbrot
142,8	-	Kartoffeln
93,7	-	Fleisch
71,4	-	Milch (abgerechnet die dem Kaffee zugesetzte).

Angenommen auch, dass der Familienvater den grösseren Theil der 325 Gramm Kuhfleisch erhält, so gleicht sich dies aus durch den grösseren Brotstoffverzehr der Kinder. Uebrigens hört bei $\frac{3}{4}$ Pfund Fleisch für 4 Köpfe die Dividirkunst auf.

Dagegen erhält ein Pfründner in dem Julius-Pfründnerspital zu Röttingen in Unterfranken nach der Berechnung des Dr. Medicus daselbst pro Tag:

320	Gramm	Fleisch
350	-	Brot
7	-	Kaffeebohnen
16	-	Zucker
1		Weck
		Milch zum Kaffee
		Kartoffel und Gemüse nach Belieben.

Eine Pfründnerin im Elisabethspitale zu Königshofen in Unterfranken erhält nach dem Bericht des Dr. Fuchs an 5 Tagen der Woche:

Mittags $\frac{1}{2}$ Pfund (altes Gewicht) Rindfleisch, Suppe und Gemüse, Abends Suppe und die Ueberbleibsel vom Mittag;

an zwei Fasttagen: Suppe von Hülsenfrüchten, eine Mehlspeise und Gemüse oder gedörrtes Obst, dazu täglich 1 Liter Bier, 1 Pfund Schwarzbrot und zum Frühstück Kaffee.

„Dr. Fuchs berechnet demnach den Nährwerth der jeder einzelnen Pfründnerin gereichten Kost pro Tag auf: 109,68 Eiweiss, 54,78 Fett und 420,82 Kohlehydrat, so dass die Menge der diesen alten Pfründnerinnen im Elisabethspitale zu Königshofen verabreichten Kost sogar die Ration übersteigt, welche nach Professor von Voit ein Soldat in der Garnison erhält.“³⁹⁾ Die Insassen dieser Spitäler, arbeitsunfähig, altersschwach sind demnach bedeutend besser genährt, als die zu härtester, gefährlicher Arbeit verurtheilten Fürther Beleger. Ein Pfründner konsumirt täglich fast so viel Fleisch, wie die aus 4 Köpfen bestehende Belegerfamilie zusammen. Die in den bayerischen Gefängnissen verabreichte Fleisch-Tagesration beträgt pro Kopf 140 Gramm gutes, schmackhaft zubereitetes Rindfleisch ohne Knochen, der Beleger erhält nur $93\frac{3}{4}$ Gramm; dem Gefangenen werden täglich 560 Gramm Brot gereicht, der Beleger hat 178,5 Gramm Schwarzbrot zu verzehren.

Bei einem Budget von Mk. 1371.62 betragen die täglichen Unterhaltungskosten für den Arbeiter 93 Pfennige. Im Zellengefängnisse zu Löwen, „the model prison of Belgium“ kostet im Jahre 1867 ein Gefangener täglich 1,1719 Francs, also 94 Pfennig.⁴⁰⁾ In den englischen Gefängnissen betrug die Ausgabe

³⁹⁾ Generalbericht etc., das Jahr 1882 umfassend, S. 91. ⁴⁰⁾ Prisons and Reformatories home and abroad being the transactions of the International Penitentiary Congress held in London July 3—13, 1872 etc., edited by Edwin Pears, L. L. B. London 1872, p. 112, 38, 320. Nach Marx l. c. S. 693 gibt Ducpétiaux die Unterhaltungskosten eines belgischen Gefangenen für 1847/49 auf 63 Cts. täglich an. Seitdem sind die Ausgaben gewachsen, sie betrugen in Löwen 1861: Fr. 1.06, 1862: 0.97, 1863: 0.8992, 1864: 0.8804, 1865:

pro Kopf und Jahr 31 Pfd. Strl. 9 sh. 4 d., was einem täglichen Aufwand von ungefähr Mk. 1.72 für den Sträfling gleichkommt. Auf gleicher Stufe kaum mit der Lebensführung des Gefangenen in dem durch die erschreckend schlechten Lebensverhältnisse seiner arbeitenden Klasse ausgezeichneten Belgien, ist der Arbeiter ausgeschlossen von all den Freuden, die dem Leben eine lichte Färbung verleihen; kein höheres Reizmittel, keiner der mannigfachen Kulturgenüsse steht ihm zur Verfügung. Die Luxusbedürfnisse sind ihm eine fremde Welt, zu der er keinen Zutritt hat. Theaterbesuch, Konzert u. s. w. für sich und die Seinen, Theilnahme an den modernen Bildungsbestrebungen sind ihm unerreichbar. So lebt er dürftig dahin von der Hand in den Mund, froh, wenn seine Arbeitsmühe das tägliche Brot ihm schafft, ohne Hoffnung, abgestumpft, ausgenützt, leiblich und geistig entartend unter der Wucht des ökonomischen Drucks.

Zu den kläglichen Lohnverhältnissen gesellen sich schlechte Wohnungsbedingungen. In den Arbeiterquartieren, dumpfig, eng, verbaut, luft- und lichtarm, drängt sich in Hofräumen, Dachwohnungen Familie an Familie. In niedrigen, schlecht gelüfteten, oft unreinlichen Stuben sind möglichst viel Menschen zusammengehudelt; Schlafgelegenheit äusserst mangelhaft, Luftraum eminent gering, oft drei, vier Menschen auf einer Lagerstätte zusammengepackt. Erst seit einigen Jahren dürfen neue Hofwohnungen nur nach Einholung des bezirksärztlichen Gutachtens gebaut werden, ein Beweis, wie schauerlich die Zustände in den alten Wohnungen dieser Art sind.⁴¹⁾ Man trete in den Wohnraum selbst eines besser situirten Arbeiters; die darin herrschende Atmosphäre ist unerträglich. Die Fenster sind fast stets geschlossen, in dem engen Raum mehrere Kinder; Wäsche wird darin getrocknet, Essen gewärmt, gearbeitet. Die Wohnungsverhältnisse der Fürther Arbeiter sind ein grosser Missstand. Die Miethwohnung besteht in der Regel aus 1 Zimmer und 1 Kammer und Küche, und Speicherbodenantheil, wohl auch mit Kellerantheil. Unser Gewährsmann nimmt als Jahresmiethpreis

0.9259, 1866: 0.9589, 1867: 1.1719, 1868: 1.1097, 1869: 0.9951, 1870: 1.0169, im Durchschnitt der Jahre 1861—1870: Fr. 0.9987. ⁴¹⁾ Generalbericht etc., das Jahr 1880 umfassend, München 1883, S. 97.

130 Mk. an. Der mittelfränkische Fabrikinspektor (l. c. f. 1886, S. 71) dagegen schätzt den Preis einer Fürther Arbeiterbehausung auf jährlich 150—170 Mk. Eine Wohnung, bestehend aus Salon, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Garderobe, Boden, Keller, Mägdezimmer, im gesündestens und elegantesten Stadttheil kostet nur 700 bis 800 Mk., eine mittelbürgerliche Wohnung 300 Mk. Auch hier also die Erscheinung, dass die schlechtesten, ungesündesten Wohnungen am theuersten sind, dass die Bourgeoisie im Verhältniss billiger wohnt, als die Arbeiter. Je niedriger das Einkommen, desto dichter werden die Menschen in unzureichende Wohnräume zusammengepresst; je mächtiger sich auf der einen Seite die Akkumulation des Reichthums vollzieht, um so dichter werden auch die Produzenten desselben akkumulirt in ungesunder, enger Behausung. Je glänzender und bequemer die Paläste der Besitzenden, um so abscheulicher die Zustände in den proletarischen Zinskasernen; damit der Luftraum in den Zimmern der Unternehmer sich mehr und mehr ausdehne, pfercht man die Besitzlosen in Räume von immer geringerem Umfang. Und zugleich wird dieser Vorgang ein neuer Springquell der Bereicherung für die Kapitalisten. Die Bevölkerung wächst, die Fabriken attrahiren beständig neue Menschenmassen von Stadt und Land, die Neubauten im Innern schieben den Armen aus seinem früheren Quartier zum modernen Ghetto, dem Viertel für Proletarier und nur für Proletarier, die Miethpreise steigen, die Wohnungen verschlechtern sich, die Hausbesitzer schwelgen in Plusmacherei. Das Gesetz, das in diesem Phänomen zum Ausdruck kommt, lässt sich kurz so zusammenfassen: Wo das Lohnminimum, da ist das Wohnminimum,⁴²⁾ wo das Wohnminimum, da ist das Miethpreismaximum.

Das Hauptkontingent zur Arbeiterschaft in den Belegen stellen die verheiratheten Weiber. Die Entfernung der Frau aus dem Hause bedeutet den Verfall des Familienlebens. Wenn sie tagsüber beschäftigt ist Spiegel zu machen, wie soll sie ihre Wirthschaft in Ordnung halten, nähen, flicken, kochen, scheuern, waschen, wie kann sie ihre Kinder warten, pflegen, erziehen? Der Mann findet

⁴²⁾ Mit all seinen hygienisch-moralischen Schädlichkeiten.

kein angenehmes Heim, die Mutter wird den Kindern entfremdet. Man muss die Kleinen der Aufsicht fremder Leute übergeben, oder sie einem der älteren Kinder, noch nicht reif zur Ausnützung in der Fabrik, zur Ueberwachung anvertrauen. Die Kinder entbehren der sorgfältigen Abwartung und verwahrlosen; wachsen sie auf, so verwildern sie. Die Säuglinge, nicht von der Mutter gestillt, müssen künstlich ernährt werden; die Nichtgestillten liefern nachweislich eine weit höhere Sterblichkeitsziffer, als die Gestillten.⁴³⁾ An die Stelle der Mutterbrust tritt der sogenannte Schnuller, ein wahrer Bakterienherd, gefüllt mit gekauter Brodrinde und Zucker, in Schnaps getaucht, auch eine Dosis Mohnkörner, oder die widerliche Breifütterung.⁴⁴⁾ Solche Beruhigungsmittel, zu welchen die

⁴³⁾ So starben z. B. in Nürnberg i. J. 1882 insgesamt, nach Abzug der an Bildungsfehlern und Lebensschwäche gestorbenen Kinder, 958 im ersten Lebensjahr; davon starben nicht gestillte 628 = 65.6 Prozent, bis zu ihrem Tode gestillte 179 = 18.7 Prozent, einige Zeit gestillte 15.7 Prozent. Vgl. Generalbericht etc., das Jahr 1882 umfassend, S. 89. ⁴⁴⁾ Man glaube indess nicht, dass Kartoffelfusel und Opiate als Ersatz der Muttermilch nur im Bann der Fabrikschlöte und Manufakturen gedeihen. Im ländlichen Oberamt Blaubeuren (Württemberg) wird den Kindern als Schlafmittel Opium in Branntwein gereicht; die Weiber, berichtet Rüdiger, haben ebenso harte Arbeit wie die Männer, hochschwanger helfen die Frauen noch bei der Ernte mit, Wöchnerinnen verlassen das Bett schon am zweiten oder dritten Tag nach der Niederkunft. Westergaard l. c. S. 168. — Im gesegneten Hinterpommern geben die Tagelöhnerinnen der Rittergüter ihren Kindern zur Beruhigung den Lutschbeutel, enthaltend Brot mit Branntwein oder eine Portion Mohnkörner. „Arbeiterfreund“, XXIII. Jahrgang, 1. Vierteljahrsheft 1885, S. 29. So erscheint im Idyll landwirthschaftlicher Exploitation das Gegenstück zum „Godfrey's Cordial“ der Industriebezirke. Das geschieht in demselben Pommern, von dessen Bauern im 15. Jahrhundert ein alter Historiker sagt: „In Pommern und Rügen sind die Bauern reich. Sie tragen nur englisch und ander gut Gewant, ja so schön, als ehemals der Adel oder Bürger gethan haben.“ Die Tragödie des Bauernkrieges gab Fürst und Adel Gelegenheit, die wohlständigen Bauern zu elender Leibeigenschaft zu versklaven. Dafür ist Hinterpommern jetzt das Paradies der Kartoffelfusel brennenden Junker. — Kehren wir nach Bayern zurück. Auch der arme Rhönbewohner benutzt den Schnaps-Schnuller „zur Beruhigung der Kinder“. Ueber die Ernährungsweise dieser weltentlegenen Menschen, in ihrem Leben und Treiben viel zu wenig bekannt, äussert sich der Bezirksarzt Dr. A. Schmitt in Bischofsheim: „Das Brot ist tiefbraun, weich, mit beinahe verbrannter

Fabrikarbeiterin greifen muss, bedeuten eine Gefahr für Leben und Gesundheit des Kindes. Was bleibt ihr aber übrig, wenn sie in der Frühe schon das Haus verlassen muss, um Abends erst heimzukehren! So wachsen die Kinder auf, unbeaufsichtigt, ohne Erziehung, ohne

Rinde; um eine viel grössere Menge Mehl zu erhalten, wird das Korn zugleich mit Tresse und Vogelwicke gemahlen. Zur Verdauung dieses schlechten Brotes dient der Schnaps, dessen Genuss von Jahr zu Jahr zunimmt, so dass die Leute herunterkommen an Gesundheit, Verstand und Vermögen. Es wird zwar wegen der Branntweinsteuer weniger Schnaps gebrannt, derselbe aber durch importirten Alkohol ersetzt, welchem Wasser etc. zugesetzt wird. Der Speisezettel des Rhöners ist folgender: Sonntags Erbsen, Kraut und Klöse (halb aus gekochten, halb aus rohen Kartoffeln ohne Weck); an den Wochentagen Erbsen, Gerste, Milch, Brot, Reissuppe mit etwas Fett geschmälzt, dazu Kartoffeln und Brot oder Kartoffelkuchen (aus Gerstenmehl, geriebenen Kartoffeln und Hefe bereitet) oder Kuchen (ohne Eier und Milch gebacken) mit Kaffee d. h. Löwenkaffee (Surrogat). Fleisch wird das ganze Jahr nicht gekocht. Zur Restauration wird hier und da rohes Sauerkraut verzehrt.“ Generalb. etc., das Jahr 1880 umfassend, S. 93. „Bezüglich der Zunahme des Branntweingenusses auf der Rhön befürchtet Dr. Imhof in Brückenau, wegen der ganz darniederliegenden Esslust eine Zunahme der Tuberkulose. Der Preis des Schnapses ist nämlich ein sehr niedriger (32 bis 35 Pf. pro Liter). Die Folge davon ist, dass in vielen Familien als Mittagessen eine Schüssel voll Kartoffeln und eine Maass Branntwein (verdünnter Sprit) aufgetischt wird.“ Generalb. etc., das Jahr 1881 umfassend, S. 90. Noch ein Arbeitermenu aus dem Stammsitz der hausindustriellen Korbmacher und der Porzellanarbeiter, aus Oberfranken! „Eine Speisekarte aus dem Frankenwalde bietet Morgens Zichorienbrühe und Kartoffeln, Mittags Kartoffelklöse mit saurer Brühe aus Mehl, Essig und Wasser oder mit Sauerkraut, Abends Zichorienbrühe (häufig ohne Milch) und Kartoffeln. Der Kartoffelkonsum des Tages kommt bis auf 1500 Gramm; dazu wird viel Schnaps getrunken. Das Brot ist hartes, schwarzes Gemenge von Roggen- und Habermehl.“ Generalbericht etc., das Jahr 1881 umfassend, S. 88. — Was für Wirkungen das immer mehr um sich greifende Unwesen der künstlichen Ernährung für die Frauen hat, zeigt die Mittheilung zweier oberpfälzischer Aerzte, Dr. Redenbacher in Beilngries und Dr. Müller in Parsberg, dass „in ihren Bezirken viele Frauen atrophische Brüste in Folge des seit Generationen nicht mehr üblichen Gebrauches derselben haben.“ Generalb. etc., das Jahr 1880 umfassend, S. 89. Der Industrialismus in der Stadt, der Niedergang des Kleinbauernthums auf dem Lande und die hier grassirende hausindustrielle Exploitation sind die mächtigen Faktoren dieses erschreckenden Entartungsvorganges.

Kontrolle, und wenn dann solch ein Proletarierkind verwildert und verlumpt, dann zetert das bürgerliche Sykophantenthum über die Verwahrlosung der besitzlosen Klasse, über die Zunahme der Verbrechen, über die Auflösung aller Ordnung und Autorität. „Die grösste Gefahr,“ seufzt herzerweichend C. L. Brace, „bedrohend das Eigenthum und die gute Ordnung grosser Städte, kommt von der Klasse der unwissenden, vernachlässigten und geächteten Jugend (the class of ignorant, neglected and outcast youth). Sie liefern die kleinen Diebe, jungen Bettler und Vagabunden, die Prostituirten, Raufbolde (rowdies), Einbrecher und einen grossen Theil der Massen in jeder grossen Stadt, die kein Interesse haben an der Erhaltung des Eigenthums, oder an öffentlicher Tugend (in public virtue), oder an der Beobachtung der Gesetze, sondern die feindlich sind den besten Interessen der Gesellschaft. Unter der Herrschaft demokratischer Institutionen bilden dieselben ein sehr gefährliches Element, weil sie die gewaltige Macht des Stimmrechts haben, und das Werkzeug jener Pestbeulen freier Gemeinwesen werden, der berufsmässigen Politiker (of those pestes of free communities, the professional politicians). Unter monarchischen oder kaiserlichen Institutionen sind sie die Klasse an der Basis der Gesellschaft; immer bereit zum Losschlagen und zur Revolution. Sie sind die natürlichen Feinde des Eigenthums und der Regierung.“⁴⁵⁾ So klagt im Interesse der „öffentlichen Tugend“, der „guten Ordnung“, der „besten Interessen der Gesellschaft“, oder was alle diese Schmerzenslaute zusammenfasst, im Interesse des Eigenthums der prominente Yankee. Je weitere Kreise das Fabriksystem zieht und je mehr es die Weiber in sein Joch spannt, um so drohender die Gefahr der Verwilderung der Jugend; und je mehr die kapitalistische Produktionsweise die Massenarmuth steigert, desto gewaltiger das Wachsthum der Kriminalität.⁴⁶⁾

⁴⁵⁾ The prevention of juvenile crime in large cities in „Prisons and Reformatories etc.“, pag. 668. ⁴⁶⁾ Ueber den Einfluss der Kinderarbeit in den Fabriken auf die verbrecherische Physiognomie des Landes urtheilt die bayerische Regierung in ihrem vom Staatsanwalt Petersen verfassten Bericht an den Londoner Kongress für Gefängnisswesen: „Ursachen des Verbrechens 3) Vernachlässigte Erziehung, besonders in denjenigen Landes-

Nochmals sei betont, dass die Daten, die unseren Berechnungen zu Grunde gelegt wurden, die günstigsten Verhältnisse voraussetzen. Nicht nur kann der Verdienst der Familie ein geringerer sein als angenommen, es kann, sei es durch Arbeitslosigkeit eines der Ernährer, sei es durch andere Unglücksfälle, geschmälert werden, es ist auch sehr oft die Zahl der Kinder eine grössere, und so wird sich in Wirklichkeit vielmals die Lage solch einer Belegarbeiterfamilie noch weit trüber gestalten, als das oben entworfene Bild vermuthen lässt.

Die unverheiratheten Arbeiterinnen sind nicht besonders zahlreich in den Belegen; sie werden hauptsächlich als Wischerinnen, Presserinnen oder Lieferinnen beschäftigt. Folgendes ist das

Budget einer ledigen Arbeiterin:

I. Wöchentliche Ausgaben:

	Täglich	Wöchentlich
Frühkaffee mit Brot	Mk. —.10	Mk. —.70
Frühstück, $\frac{1}{4}$ Liter Bier mit Brot	- —.10	- —.70
Mittagessen in einem Privathaus	- —.25	- 1.75
Vesperbrot, $\frac{1}{4}$ Liter Bier mit Brot	- —.10	- —.70
Abendessen in einem Privathaus, bestehend in Kaffee mit Brot und Ueberresten vom Mittagessen	- —.15	- 1.05
Waschgeld		- —.40
Logisgeld		- 1.—
Krankenversicherung		- —.25
Seife u. drgl.		- —.10
Näh- und Strickgarn etc.		- —.40

Wöchentliche Ausgaben Mk. 7.05

II. Jahresausgaben:

Leibwäsche	Mk. 13.—
Sonntags- und Werktagskleider	- 45.—

Latus Mk. 58.—

theilen, wo Kinder angewendet werden zum Arbeiten in Fabriken“ (where children are employed in working in manufactories). „Prisons and Reformatories etc.“, pag. 111 n. 63.

	Transport Mk. 58.—
Ein Hut	- 7.50
Ein Paar Stiefeletten	- 8.—
- - Schuhe	- 7.—
Reparaturen an Fussbekleidung	- 4.—

Summa Mk. 84.50

III. Gesamtausgaben: Mk. $7.05 \times 52 =$ Mk. 366.60

Dazu die Ausgaben sub. II - 84.50

Total Mk. 451.10.

Da nun nach unserer Schätzung eine Wischerin bzw. Presserin jährlich Mk. 495 verdient, so bleibt ihr der berauschende Ueberschuss von Mk. 43.90, ist sie Lieferin, so hat sie ein Minus von Mk. 1.10 zu verzeichnen. Nun leuchtet es ein, dass eine Lebenshaltung, wie sie durch das eben gegebene Budget gekennzeichnet wird, eine erbärmliche ist, knapp hinreichend, um das Minimalmaass einzuhalten, unter welchem Hungerkrankheiten eintreten. Die wöchentliche Kost für die Nahrung der Arbeiterin ergibt als Durchschnittszahl Mk. 4.90, also pro Tag 70 Pf. Dass ein Mittagessen zum Preise von 25 Pf., eine Abendmahlzeit für 15 Pf. keine substantielle Nahrung liefern kann, liegt auf der Hand; dazu kommt, dass die Arbeiterin sich ihr Essen nicht selbst bereitet, sondern Kostgängerin bei irgend einer Arbeiterfamilie ist, die selbstverständlich einige Heller dabei verdienen will und verdient. Es bedarf wohl nicht des rechnerischen Nachweises, dass bei den hohen Lebensmittelpreisen der Industriestadt Fürth die Summe von Mk. 4.90 pro Woche nicht den für eine mittlere Arbeitskraft zur täglichen Ernährung erforderlichen Normalwerth von 120 Gramm Eiweiss, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate⁴⁷⁾ zu bieten vermag. Mit dem Mehr von zirka Mk. 44, welche im besten Falle die Belegarbeiterin einheimst, kann sie nicht die Mehrausgaben bestreiten, die aus der Art ihrer Beschäftigung erwachsen; sie könnte sich dadurch, in Brodstoffen gerechnet, eine Zusatzration von täglich etwa 400 Gramm, in Fleisch (das Pfund nur zu 50 Pf. angenommen)

⁴⁷⁾ Generalber. etc., das Jahr 1881 umfassend, S. 91.

ein Plus von 120 Gramm verschaffen. Aber dadurch wird ihre Unterernährung nicht aus der Welt geschafft, sie gehört auch dann zu den schlecht genährten Arbeitergruppen.⁴⁸⁾ Wo bleiben ferner die Mittel zum fleissigen Besuch der Badeanstalt, zur Erholung, zum mässigsten Lebensgenuss? Die Revenue der Belegarbeiterin schliesst den Zwang ein, auf Alles, was das Leben verschönt und angenehm macht, zu verzichten, eine Entsagung, die — wunderbare Wirkung in die Ferne — ihrem Anwender ausgezeichnet zu statten kommt.

⁴⁸⁾ Der Speisezettel der freien deutschen Arbeiterin kann den Vergleich mit dem einer Engländerin im Gefängniss nicht aushalten. In dem Weibergefängniss zu Fulham erhält eine Gefangene zum Frühstück: 1 Pinte Kakao (bestehend aus $\frac{1}{2}$ Unze Kakao, $\frac{1}{2}$ Unze Zucker, 2 Unzen Milch), und 6 Unzen Brot. — Zum Mittagessen am Sonntag: 5 Unzen kaltes gebackenes Schöpsenfleisch, 4 Unzen Brot und $\frac{1}{2}$ Pfund Kartoffeln; Montag: 5 Unzen gebackenes Schöpsenfleisch, 4 Unzen Brot und $\frac{1}{4}$ Pfd. Kartoffeln; Dienstag: 5 Unzen gekochtes Rindfleisch, 4 Unzen Brot, und $\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln; Mittwoch: Rindfleischpudding, enthaltend 4 Unzen Fleisch, die Kruste bestehend aus 4 Unzen feinem Mehl mit 1 Unze Nierenfett; oder dieselbe Quantität Irish stew (gedämpftes, in kleine Stücke geschnittenes Fleisch) mit 1 Unze Nierenfett und $\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln; Donnerstag: 4 Unzen gekochtes Schöpsenfleisch: 4 Unzen Brot, und $\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln; Freitag: Rindfleischpastete, bestehend aus 4 Unzen Fleisch, die Kruste gemacht aus 4 Unzen feinem Mehl und 1 Unze Bratenfett, Nierenfett oder Speck; Samstag: 1 Pinte Suppe aus 3 Unzen gekochtem Rindfleisch, 3 Unzen Kartoffeln, 1 Unze Gerste, 1 Unze Zwiebeln; $\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln und 6 Unzen Brot. „Weiber, beschäftigt im Waschhaus und zu anderer harter Arbeit, haben als Zusatzkost täglich, mit Ausnahme des Sonntags und Mittwochs, noch 1 Unze Fleisch und 1 Pinte Fleischbrühe, ferner $\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln. So angewendete Frauen erhalten zu angemessener Zeit täglich $1\frac{1}{2}$ Unzen Käse, Sonntags 1 Unze Käse.“ — Zum Thee erhalten die Gefangenen $\frac{1}{2}$ Pinte Thee (gemacht aus $\frac{1}{6}$ Unze Thee, $\frac{3}{4}$ Unze Zucker, $2\frac{1}{2}$ Unzen Milch), und 8 Unzen Brot. — Gemeint ist das Gewicht des Fleisches wenn gekocht. Vgl. Prisons and Reform. etc. p. 332. Die Fürther Arbeiterin mag sich übrigens mit ihrer freien Genossin jenseits des Kanals, z. B. der Nähterin trösten, die nebst Seidenweber, Lederhandschuhmacher u. dgl. zu den schlechtestgenährten englischen Arbeiterkategorien gehört, und deren Wochendurchschnittskonsum von Fleisch durch Dr. Smith, den englischen Regierungskommissär auf 13,6 Unzen, festgestellt wurde, was gegenüber dem wöchentlichen Fleischverbrauch einer Insassin von Fulham prison (zu 122 Gramm täglich) einen Unterschied von über 16 Unzen ergibt. Marx l. c. S. 676. Die englische Unze = $28\frac{1}{2}$ Gramm.

Nun ist die ledige Arbeiterin keineswegs ledig der drückenden Sorge für alte, arbeitsunfähige Eltern, für jüngere Geschwister, für ein eigenes Kind. Das sublimste Finanzgenie wird aus solchem Etat das weitklaffende Defizit nicht wegnehmen können.

Wie der Prozentsatz der ledigen Belegerinnen, so ist auch der der ledigen männlichen Beleger ein sehr geringer. Der Vollständigkeit wegen folge noch das

Budget eines unverheiratheten Arbeiters.

I. Wöchentliche Ausgaben:

	Täglich	Wöchentlich
Frühstück bestehend aus 1 Glas Bier, Brot u. dgl.	Mk. —.27	Mk. 1.89
Mittagessen mit 1 Glas Bier (im Wirths- haus)	- —.46	- 3.32
Vesperbrot	- —.27	- 1.89
Abendessen im Wirthshaus mit 1 Glas Bier	- —.40	- 2.80
Logisgeld		- 1.40
Krankenversicherung		- —.42
Waschgeld		- —.49
	Summa Mk.	12.21

$$52 \text{ Wochen} \times \text{Mk. } 12.21 = \text{Mk. } 634.92.$$

II. Jahresausgaben:

Ein Anzug	Mk. 40.—
Ein Sonntagshemd mit Zubehör	- 3.50
Zwei Arbeitshemden	- 4.—
Zwei Kragen Mk. 1.—, zwei Paar Strumpfsocken Mk. 1.—, zwei Schnupftücher 80 Pf.	- 2.80
Ein Hut	- 4.—
Ein Paar Stiefel	- 15.—
Ein Paar Hausschuhe	- 8.—
Reparaturen an Fussbekleidung	- 6.—
Ein Paar Arbeitshosen nebst Joppe	- 10.—
	Latus Mk. 93.30

	Transport Mk.	93.30
Reparaturen an Kleidern und Wäsche	-	10.—
Staatssteuern	-	3.—
Gemeindeumlagen	-	2.38
	Summa Mk.	108.81

III. Gesamtausgabe pro Jahr:

Mk. 634.92

- 108.81

Total Mk. 743.73.

Da ein Jahreseinkommen des männlichen Belegers von Mk. 945.— angenommen worden ist, so ergibt sich für denselben, falls er unverheirathet, ein Ueberschuss von zirka Mk. 201.— über das Subsistenzminimum; dies Inkrement an Verdienst über den in Fürth üblichen Lohnsatz bedeutet nichts gegenüber der Durchseuchung seines Körpers mit Quecksilber, der raschen Zerrüttung seiner Arbeitskraft und der daraus hervorgehenden Invalidität, die ihn erbarmungslos der Armenpflege, d. h. dem Pauperismus überantwortet. Wie oft ist er der einzige oder hauptsächlichste Ernährer seiner Familie; dann haben wir die alte Misère. Dazu kommt die in der Belegmanufaktur immer mehr vorherrschende Tendenz, die männlichen Arbeiter auszuscheiden und an ihre Stelle die billigeren und fügameren Weiber zu setzen. Typisch für die Belegarbeiterschaft ist in derselben das Ueberwiegen des verheiratheten Elements; die Schilderung der Belegarbeiterfamilie, wie sie gegeben, ist deshalb typisch für die soziale Lage der Beleger überhaupt.

Wir wissen jetzt, dass die Lohn- und Lebensverhältnisse der Fürther Spiegelmacher nicht so vortrefflich sind, wie das Unternehmerthum uns glauben machen will. Lasse man sich nicht durch die Flunkereien Derer täuschen, welche die Einnahmen einzelner Elitearbeiter und der Belegmeister als die gewöhnlichen Durchschnittslohnsätze hinzustellen lieben. Thatsächlich ist die Lebensführung der Belegarbeiter durchgängig keine bessere, als die der Fürther Industriearbeiter im Allgemeinen, also eine niedrige. Ja in Anbetracht der grossen Gefahr, mit der die Arbeit in den Quecksilberspiegel-Belegen verrichtet wird, einer Gefahr, deren Eintritt

zwar niemals verhindert, aber durch ausgedehnteste Schutzmassregeln während und ausser der Arbeit, durch reiche Diät, sorgfältige Körperpflege und andere kostspielige Dinge mindestens aufgehalten werden kann, ist das Einkommen der Belegarbeiter geringer, als dasjenige von Arbeitern, die in weniger gefährlichen, nicht so ungesunden Erwerbszweigen exploitirt werden. Der wirkliche Arbeitslohn der Belegarbeiter, an sich niedrig, ist ein Hohn auf das furchtbare Risiko ihrer Beschäftigung. So vegetirt in Entbehrungen, Leiden und Plackereien das moderne Geschlecht der Spiegelmacher. Welcher Gegensatz zwischen diesen und den Gesellen der Spieglerzunft des Mittelalters! Heute verpauperte, vergiftete, schlechtgenährte, kraftlose, abgestumpfte Menschen, damals stämmige, kräftige Arbeiter in festem Zusammenschluss, ihrer Rechte sich vollbewusst.⁴⁹⁾ Mit eisernem Hammer hat der Kapitalismus für

⁴⁹⁾ Es ist das ein ähnliches Verhältniss, wie zwischen den Textilarbeitern des Mittelalters und denen unserer Tage. Eine geistliche Quelle berichtet entrüstet um das Jahr 1120 aus Aachen, dass es in dieser Stadt „eine Art Lohnarbeiter gibt, deren Gewerke darin besteht, Spitzen aus Linnen und Wolle zu weben; diese Art ist frecher und hochmüthiger als alle anderen Lohnarbeiter (*hoc procax et superbum super aliorum mercenariorum genus*).“ Chron. Abb. S. Trud. in d'Achery Spicil. II, p. 704. Wie grauenhaft die Zustände der Aachener Weber heute sind, darüber belehrt ein Blick in Thun's „Industrie am Niederrhein“. Von den schwäbischen Textilarbeitern sagt Sebastian Franck: „Es spindt an vil orten in Schwabenland . . . nicht allein frauwen vnd magt, sunder auch ettlich man vnd knecht, also das zwey widerwertige ding bey yn waar sein, das sy frewisch reden vnd arbeyten, vnd dargegen so freysam streitbar leüt seind, als yender kein land mag haben.“ L. c. S. 53b. Nach einem Augsburger Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts, Paul von Stetten, gingen, als infolge der Kriege in Italien und den Niederlanden um 1513 die Baumwollpreise sehr stiegen, die meisten Augsburger Weber darüber zu Grunde und mussten Kriegsdienste nehmen. Falke l. c. II, 26. Ehemals markig ausgeprägte Gestalten, einrollirt in die Schaaren der Landsknechte, fähig die Hellebarde zu führen, daheim die Vorkämpfer der Zünfte gegen die Geschlechter, mannhaft, thatkräftig, heute verkrüppelt, thatenlos, unter Auslöschung aller Individualität eingepresst in den Frondienst der Fabrik, herabgewürdigt zu Theilgliedern von Mulejenny und Kraftstuhl, der Schrecken der Augsburger Rekrutenaushebungen. Was würde der alte Condottiere und Augsburger Feldhauptmann Schärtlin von Burtenbach von diesen Webern sagen, „wenn heut' sein Geist hernieder-

immer die Form des Zunftwesens zerschlagen. Aber so gewiss glücklicherweise eine Zurückschraubung der Geschichte aus dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrotechnik in's Mittelalter eine Unmöglichkeit ist, so sicher wird auch der Kapitalismus von der Weltbühne abtreten müssen, da dessen Lebensbedingung die Verelendung der Arbeiterklasse ist, wie sie unter den Spiegelbelegern zu Tage tritt.

Das im Archiv des Fürther ärztlichen Bezirksvereins aufbewahrte Geschäftsbuch eines Heimbelegers hat uns bereits dazu gedient, die Lohnverhältnisse der von solchen Kleinmeistern angewendeten Weiber darzulegen. In diesem Büchelchen findet sich auch eine Reihe von Berechnungen über Produktionskosten und Profit des Unternehmers. Vorausgeschickt sei nochmals, dass die Heimbeleger, die Vertreter des untergehenden Kleinbetriebs, abhängig von den grossen Handlungshäusern und Manufakturen sind, von denen sie das Glas, Quecksilber und Folie geliefert erhalten; doch stellen sie auch Quecksilber und Folie, oder eines von beiden selbst, je nach ihren Mitteln und geschäftlichen Beziehungen.⁵⁰⁾ Unserm

stiege!“ Von Jahr zu Jahr schnell mit unheimlicher Regelmässigkeit das Dienstuntauglichkeitsprozent empor, der Kapitalismus erschöpft die Volkskraft in Stadt und Land in wachsender Progression, die Verkrüppelung der Industriebezirke wird begleitet von der Verelendung des ländlichen Proletariats. Wenn das herrschende wirtschaftliche System, unterstützt durch die Politik der indirekten Steuern, der Schutzzölle, der Kolonialgründungen u. s. f. unaufgehalten fortschreitet, so ist der Ruin der nationalen Wehrkraft gewiss, und es wird der Tag kommen, an welchem der Militarismus sein Werk krönen wird durch Aufstellung von Söldnerheeren. Vorausgesetzt immer, dass nicht bereits vorher die bis zum Aeussersten gesteigerten sozialen Spannungszustände durch eine furchtbare Entladung ausgelöst werden.

⁵⁰⁾ Wiederholt sei ferner, dass $15/9 = 15$ Zoll hoch, 9 Zoll breit, bb = brabanter Maass, 100 Stück $14/10 = 100$ Stück Spiegelglas, das Stück 14 Zoll hoch, und 10 Zoll breit, u. s. w. — Die als Arbeitslohn bezeichnete Summe befasst die Löhne für die Belegerin und für die Wischerin in sich, getheilt etwa im Verhältniss von $2/3 : 1/3$. Wie wir gesehen, bekamen z. B. Belegerin und Wischerin für das Kistchen $15/9$ zusammen 51 Pf. — Den Trägerlohn erhalten die Lieferfrauen. — Die erste Zeile der jedesmaligen Berechnung von No. 2 an, enthält das an den Auftraggeber gelieferte Quantum belegter Gläser und den Stückpreis.

Heimbeleger ist das Glas von seinem Auftraggeber geliefert worden.
Wir finden nun folgende Kalküls:

Geliefert 20 Kistchen 15/9 bb.; pro Kistchen Mk. 4.30 erhalten.

Mk. 40.95	Folie
- 28.47	Quecksilber (pr. Pfund auf Mk. 2.07 berechnet. ⁵¹⁾)
- 1.60	Trägerlohn
- 11.20	Arbeitslohn
- —.10	Auslagen
Mk. 82.32	Ausgabe
- 86.—	Einnahme
Gewinn	Mk. 3.68.

Je grösser das Maass der Spiegel wird, um so höher steigt der Gewinn, während der Arbeitslohn keineswegs mit der rasch wachsenden Verausgabung von Arbeitskraft gleichen Schritt hält. Wir kommen vom Judenmaass zu den Zollspiegeln, so heissen bekanntlich alle über 9 Zoll breiten Spiegelgläser. Die letzteren werden nach Stück, die Judenmaassspiegel nach Kistchen berechnet.

100 Stück 14/10 bb.,	
pro Stück zu 23 Pf.	
Mk. 7.70	Folie
- 4.62	Quecksilber
- 4.29	Arbeitslohn
- 1.—	Trägerlohn
- —.10	Auslagen
Mk. 17.71	Ausgabe
- 23.—	Einnahme
Gewinn Mk. 5.29.	

100 Stück 16/10 bb.,	
pro Stück zu 27 Pf.	
Mk. 10.50 Folie	
- 6.30 Quecksilber	
- 4.29 Arbeitslohn	
- 1.— Trägerlohn	
- —.10 Auslagen	
Mk. 22.19 Ausgabe	
- 27.— Einnahme	
Gewinn Mk. 4.81.	

⁵¹⁾ Zu den Zeiten des Ambrosi Höchstetter war der „gemein Kauf“ eines Zentners Quecksilbers um 8 Goldgulden. Greiff l. c. S. 96.

100 Stück 18/10 bb.,
pro Stück zu 30 Pf.

Mk. 11.20 Folie

- 6.72 Quecksilber

- 4.29 Arbeitslohn

- 1.— Trägerlohn

- —.10 Auslagen

Mk. 23.31 Ausgabe

- 30.— Einnahme

Gewinn Mk. 6.69.

Der Profit des Unternehmers vermehrt sich bei jedem Maass, während z. B. bei 16/10 und 18/10 der Arbeitslohn, Mk. 4.29, sich gleichbleibt: es wird also für das ein Plus an Arbeitsleistung erheischende grössere Quantum Produkt nicht mehr gezahlt, als für ein kleineres.

100 Stück 19/11,
pro Stück zu 38 Pf.

Mk. 14.— Folie

- 8.40 Quecksilber

- 6.71 Arbeitslohn

- 1.20 Trägerlohn

- —.10 Auslagen

Mk. 30.41 Ausgabe

- 38.— Einnahme

Gewinn Mk. 7.59.

100 Stück 21/12,
pro Stück zu 45 Pf.

Mk. 16.80 Folie

- 10.08 Quecksilber

- 7.13 Arbeitslohn

- 1.20 Trägerlohn

- —.10 Auslagen

Mk. 35.31 Ausgabe

- 45.— Einnahme

Gewinn Mk. 9.69.

100 Stück 23/14 bb.,
pro Stück zu 55 Pf.

Mk. 21.— Folie

- 12.60 Quecksilber

- 8.55 Arbeitslohn

- 1.35 Trägerlohn

- —.12 Auslagen

Mk. 43.62 Ausgabe

- 55.— Einnahme

Gewinn Mk. 11.38.

100 Stück 25/15 bb.,
pro Stück zu 68 Pf.

Mk. 24.50 Folie

- 14.70 Quecksilber

- 12.86 Arbeitslohn

- 1.60 Trägerlohn

- —.15 Auslagen

Mk. 53.81 Ausgabe

- 68.— Einnahme

Gewinn Mk. 14.19.

100 Stück 26/16,
pro Stück zu 77 Pf.
Mk. 28.— Folie
- 16.80 Quecksilber
- 14.29 Arbeitslohn
- 2.— Trägerlohn
- —.15 Auslagen

Mk. 61.24 Ausgabe
- 77.— Einnahme

Gewinn Mk. 15.76.

100 Stück 28/18 bb.,
pro Stück zu Mk. 1.08
Mk. 39.20 Folie
- 23.52 Quecksilber
- 20.— Arbeitslohn
- 2.90 Trägerlohn
- —.20 Auslagen

Mk. 85.82 Ausgabe
- 108.— Einnahme

Gewinn Mk. 22.18.

100 Stück 30/16,
pro Stück zu Mk. 1.04
Mk. 36.80 Folie
- 21.84 Quecksilber
- 20.— Arbeitslohn
- 3.— Trägerlohn
- —.20 Auslagen

Mk. 81.84 Ausgabe
- 104.— Einnahme

Gewinn Mk. 22.16.

100 Stück 30/18 bb.,
pro. Stück zu Mk. 1.15
Mk. 42.— Folie
- 25.50 Quecksilber
- 20.— Arbeitslohn
- 3.50 Trägerlohn
- —.30 Auslagen

Mk. 91.30 Ausgabe
- 115.— Einnahme

Gewinn Mk. 23.70.

Für Zollspiegel 30/18 ist der Arbeitslohn nicht höher als für 28/18 Gläser, Mk. 20, der Profit erhöhte sich dagegen von Mk. 22.18 auf Mk. 23.70.

100 Stück 33/16 bb.,
pro Stück zu Mk. 1.13
Mk. 39.20 Folie
- 23.52 Quecksilber
- 22.80 Arbeitslohn
- 4.— Trägerlohn
- —.50 Auslagen

Mk. 90.02 Ausgabe
- 113.— Einnahme

Gewinn Mk. 22.98.

100 Stück 33/18 bb.,
pro Stück zu Mk. 1.30
Mk. 47.60 Folie
- 28.60 Quecksilber
- 22.80 Arbeitslohn
- 4.— Trägerlohn
- —.50 Auslagen

Mk. 103.50 Ausgabe
- 130.— Einnahme

Gewinn Mk. 26.50.

100 Stück 36/16 bb.,
pro Stück zu Mk. 1.40
Mk. 47.60 Folie
- 28.60 Quecksilber
- 25.71 Arbeitslohn
- 4.— Trägerlohn
- —.50 Auslagen
Mk. 106.41 Ausgabe
- 140.— Einnahme
Gewinn Mk. 33.59.

100 Stück 36/18 bb.,
pro Stück zu Mk. 1.60
Mk. 53.20 Folie
- 31.92 Quecksilber
- 28.58 Arbeitslohn
- 4.— Trägerlohn
- —.50 Auslagen
Mk. 118.20 Ausgabe
- 160.— Einnahme
Gewinn Mk. 41.80.

Im Geschwindmarsch rückt die Profitrate vor, nur widerwillig schleicht der Arbeitslohn hinterher, und die Entfernung zwischen beiden vergrössert sich beständig; jener ist, wenn man Judenmaassspiegel und 36/18 Gläser vergleicht, um das Zwölffache, der Arbeitslohn nur um das Doppelte gestiegen. Nun ist der Heimbeleger nur ein Untergebener des grosskapitalistischen Exploiteurs; zwar wird er seinen Gewinn mit Geldverleiher, Grundbesitzer u. s. f. theilen müssen, aber immerhin ist bei der Jagd nach dem Mehrwerth das ihm zufallende „curée“ nicht gering. Je ärger ihn die Manufaktur in die Enge treibt, um so eifriger muss der Kleinmeister in äusserster Anspannung der Arbeiter, in möglichster Herabdrückung der Löhne, in immer ausschliesslicherer Ausnützung der Frauenarbeit sich bethätigen. Konfessionslos wirthschaftet das Kapital, das kleine und das grosse, das christliche und das hebräische, die Aufhäufung von Mehrwerth auf Kosten des Arbeiters ist sein Ziel. So erlebt man hier dasselbe erhebende Schauspiel bei solchen, „deren Seele,“ wie Sancho Panza zum Baccalaureus Simson Carrasco sagt, „vier Finger dick von altchristlichem Specke eingeschlossen ist,“ wie, nur auf grösserer Stufenleiter, bei den jüdischen Grossspiegelmachern. Es gibt die Gewinnskala des Heimbelegers einen kleinen Anhaltspunkt für die profitablen Geschäfte der kapitalkräftigen Belegbesitzer. Freilich ist jedem Fremden ihr Hauptbuch mit sieben Siegeln verschlossen, aber der Schluss von dem Ernteertrag der Heimbeleger auf den Gewinnst der grossen Unternehmer ist leicht zu machen. Jedoch ist es kaum nöthig, sich bei diesen Zahlen aufzuhalten; man

werfe einen Blick auf die prachtvollen Häuser der Spiegelbelegbesitzer, auf ihren Komfort und Luxus, der in dem engen Rahmen der Proletarier-Kleinstadt Fürth mit um so grelleren Farben aufdringlich das Auge trifft, dicht neben dem Schmutz, der Dürftigkeit, dem Elend der arbeitenden Armuth; man erinnere sich, dass amtlich diesen Herren bescheinigt wurde, dass sie „durchgängig gut situirt sind“, man denke an die Höhe der Fürther Spiegel-Ausfuhrziffern. Begeistert kann der Panegyriker dieses respektablen Geschäftszweiges ausrufen wie Mr. Squeers: „Here is richness!“

Fragt man nun, aus welchen Schichten sich die Belegarbeiter rekrutiren, so muss vor Allem darauf geachtet werden, dass Niemand das Belegen als ersten Lebensberuf erwählt, etwa wie ein junger Mensch Buchdrucker, Schlosser, Schneider wird. Wir haben es vielmehr bei den Belegarbeitern mit Soldaten der industriellen Reservearmee zu thun; es sind Leute, die in einem anderen Gewerbe arbeitslos geworden sind, die in anderen Branchen keinen genügenden Lebensunterhalt haben finden können, kleine Geschäftsleute und Kleinmeister, die durch die moderne Entwicklung proletarisirt worden sind, durch Krisen auf's Pflaster geworfene Industriearbeiter. Die Belege ist der letzte Zufluchtsort der Erwerbslosen, welche unter der Wucht der Entbehrungen bereits mürbe geworden sind. Sie ist das Becken, in welchem der Niederschlag der in anderen Gewerben überflüssig und arbeitsuntauglich gewordenen Arbeiterbevölkerung sich sammelt. Jede Erschütterung des Wirtschaftslebens, jede Schwankung des lokalen Marktes setzt Hände frei, wirft zahlreiche Arbeiter ausser Brot, jede Krise züchtet frische Belegarbeiter.

Die Spiegelmanufaktur in ihrer heutigen Gestalt wurzelt unmittelbar in den Schwankungen des industriellen Zyklus, der mit der Nothwendigkeit eines geschichtlichen Naturgesetzes periodisch sich wiederholt. Die neue Fluth vermag nicht so viel Schiffe flott zu machen, als während der vorhergehenden Ebbe auf den Strand gelaufen sind. So bleibt ein stetig sich vermehrendes Menschenmaterial zur Verfügung der Belegen, so reguliren sich Lohn- und Arbeitsbedingungen durch die wachsende Noth der Zeit, die immer furchtbarer sich gestaltende Zeit der Noth. Die Belegbesitzer haben nur hinein-

zugreifen „in's volle Menschenleben“, es wird stets eine hinreichende Zahl von Solchen geben, die aus Furcht vor dem Pauperismus sich der ultima Thule des Fürther Arbeiters, der Belege, zuwenden. So kommt es, dass die Rekruten der Belegen zum grossen Theil durch Noth und drückende Armuth körperlich heruntergekommene Menschen sind, deren Organismus den Angriffen des Quecksilbergiftes noch weit weniger widerstehen kann, als ein gesundes, gutgenährtes Individuum. Der Hunger treibt den Proletarier in die Belege. Welches Loos ihm dort erblüht, er weiss es, aber die Familie darbt, und der scheinbar hohe Lohn lockt, und so im Kampf zwischen Hunger und Brot um den Preis langsamerer oder schnellerer Vergiftung wählt er das Letztere.⁵²⁾ Je schärfer die wirthschaftliche Entwicklung die Krisen zuspitzt, je gewaltiger die Massenarmuth ihr Haupt erhebt, je mächtiger der Alp des ökonomischen Niedergangs auf der Arbeiterklasse lastet, um so zahlreicher wird die Reservetruppe, welche im industriereichen, also auch allen industriellen Störungen unterworfenen Fürth für die Quecksilberbelegen zur Verfügung steht. Die Verhältnisse der Arbeiter verschlechtern sich tagtäglich. In Fürth wurde Dezember 1879 eine Volksküche eröffnet, welche durch einen bestimmten Fonds unterstützt wird, so dass eine Portion um 10 Pfennig abgegeben wird. Dieselbe hat im ersten Jahre 42 000, 1880/81: 29 000, 1881/82: 30 600, 1882/83: 41 473, 1883/84: 37 867, 1884/85: 30 165, 1885/86: 30 989 Portionen abgegeben. „Da im Sommer die Nachfrage eine sehr geringe ist, so wurde ihre Thätigkeit auf den Winter

⁵²⁾ Dickens erzählt von einem Besuche bei in Londoner Bleimühlen beschäftigten Arbeiterinnen. Die Eine sagt zu ihm: „Sure 't is the lead-mills, where the women gets took in at eighteen-pence a day, sur, when they make applicaytion early enough and is lucky and wanted, and 't is lead-pisoned she is, and some of them gets lead-pisoned soon and some of them gets lead-pisoned later . . .“ „She knew all about the lead-poisoning,“ sagt Dickens, „and how the symptoms came on, and how they grew, having often seen them . . . What could she do? Better be ulcerated and paralysed for eighteen-pence a day, while it lasted, than see the children starve.“ A small star in the East in „New Uncommercial Samples“. The mystery of Edwin Drood and some uncollected pieces by Charles Dickens, Boston 1870, pag. 186, 187.

beschränkt.“⁵³⁾ Solche Einrichtungen sind ein Gradmesser des zunehmenden Massenelends, sie sind zugleich Denkmäler der Richtung, die in der Austheilung breiter Bettelsuppen das Endziel der Sozialpolitik sieht. Man öffnet den Arbeitern nicht die Pforten zur Kulturwelt, man gewöhnt sie nicht an die Befriedigung zahlreicher höherer Bedürfnisse, vielmehr schreibt die bürgerliche Spittelsuppenmoral als Losungswort die Bedürfnisslosigkeit der Arbeiterklasse auf ihre Fahne. Sie unternimmt es, die soziale Frage auf den Altentheil des Rumfordismus mit seinen Sparkochrezepten zu setzen und prämiirt so den Unternehmer, welcher derartige Verwohlfeilerung des Arbeiter-Lebensunterhalts mit Lohndrückerei beantwortet. Aber solche Institute zeigen uns den wunden Fleck, sie deuten den Zwang an, grösseren und immer grösseren Kreisen der Bevölkerung aufgeherrscht, billigste und kargste Ernährung zu suchen. Schwieriger wird es von Tag zu Tag für den Nichtbesitzenden, sein Dasein zu fristen. Die Ziffer der relativen Ueberschussbevölkerung schwillt konstant an. In den Familien der Arbeiter ist die Noth ein oft gesehener Gast. Der Ernährer wird aufs Pflaster geworfen, sei es durch die fortschreitende Technik, die eine Maschine an die Stelle der Menschenhand setzt, sei es durch die Stagnation, die dem tollen Treiben der Ueberproduktion so sicher zu folgen pflegt. Deshalb finden wir in den Belegen verheirathete Frauen, die nicht genug verdienen, um die Familie zu erhalten, Wittwen, deren Kinder nach Brot schreien, Mädchen, die ein Kind der Liebe zu ernähren haben. Die Frauen waren früher Fabrikarbeiterinnen, Dienstmädchen, es sind Handwerkerfrauen u. s. w., unter den Männern finden sich Metallschläger, Schreiner, Schlosser, Büttner, Drechsler, Gürtler, ein Gärtner, ein Schneider, ein Metzger, ein Vergolder, ein Holzschnittmeister, ein Aufreisser in einer Möbelfabrik, ein Hausknecht u. s. w. Solch ein Neuling wird rasch angelernt, er zahlt bisweilen dem Meister oder dem befreundeten Beleger, welcher ihn unterweist, auch noch ein Lehrgeld, das sich bis auf Mk. 20, ja Mk. 30 beläuft. In einigen Monaten hat der Belegernovize die Anfangsgründe des Geschäfts inne, ein geübter

⁵³⁾ Generalber. etc., das Jahr 1881 umfassend, S. 89. Die Zahlen von 1882/83 nach einer Mittheilung des Herrn Dr. Degen.

Beleger wird er aber erst nach längerer Thätigkeit. Eine bunte Gesellschaft findet sich in den Belegen zusammen, vor Allem sind es Industriearbeiter; unter den Belegmeistern finden wir besonders deklassirte Kleinmeister. Jede wirthschaftliche Erschütterung wirft Schiffbrüchige auf den Strand. Die Belegarbeiter sind eine Sekte, die nicht durch Fortpflanzung sich erhält, sondern durch Prose-lyten: ihre Bekehrungsgeschäfte besorgt mit unwiderstehlicher Beredsamkeit und mit der ihm eigenen brutalen Logik der krisenreiche Industrialismus selbst. Was wird aus den alten Belegern? Heruntergekommen, ruinirt, zu keiner anstrengenden Arbeit mehr fähig, untauglich selbst zum Belegen, verfallen sie der Armenpflege (fielen doch 1883 nicht weniger als 16 Quecksilberkranke derselben zur Last⁵⁴⁾) oder sie fristen in jämmerlicher Weise in allerlei Geschäften ihr Dasein. Die früheren Belegmeister freilich sind durchgängig besser daran, sie erfreuen sich einer gewissen Wohlständigkeit, besitzen Gastwirthschaften u. s. w., ja es gibt eine ganze Anzahl Wohlhabender unter ihnen, die als Hausbesitzer und Rentner leben und von den Fabrikanten als Beispiele für die Vortheile des Arbeitens in Belegen mit Vorliebe gezeigt werden. Vortheile des Arbeitenlassens muss es heissen: und doch sind die meisten Belegmeister auch merkurialkrank. Unter den eigentlichen Belegarbeiter-Veteranen gibt es Thurmwächter, Hausirer, Kolporteure, Strassenarbeiter, Gemeindetagelöhner, Packträger, Ausläufer, Vereinsdiener: alle aber leiden an den Folgen der Giftarbeit. Gegenüber solchen hässlichen und halsstarrigen Thatsachen moralisirt der aufgeklärte Grossbürger, wie der fette Sir John über seine verlumpte Kompanie, die er auf das Schlachtfeld von Shrewsbury als Kanonenfutter führt: „Faith, for their poverty — I know not where they had that: for their bareness, I am sure, they never learned that of me.“

Gewerkschaftliche Organisationen der Belegarbeiter gibt es nicht. Die aus allen Branchen in die Beleganstalt gewirbelten heterogenen Elemente in freier Vereinigung zusammenzufassen, ist ja sicher nicht allzuleicht. Aber vor Allem fehlt es bei diesen durch ihre

⁵⁴⁾ „Denkschrift“, S. 28.

Berufsthätigkeit leiblich und geistig zu Grunde gerichteten Menschen an der nöthigen Spannkraft und der Fähigkeit zur Initiative. Verzweifelte sind zu Akten, die der Impuls eingibt, fähig, aber anders ist es mit einer zähen, dauernden Verfolgung bestimmter Ziele in geschlossenem Verein. Und das Quecksilber sorgt dafür, dass Schlaffheit, fatalistische Ergebung in den Willen des Kapitals, Mangel an Gemeingefühl, nervöse Gereiztheit und ein bedenkliches Minus an Energie hervorstechende Eigenschaften der Quecksilberarbeiter sind. Die Merkurialkasse, welche noch im Jahre 1883 bestand, die von den Fabrikanten in's Leben gerufen wurde und bei 30 Pf. Wochenbeitrag und 400 Mk. Beitrag seitens aller Fabrikanten eine wöchentliche Unterstützung von zirka 10 Mk. gewährte, ist selbstverständlich kein Arbeiterverein. Zählte er doch im Jahre 1883 16, sage sechzehn Mitglieder, und dieselben waren meist Belegmeister. Aber wie die Arbeiter selbst über die Gefährlichkeit ihres Berufes urtheilen, kann nicht greller beleuchtet werden als durch den längst gefassten Beschluss der Vereinsleitung, dass kein Arbeiter als Mitglied aufgenommen werden darf, der schon zwei Jahre beim Geschäft ist, er mag anscheinend so gesund sein als er mag. Hat der Verein doch, trotz seiner verschwindend kleinen Mitgliederzahl gegenüber den Hunderten von Quecksilberarbeitern, in manchen Jahren schon 8—9 Leute in Merkurialkrankheiten unterstützen müssen. Seit Einführung des Krankenkassengesetzes lässt dieser Verein, der schon lange auf dem Aussterbeetat gestanden, nichts von sich hören. Von irgend welcher Bedeutung war er nie.

Die Fürther Quecksilberspiegelbelegerei weist dieselbe Arbeitsweise auf, wie sie Porta und Garzoni im 16., wie sie Sprengel im 18. Jahrhundert beschrieben hat. Mit Zähigkeit hat die Manufaktur an der seit Jahrhunderten überlieferten urwüchsig-handwerksmässigen Technik festgehalten. Aber in die alten Schläuche ist neuer Wein gefüllt worden. Der Kleinmeister ward herabgedrückt zum Untersassen des Kapitalisten, die kleine Werkstatt reckte sich aus zur Manufaktur, an Stelle des Zusammenwirkens Weniger trat die Kooperation Vieler, die Heimbelegen wurden zu grösseren Betrieben zusammengeschlagen, und die Weiberarbeit begann erfolgreich die männlichen Arbeitskräfte zu verdrängen. Die Uebelstände der Haus-

industrie vererbten sich auf die neue Betriebsform, und der Belegmeister erschien als beredter Dolmetscher der Wünsche des Kapitalisten, welcher gefühlvoll sich hinter seinen Mandatar zurückzieht. Mit der Ausdehnung der Spiegelmacherei erwuchs immer gefahrdrohender der Merkurialismus, ohne dass irgend welche genügenden Schutzmassregeln für die Gesundheit der Arbeiter getroffen wurden, verschlechterten sich Arbeitsbedingungen, Einkommen, Lebensführung der Arbeiter, die hervorgegangen aus der industriellen Reservearmee. So trägt die Spiegelmacherei die Charaktermaske der modernen organischen Manufaktur, welche im Bunde mit der Hausindustrie die Hauptquelle des deutschen Ausfuhrhandels ist. In die idyllischen Räume, wo sich Belegtisch an Belegtisch drängt, ist die Maschine noch nicht eingezogen, mit einfachem Handwerkszeug rackern sich die Arbeiter in der Belege ab; ihr Anwender lebt so von seiner „Hände“ Arbeit. Rackern sich ab in einer Arbeitsqual, welche Mark und Knochen vergiftet. Aber die einzige Aufgabe des Unternehmers ist es, Mehrwerth zu schaffen. Darum fabrizirt er die Spiegelwaaren, so viel Elend sie den Schöpfern derselben, den merkurialisirten Lohnarbeitern bringt, weil er weiss, „dass alle Waaren, wie lumpig sie immer aussehen und wie schlecht sie immer riechen, im Glauben und in der Wahrheit Geld, innerlich beschnittene Juden sind, und zudem wunderthätige Mittel, um aus Geld mehr Geld zu machen.“⁵⁵⁾ Was den Alchymisten niemals gelungen, glückt dem modernen Belegbesitzer, er macht aus Quecksilber Gold. Verschwunden sind die Räthselzeichen und das an Chaldäismen reiche Hebräisch der Kabbala, weggefeigt sind die seltsamen Apparate, die Retorten, Tiegel, Pfannen, Gläser der mittelalterlichen Goldmacher. Für die krause Sprache der Kabbala das kreuzverwirrte Rothwälsch des Kurszettels, für das Laboratorium die moderne Belege. Nicht mehr in weltscheuer Zurückgezogenheit macht der Alchymist seine tausend erfolglosen Proben und Versuche, am hellen Tage beim Lärm des Marktes erscheint des Erfolges sicher der kapitalistische Exploiteur. Der Stein der Weisen ist gefunden, Plutos Schätze fallen

⁵⁵⁾ Marx l. c. S. 129, 30.

dem Glücklichen in den Schooss, der es versteht das Quecksilber durch die Knochen der Arbeiter zu filtriren.

Die Arbeiter zahlen die Zeche. Sie werden die Opfer des Systems, das sie in immer grösserer Zahl erzeugt und sie immer mehr pauperisirt, um auf der anderen Seite eine besitzende Minderheit zu schaffen, in deren Schooss die Zentralisation der Kapitale mit Riesenschritten vorwärtsgeht. Was J. St. Mill von den kapitalistischen Yankees gesagt, dass die alleinige Aufgabe des einen Geschlechts die Jagd nach dem Dollar, die einzige Funktion des anderen das Hecken von Dollarjägern („the breeding of dollar hunters“), gilt für die gesammte Kapitalistenklasse als solche. Wir haben die Nothlage der Fürther Belegarbeiter kennen gelernt. Wenn die Arbeiter aber Regelung des Wirthschaftslebens fordern, wenn sie ankämpfen gegen die Anarchie der Produktion, so schaaren sich die Kapitalisten um das Banner der Ordnung. Machen die Arbeiter Front gegen den Industrialismus, der ihr Familienleben zerstört, so kämpfen die Unternehmer dagegen im Namen der Familie. Wollen die Arbeiter Schutzgesetze, um mit ihrem einzigen Eigenthum, der Arbeitskraft, haushälterischer wirthschaften zu können, so ist das bürgerliche Eigenthum in Gefahr. Raffen sich die Arbeiter auf zu einer sozialpolitischen Arbeiterbewegung, formuliren sie bestimmte Forderungen, so ist der Untergang der Religion besiegelt. Denn die Religion des Kapitals, das ist der Kultus des Mammons. Die hansischen Kaufleute machten die Kirchen zu Waarenlagern, der moderne Bourgeois schafft jedes Waarenlager zu einer Kirche um, deren Glaubensbekenntniss lautet: Der Mehrwerth ist Gott, und der Kapitalist ist sein Prophet.

IV. Die Gesundheitsverhältnisse der Beleg- arbeiter.

Es ist Mittagszeit, die Fabriksäle und die Werkstätten Fürths entlassen aus ihrem Bann auf kurze Frist die Arbeiter. Da spielt sich in der Weinstrasse ein seltsames Schauspiel ab. Aus der Blumenstrasse, der Schwabacherstrasse strömen von allen Seiten nach dieser Gegend Männer und Frauen in buntem Gedränge. Arbeitsleute sind es, dürftige, und derb ist das Gewand, und die Arbeit, welche Jene verrichten, hat mit unverlöschlichem Griffel sich ihnen in's sorgenvolle Gesicht geschrieben, hat ihnen die Glieder mit ihrer Fabrikmarke gezeichnet. Das Gesicht aschfahl, die Augen trüb, das Zucken nervöser Gereiztheit um den Mund, und der eigenthümliche Gang! Das schwebt und wankt, das strauchelt beim Gehen und schwankt, zögernd setzt die Alte dort den Fuss vor, und Jenen schüttelt's am ganzen Körper, der schlenkert mit den Armen unruhig hin und her, und den dort hat das tückische Uebel auf der Strasse überfallen. Angstgepeinigt bleibt er stehen, er steckt die Hände in die Taschen und zwingt sich, sie darin zu halten. Schau' ihm in's Gesicht, und seine Furcht wird steigen, er kommt nicht von der Stelle, gelähmt vom Quecksilber. Sie sind alle krank, diese Beleger, Wischerinnen, Presserinnen und wie sie sonst heissen die zur Arbeit in den Belegen Verurtheilten. Dort unter der Menge schleppt sich ein Weib dahin, schwanger, blass, elend. Sie vergiftet in der Belege nicht blos sich, nein, auch das Kind, das sie unter'm Herzen trägt. Sprich doch einmal mit dem Beleger dort. Schon Jahrelang arbeitet er in einem grossen Geschäft, und schon mehrmals war er merkurialkrank, hat er „gewackelt“, wie sie es nennen; du klopfst ihm leicht auf die Schulter, er dreht sich erschrocken um und zittert. Die geringste Erregung, die bei gesunden

Menschen nicht die mindeste Störung verursacht, erschüttert solch eine quecksilberdurchwühlte Menschenruine. Er antwortet dir, und sein Athemhauch streift dich; trotz allen Gurgelns riecht der Athem der Beleger unerträglich. Und dann sieh dort, die Männer, die Weiber, wie sie jeden Augenblick ausspucken. Der Speichelfluss ist's, welcher sie peinigt. Den Belegbesitzern wächst die lachende Goldfrucht des enormen Profits entgegen, und den Belegarbeitern läuft dabei das Wasser im Munde zusammen. Betrachte dir einmal genau jene Frau, die so schwerfällig daherkommt. Das ist eine Belegerin aus einem sogenannten deutschen Geschäft. Dort werden sehr grosse Spiegel belegt, und der Beleger kann die zentnerschwere Platte nicht allein lenken. Deshalb muss die Hilfsarbeiterin die wuchtige Glasplatte mitheben und über das Amalgam schieben, dabei muss sie natürlich sich sehr anstrengen, die Beine gespreizt halten und daher der charakteristische Gang. Folgen wir einigen Arbeiterinnen, die sich in ein bescheidenes Wirthshaus in der Nähe der Ludwigsbahn begeben. Sie setzen sich abgesondert an einen eigenen Tisch, denn sie lieben keine fremde Tischgesellschaft, hastig wird das kärgliche Mahl verzehrt. Das Mädchen dort — sie hat ein Kind zu ernähren — ist Wischerin schon seit Jahr und Tag. Die hochgradige Reizbarkeit spricht aus ihrem unruhigen Wesen, dem scheuen Blick; da bemerkt sie plötzlich, als sie den Löffel zum Munde führt, dass ein Fremder ihr beim Essen zusieht. Die Suppe wird verschüttet, der Löffel fliegt ihr aus der Hand, ein unheimliches Zittern überläuft sie, und sie muss einige Zeit pausiren, ehe sie es wagen kann, den Rest ihrer Mahlzeit zu verzehren. — Auf dem Amtsgericht geht es heute lebhaft zu. Augenblicklich steht eine ganz unbedeutende Sache zur Verhandlung, wie sie zu Tausenden aus den kleinen und kleinlichen Reibungen und Reibereien der wirthschaftlichen Interessen entstehen. Als Zeuge wird ein Beleger aufgerufen, der persönlich nicht im Geringsten an der ganzen Angelegenheit betheiligt ist, der eine einfache Aussage zu machen hat. Aber der Amtsrichter macht ein bedenkliches Gesicht, als er sieht, wen er vor sich hat. Er ist schon lange in Fürth und kennt seine Leute. Ruhig, freundlich, mit grosser Vorsicht vernimmt er den Beleger, aber das, was ein normales Individuum

ganz unberührt liesse, ruft bei Jenem eine mächtige Erregung hervor. Die Umgebung verwirrt ihn, er fängt an zu stottern, er stockt, er zittert, und heute ist aus diesem Zeugen nichts herauszubringen. — Wir sind auf dem Standesamt. Eine Belegarbeiterin hat geheirathet und ihr wird das Protokoll zur Unterschrift vorgelegt. Sie greift nach der Feder, versucht zu schreiben, und der willkürlichen Bewegung entzogen, fliegt die Hand, die Feder reisst einige schwarze Krähenfüsse in das sauber gefalzte Papier — ihren Namen zu unterschreiben ist sie nicht im Stande. Und sie hat in der Schule zu den Besten im Schönschreiben gehört. Was bleibt ihr Anderes übrig, als drei Kreuze zu machen, und achselzuckend beglaubigt der Standesbeamte diese Signatur. — In einem der elendesten, schmutzigsten, verlorensten Winkel des Arbeiterviertels, in einem Seitengässchen, steht eine baufällige Baracke, in welcher dichtgedrängt zahlreiche Proletarierfamilien wohnen. Eine enge, knarrende Wendeltreppe hinauf kommen wir in den zweiten Stock. Dort wohnt in einem sauber gehaltenen Gelass eine verheirathete Belegarbeiter-Invalidin — in zwei Stübchen drängt sich Urväter-Hausrath dicht zusammen, niedrig ist die Decke und klein die Fenster, dumpf die Luft. Die jetzt 57jährige Frau war zweiundzwanzig Jahre Belegerin, jetzt ist sie Händlerin und nährt sich mühsam. Ursprünglich offenbar eine stattliche, kräftige Gestalt, ist sie eine kontrakte, verelendete Frau geworden, ein wahres Jammerbild. Die Finger an beiden Händen sind gekrümmt, ihre Glieder zittern bei der geringsten Irritation, — und was irritirt nicht einen Quecksilberarbeiter —, sie leidet beständig an Speichelfluss, an dem „Quecksilberspucken“, wie sie sagt. Wie furchtbar sie hat leiden müssen, das erzählen uns die Aufzeichnungen des Spitalarztes. 1878, 1879, 1880, 1882 finden wir über ihren Spitalaufenthalt folgende Vermerke: 17. Dez. 1878 bis 27. Jan. 1879, Erkrankung an Tremor (Zittern) und Stomatitis (Entzündung der Mundschleimhaut); 24. März bis 5. Mai 1879 hochgradiger Merkurialismus, starker Tremor und Stomatitis; 24. Febr. bis 5. April 1880, starker Tremor und Stomatitis; 1882 ohne nähere Zeitangabe, Tremor und Stomatitis. Dann hörte sie auf zu arbeiten. Als ihr Mann erwerbslos wurde, ging sie wieder in die Belege, musste aber

aufhören, da der Merkurialismus in hohem Grade sich sofort bei ihr wieder einstellte. Kinder hat sie fünf gehabt, kein einziges lebt. Sie sind zwischen 6—20 Wochen alt geworden; nur eines, das aber immer schwächlich blieb, erreichte ein Alter von drei Jahren. Das sind Bilder aus dem Leben, in Fürth so alltäglich, dass kaum Jemand sich dabei aufhält.

An der Hand des ausgezeichneten Gewerbehygienikers Hirt und gestützt auf die Denkschrift des Fürther ärztlichen Bezirksvereins und die gründliche Abhandlung des Fürther Bezirksgerichtsarzts Dr. Wollner, wollen wir kurz die Erkrankungsformen der Beleger und dann die sanitären Zustände in Fürth darstellen. Wir haben im III. Abschnitt bereits ausführlicher geschildert, wie beim Spiegelbelegen der Quecksilbereinfluss sich in mannigfacher Weise geltend macht. Beständig ist der Arbeiter in der Quecksilberatmosphäre, er athmet den Staub des Zimmers ein, der quecksilberhaltig ist, er inhalirt die Dämpfe des verdunstenden Quecksilbers. In den Ritzen und Fugen des Fussbodens liegt das Metall verzettelt, in den Falten seiner Kleider trägt er es mit nach Hause, wo es wiederum schädlich wirkt. Hirt¹⁾ fasst das Gesammtergebniss der Untersuchungen über den Merkurialismus der Beleger in folgenden Sätzen zusammen:

1. Häufig treten bei den Spiegelbelegern vor der chronischen Erkrankung wiederholt akute Affektionen auf, z. B. Stomatitis (Mundschleimhautentzündung), Gastrizismus (Magenenerkrankungen), Darmkatarrh. Es drangen dann wohl relativ grosse Mengen des Giftes schnell in den Organismus ein, um bald wieder ausgeschieden zu werden.

2. Ganz allmählig entwickelt sich die chronische Quecksilbervergiftung, wobei regelmässig das Nervensystem augenscheinlich betheiligt ist. Hier handelt es sich um die langandauernden Einwirkungen relativ kleiner Mengen des Giftes. Die verschiedenen Intensitätsstufen, welche fast immer nur als zeitliche Stadien der Vergiftung betrachtet werden können, sind folgende:

¹⁾ L. Hirt, Die gewerblichen Vergiftungen und die von ihnen besonders heimgesuchten Gewerbe und Fabrikbetriebe. S. 153 und 154.

a) Die Entwicklungsstufe des Erethismus. Die Kranken werden matt, blass und abgemagert; Kopfweh, oft in hohem Grade, Schwindel, Ohrensausen belästigen ihn; eigenthümliche seelische Reizbarkeit, wodurch das Gemüth verstimmt, der Kranke ärgerlich, für seine Umgebung schwer erträglich wird, ist wahrnehmbar; der Appetit nimmt ab, die Speichelabsonderung nimmt zu. Wollner sagt darüber: „Wer wie ich, oft gesehen hat, wie ein Beleger durch den geringfügigsten Umstand, durch einen leisen Widerspruch in einen Zustand von Aufregung versetzt wurde, welcher von einem Tobsuchtsanfall kaum zu unterscheiden ist, der muss nur staunen, dass es solchen Menschen noch möglich ist, oft noch längere Zeit weiter zu arbeiten. Allerdings kommt es auch vor, dass ein solcher Anlass, eine geringe Erregung, ein Schreck etc. hinreicht, den schlummernden Tremor zu erwecken, und dann für viele Monate schwere Erkrankung zu veranlassen. In jüngster Zeit besuchte ich zum Zweck der Kontrolle der Belege einen Belegmeister, der als gesund geführt wurde und sich selbst für gesund erklärte. Dieser ihm nicht genehme Besuch brachte ihn in eine solche Aufregung, dass er, unfähig zu reden, plötzlich von einem so heftigen Tremor der Beine erfasst wurde, dass er mitten im Zimmer zusammenstürzte und nicht mehr im Stande war, sich zu erheben. Am nächsten Tage begegnete er mir auf der Strasse und bemerkte mir, dass ich ja nicht glauben möge, dass er merkurialkrank sei, ‚er habe sich nur geärgert‘ und thatsächlich war an ihm kein Tremor bemerkbar. Drei Wochen später legte er sich wegen Mattigkeit und liess den Arzt rufen; ein mit den unteren Extremitäten beginnender Tremor steigerte sich bald durch Antheilnahme aller Muskeln zu solcher Heftigkeit, dass der Tod am 16. Tage eintrat.“ L. c. S. 427.

b) Die Entwicklungsstufe des Tremor. Der Tremor mercurialis, auch „das Zittern der Vergolder“²⁾ genannt, weil bei den

²⁾ Hirt, a. a. O., S. 147, bemerkt, dass auch ältere Schriftsteller bereits hierauf sich beziehende Beobachtungen gemacht hätten, er nennt als Ersten Fernelius, der im Jahre 1579 hierüber geschrieben. Ich bin in der Lage festzustellen, dass bereits das 14. Jahrhundert die Quecksilbervergiftung als gewerbliche Krankheit gekannt hat. Konrad von Megenberg in seinem 1349 oder 1350 geschriebenen „Buch der Natur“ (herausgegeben von Pfeiffer

Arbeitern dieser und verwandter Gewerbe zuerst beobachtet, ist unter den durch das Quecksilber hervorgerufenen Nervenerkrankungen die wichtigste, entsteht meist allmählig, so dass man eine scharfe Grenze zwischen der Entwicklungsstufe des Erethismus und Tremor nicht ziehen kann. In den Extremitäten hat der Kranke die Empfindung des Ameisenkriechens, Pelzigwerdens und andere Gefühlsstörungen, die Gelenke (vorzüglich des Daumens, Ellenbogens, Knies), sind schmerzhaft und können deshalb nur mangelhaft benützt werden. Das eigentliche Zittern beginnt unmerklich, und zeigen sich dann die auffallendsten Erscheinungen in dem Gebiete der willkürlichen Muskeln; dieselben werden im Laufe der Krankheit dem Willen vollständig entzogen, so dass der Kranke bald nicht mehr vermag, einen Gegenstand (Gabel, Messer, Löffel) in der von ihm beabsichtigten Weise zu gebrauchen und zu regieren. Die verschiedensten Muskelgebiete werden nach einander ergriffen, Arme und Beine erkranken frühzeitig, auch die Sprache versagt ihre Dienste, dagegen verhalten sich die Gesichtsmuskeln verhältnissmässig lange normal; werden sie ergriffen, dann wird das Gesicht oft bis zur jammervollen Grimasse verzerrt. Auf dem Gipfelpunkt des Leidens ist der Kranke absolut hilflos, er muss an- und ausgekleidet werden und ist manchmal nicht im Stande zu kauen. Kussmaul, der berühmte Mediziner, sagt darüber: „Ein wunderbares Schauspiel der zuchtlosesten Anarchie im weiten Gebiete des willkürlichen Muskelsystems rollt sich vor uns auf.“ Dieser sehr richtige Satz bedarf indessen nothwendig der Ergänzung: Ein wunderbares Schauspiel der zuchtlosesten Anarchie im weiten Gebiete des willkürlichen kapitalistischen Systems der Arbeitsausnützung rollt sich vor uns auf. Doch weiter im Text! Auch die automatischen

S. 476 und 477) sagt im Abschnitt „Von dem Köcksilber“: „Sein rauch ist den glidern gar schad und verderbt die âdern und macht die lîder sühtig mit dem siehtum, der paralise haizt, und alsô verderbt ez mangeln goltsmit und mangeln gesmeidkünstler . . .“ — Ganz geläufig schon erscheint der aus der Quecksilberspiegelbelegerei entlehnte Vergleich bei Cervantes: „Levantado pues en pié D. Quijote, temblando de los piés à la cabeza como azogado, con presurosa y turbada lengua dijo . . .“ Don Quijote, Parte II, cap. XXXII, p. 541. Paris 1882. Der zweite Theil des Don Quijote erschien 1613.

Muskelapparate bleiben nicht unbehelligt, der Puls wird meist verlangsamt, die Athmung geschwächt; die Muskulatur des Magens und Darms scheint bisweilen zu erlahmen, daher die häufige Auftreibung der Magen- und Unterleibsgegend. Häufig treten auch Schwindel, heftige Kopfschmerzen, Ohrensausen, ziehende Schmerzen in den Extremitäten auf. Die Dauer der Krankheit beträgt selbst in den günstig verlaufenden Fällen mindestens 4 bis 6 Wochen; die Genesung tritt ganz allmählig ein. Schwäche, selbst Lähmungen einzelner Gliedmassen bleiben manchmal zurück. „Dass der Tremor so heftig wird, dass er ohne weitere Komplikation den Tod bedingt, ist keineswegs so sehr selten; in den letzten vier Jahren kamen doch zwei Fälle vor, bei sonst noch gut genährten und kräftigen Individuen. Was die Häufigkeit des Tremor gegenüber der Stomatitis betrifft, so waren unter den früher beobachteten 192 Fällen 161 mit Tremor Behaftete; im Jahre 1885 waren von 100 Erkrankten nur 12, im Jahre 1886 von 84 Erkrankten nur 8 mit Stomatitis allein erkrankt.“ (Wollner l. c. S. 428.)

c) Das Stadium terminale, das Endstadium. Nervensystem völlig zerrüttet, erschöpfende Durchfälle und Schweisse führen zum Tode.

3. Höchst selten treten Symptome schwerer Vergiftungen ohne die unter 1 angedeuteten Vorläufer auf.

4. Zu den häufigsten Komplikationen mit Merkurialismus gehören Intermittens (Wechselfieber) und Dysenterie. Die Syphilis an Arbeitern, während sie quecksilberkrank waren, gehört zu den grössten Seltenheiten.³⁾

³⁾ Warum wohl unsere „Spezialärzte“, so erfinderisch in allerlei Quecksilberkuren für die galanten Leiden der goldenen Jugend, dieser noch nicht als das beste Schutzmittel das Arbeiten in einer Quecksilberbelege empfohlen haben? — Eine auffallende Aehnlichkeit besteht, dies sei beiläufig bemerkt, zwischen der Handschrift von alten Belegern und von Paralytikern. Wer Gelegenheit gehabt hat, einen durch und durch merkurialisirten Belegerveteranen und einen Paralytiker schreiben zu sehen und das Geschriebene genauer zu betrachten, der wird bei Beiden das eigenthümliche Zittern, ich möchte es ein Stammeln der Hände nennen, bemerkt haben; die Worte sind bei dem Einen wie dem Andern zerfahren, durcheinanderlaufend, unklar, gestotterte Schriftzüge. Quecksilbervergiftung und fortschreitende Paralyse

Eine direkte Folge des Quecksilbereinflusses ist die Abstumpfung der geistigen Fähigkeiten. In höheren Graden des Uebels nimmt das Gedächtniss wesentlich ab, und es entsteht eine geistige Verödung, welche Hirt als „Merkurialblödsinn“ bezeichnet.

Unter den anderweitigen Erkrankungen, von denen die Spiegelbeleger häufig heimgesucht werden, ist vor Allem die Lungenschwindsucht zu nennen, welche durch Quecksilber-Erkrankungen ausserordentlich begünstigt wird. Nach Kussmaul kamen unter 56 unter dem Einfluss des Quecksilbers verstorbenen Personen 37 Personen auf Lungenschwindsucht, d. h. 71 Prozent der Verstorbenen. Es wird oft auf die höhere Sterblichkeit der Gefängnisbevölkerung und insbesondere auf das hohe Kontingent hingewiesen, das dieselbe zur Ziffer der an Lungenphthise Gestorbenen liefert. Im Jahre 1882 starben im Würzburger Zuchthause für Weiber 14 Büsserinnen, darunter 5, also 33.7 Prozent, an Lungentuberkulose. Im Zuchthaus St. Georgen starben von 20 Gefangenen 9 = 45 Prozent an Schwindsucht. Das Zuchthaus Lichtenau liefert 1880: 60 Prozent, 1881: 50 Prozent, 1882: 68 Prozent der Todesfälle infolge Tuberkulose. Im Jahre 1880

erzeugen eben beide pathologische Umwälzungen des motorischen Systems. — Interessant ist folgende Bemerkung Wollner's: „Ich habe früher einmal nach langer Erfahrung behauptet, kein Arbeiter verlässt die Belege früher, als er erkrankt ist. Das wäre ja auch aus der Leichtigkeit der Arbeit, der etwas besseren Bezahlung bei kürzerer Arbeitszeit, zu erklären, aber trotzdem bleibt es merkwürdig, wie es die Arbeiter nach den schwersten Erkrankungen immer wieder zur Belege zurückzieht, trotzdem sie oft eine anderweitige, lohnende und gefahrlose Beschäftigung gefunden haben. Ein erfahrener Belegbesitzer sagte mir oft: den Belegarbeitern geht es wie den Schnapstrinkern, sie kehren immer wieder zurück, sie können vom Quecksilber nicht lassen. Sollte das Quecksilber, da es doch zweifelsohne Erethismus hervorruft, vielleicht auch eine ähnliche angenehm erregende Wirkung besitzen wie der Alkohol?“ l. c. S. 428. Die Hauptursache der Rückkehr zur Belege ist und bleibt jedoch, was Wollner am wenigstens bestreiten wird, eine ökonomische, die Noth, und ferner die durch das Belegen herbeigeführte Zerrüttung des Organismus, die den Arbeiter zum Schaffen in anderen Erwerbszweigen unfähig macht. Was indess das Auftreten einer Quecksilbersucht nicht ausschliesst, die Belegen aber nur in desto unheimlicherer Beleuchtung zeigt. „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“

starben in der Gefangenanstalt Laufen 18, darunter 6 = 33¹/₃ Prozent, im Zellengefängniss Nürnberg 5, darunter 3 = 60 Prozent, in der Gefangenanstalt Zweibrücken 9, darunter 6 = 66.6 Prozent an Lungenschwindsucht.⁴⁾ In sämtlichen bayerischen Zuchthäusern, Gefangenanstalten und Arbeitshäusern trafen auf je 100 Erkrankte an Lungenschwindsucht Gestorbene:⁵⁾

1864—68	19.8 Prozent
1869—78	23.0 -
1880	24.1 -
1881	22.9 -
1882	18.3 -

Der Zuchthäusler ist demnach gesundheitlich günstiger gestellt, als der freie Arbeiter. Uebrigens sei an die Darstellung der Ernährungsverhältnisse im vorigen Abschnitt erinnert.

Besonders gefährdet erscheinen die Frauen. „Wir wollen mit allem Nachdruck darauf hinweisen, dass die Frauen, welche mit Quecksilber arbeiten, dem Einflusse desselben öfter und schneller unterliegen, als Männer, und dass die wahrscheinliche Lebensdauer der von ihnen geborenen Kinder sehr gering ist.“⁶⁾ Der Einfluss des Quecksilbers ruft eine grosse Prädisposition zum Abortus (zu Frühgeburten) hervor. „Die Thatsache steht fest, alle Beobachter sind darüber einig — trotzdem ist es vorläufig noch unmöglich, sie statistisch zu erhärten. Der Grund liegt nahe — nur der aller-kleinste Bruchtheil aller Aborten, auf 500 vielleicht einer, kommt zur Kenntniss des Arztes, alle übrigen gehen ohne jede Behandlung, oder höchstens mit Hilfe der Hebammen vor sich; kein Mensch, keine Behörde ist im Stande, diese Verhältnisse genau zu kontroliren.“ Fragt man hierüber die noch im Geschäft thätigen Belegarbeiterinnen, so wollen sie es meist nicht wahr haben. Von Frauen dagegen, die nicht mehr zum Schweigen gezwungen sind, wird das sehr häufige Vorkommen von Aborten offen zugegeben. Die Beleg-

⁴⁾ „Generalber.“, das Jahr 1882 umfassend, S. 172, 173; das Jahr 1880 umfassend, S. 182, 184. ⁵⁾ „Generalber.“, das Jahr 1882 umfassend, S. 187.

⁶⁾ Hirt, Die gewerbliche Thätigkeit der Frauen vom hygienischen Standpunkt aus. S. 16.

arbeiterinnen gebären meist schlecht genährte, mangelhaft entwickelte, bisweilen schon bei der Geburt kranke Kinder. Quecksilbervergiftete Kinder von einem Jahre sind keine Seltenheit; auch Skrophulose, Rhachitis (englische Krankheit) und Tuberkulose sollen bei Belegerkindern sehr häufig sein. Ein Beleger war dreimal verheirathet, alle drei Frauen waren Belegerinnen, die erste 16, die zweite 12, die dritte 4 Jahre lang; mit allen drei Frauen, die sämmtlich an der Abzehrung starben, hatte der Mann Kinder — alle starben an der Abzehrung, bis auf diejenigen von der dritten Frau, welche sie geboren hatte, ehe sie Belegerin wurde, diese blieben gesund. Die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahr ist enorm gross; nach Hirt sterben durchschnittlich 65 Prozent der von Quecksilberarbeiterinnen geborenen Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres. „Von der Bedeutsamkeit dieses Prozentsatzes“, sagt Hirt, „kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, dass sogar die Sterblichkeit der von meist schwindsüchtigen Glasschleifern erzeugten Kinder, welche unter den erdenklich schlechtesten Verhältnissen geboren und ernährt werden, weit dahinter zurückbleibt.“ In Bayern starben von 100 Lebendgeborenen im Durchschnitt der Jahre 1876—1880: 26.1, 1881: 25.5, 1882: 25.5 innerhalb des ersten Lebensjahres. Je nach der ehelichen oder unehelichen Abkunft ergibt sich für das ganze Königreich Bayern, dann für die unmittelbaren Städte und Bezirksamter rechts des Rheins, dass auf 100 Lebendgeborene treffen im ersten Lebensjahre Gestorbene: 7)

	Eheliche	Uneheliche
Königreich 1882	27.5	35.9
Gebiet rechts des Rheins	29.3	36.3
Hiervon treffen auf unmittelbare Städte	28.8	33.7
Bezirksamter.	29.4	37.2
Königreich } 1881	27.3	35.3
} 1876—1880	28.5	38.3

Die Mortalität der Belegerkinder übersteigt demnach die Durchschnittsziffern Bayerns, dessen allgemeine Kindersterblichkeit übrigens eine recht hohe ist. Doch wie steht es in Fürth selbst? Wie der

7) „Generalber.“, das Jahr 1882 umfassend, S. 12.

dortige Gerichtsarzt ermittelt hat (ich verdanke diese Ziffern Herrn Dr. Degen), starben in Fürth im ersten Lebensjahre:

1885	1886
Prozent	Prozent
36.3	36.0 aller Sterbefälle
24.6	29.4 der Lebendgeborenen
	oder
21.6	25.1 der ehelich Lebendgeborenen
36.7	47.1 der unehelich Lebendgeborenen

Auch diese offiziellen Daten zeigen deutlich, wie der Tod unter der Nachkommenschaft der Belegarbeiter eine reichere Ernte hält, als selbst unter den Bastarden, diesen unglücklichen Geschöpfen.

Nach Wolff starben von 1000 Geborenen vor dem Ausgang von einem Jahre 352 Bastarde, 305 eheliche Sprösslinge der Arbeiterklasse. In dem industriell hoch entwickelten Zürich fand sich 1866—1872 eine Kindersterblichkeit von 34 Prozent, in dem gewerbreichen Rouen, wo die Arbeiterfrauen grossentheils ausser dem Hause arbeiten, starben in den Jahren 1861—1866: 28 Prozent der Kinder unter einem Jahr, für uneheliche Kinder war die Sterblichkeit 49 Prozent.⁸⁾ Selbst die ausgesetzten Kinder gehen nicht in solchen Massen zu Grunde, wie die Fürther Spiegelmacherkinder; in Frankreich starben 47 von 100 Findlingen.⁹⁾ Welch vortreff-

⁸⁾ Westergaard l. c., S. 170, 180. ⁹⁾ A. von Oettingen, Moralstatistik, 3. Auflage. Erlangen 1882. S. 715. Wie sich der protestantische Pietismus zu den Ergebnissen der Mortalitätsstatistik stellt, die so grell die parties hon-teuses der Zivilisation beleuchtet, das mag uns der fromme v. Zezschwitz, Zur Apologie des Christenthums. 1865. S. 398 sagen: „Es stirbt Niemand nur für sich selbst! Jeder stirbt zugleich für Andere. Nicht so zwar, dass sie nun nicht auch sterben müssten; aber so, dass sie einen andern Tod sterben können, als sie ohne die Lehre des vielfachen Sterbens um sie her vielleicht gestorben wären . . . So stirbt der Vater für seine Kinder, das Weib für den Mann, der Mann für das Weib; so sterben obenan die Kinder, die unreifen, für das Geschlecht, dem sie angehören; sie vor Allem sind die kleinen Märtyrer des Todes für uns. Wie liesse sich anders der Tod der Kinder, die ihre Jahre nicht erreichen, mit Schöpferweisheit und Güte vereinen, wenn der Tod nicht die letzte und grösste That der Einen für den Anderen, eine Zucht für das ganze Geschlecht wäre! Jeden Augenblick dieser Zeit weihen versöhnend Sterbeseufzer ohne Zahl.“ Der Theologieprofessor

licher Beweis für die — Nothwendigkeit der Frauenarbeit in den Belegen! Dass aus einem solchen Industriebetrieb aber nicht einmal die schwangeren Weiber ausgeschlossen sind, zeigt das hohe Niveau der deutschen Sozialreform.¹⁰⁾ Gegenüber den Zuständen in der Belegmanufaktur, in welcher Herodes überherodisirt wird, muss den Gesetzesmachern immer wieder entgegentönen das Milton'sche: „Let slaughter no more be!“ Das ist Aufgabe der Arbeiterbewegung.

„Was die Sterblichkeit der Arbeiter betrifft, so scheint die der weiblichen Arbeiter in der Jugend eine relativ bedeutende zu sein; es kamen auf 15 Individuen, welche merkurialkrank zwischen 15 und 30 Jahren starben, 12 Arbeiterinnen. Von den 30 Arbeiterinnen, deren Lebensalter beim Tode man notirt hatte, starben 12 unter 30 Jahren, von den 26 Männern nur 3, d. h. unter 100 gestorbenen weiblichen Arbeitern waren 40 noch nicht 30 Jahre alt, unter

von Oettingen nennt solches Zeug „eine erfahrungsmässige Wahrheit“. L. c. S. 659. Der geistliche Beruf zählt nachweislich zu denjenigen, in denen die höchste Lebensdauer vorherrscht. Die gottesfürchtigen Herren zögern also, mit gutem Beispiel voranzugehen und die „höchste und letzte That“, die „Zucht für das ganze Geschlecht“ zu vollbringen. Von ihrer Nachkommenschaft zahllos wie Sand am Meer ganz zu schweigen; der Statistiker Ansell sen. hat die günstigen Lebensbedingungen derselben in seiner Tafel für englische Pfarrerskinder (Clergy children) nachgewiesen. ¹⁰⁾ „Die ungünstige Wirkung des Quecksilbers in der Spiegelindustrie tritt um so heftiger hervor, je mehr gerade Weiber in ihr beschäftigt werden. Es darf als sicher angesehen werden, dass das Quecksilber für Missgeburten disponirt und selbst wenn das Kind lebendig zur Welt kommt, ist es häufig schlecht entwickelt und von der Geburt an schwächlich und leidend, so dass die Kindersterblichkeit sehr hoch wird. Keine Gesetzgebung dürfte das Arbeiten schwangerer Frauen in solchen Gewerben gestatten, in denen die Disposition für Todt- und Missgeburten erhöht wird. Wenn man es auch im Allgemeinen dem Arbeiter selbst überlassen will, sich schädlichen Wirkungen auszusetzen oder nicht, so darf man doch so offenbaren Kindesmord nie und nimmer zugeben.“ Westergaard l. c. S. 414. Westergaard ist buchstabengläubiger Nachbeter der bürgerlichen Oekonomie, Universitätsprofessor in Kopenhagen. — Auch der mittelfränkische Fabrikinspektor sagt in seinem letzten Bericht: „Ihre (der Belegarbeiterinnen) Erkrankung am Merkurialismus ist auch bei sorgfältigster Beachtung aller Vorsichtsmassregeln nach einiger Dienstzeit unvermeidlich, und es wäre wohl in Erwägung zu ziehen, ob nicht wenigstens der Ausschluss verheiratheter Frauen von der Beschäftigung des Belegens polizeilich zu regeln wäre.“ L. c. für 1886. S. 66.

100 männlichen nur 11.6. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Arbeiterinnen meist früher eintreten und durch häufige Wochenbetten, von denen sie früh zur Arbeit zurückkehren, geschwächt werden, so dass sie dem Einfluss des Quecksilbers nur einen ganz geringen Widerstand entgegenzusetzen vermögen.“¹¹⁾ Das durchschnittliche Lebensalter beim Tode setzt Hirt für männliche Arbeiter auf etwa 48.6, bei weiblichen nur auf 36.2 Jahre an. Die Sterblichkeit betrug im Allgemeinen bei den Männern 2.8, bei den Frauen 5.0 Proz. Im Ganzen litten an Quecksilbervergiftungen von den Männern 65.0 Proz., von den Weibern 80.0 Proz.¹²⁾ Selbst die durchweg lungenkranken Glasmacher, Glasschleifer und Glaspolirer der durch die niedrige Lebenshaltung ihrer Arbeiter berüchtigten Oberpfalz „erreichen“, nach den Erfahrungen des Bezirksarztes Dr. Lutz im Bezirksamt Vohenstrauß, „ein durchschnittliches Lebensalter von 54 Jahren.“¹³⁾ Nach einer i. J. 1881 angestellten Erhebung über die Würzburger Fabriken ergab sich:¹⁴⁾

Zahl der Arbeiter . . .	785 Männer,	282 Weiber,	1067 im Ganzen
Davon gestorben . . .	13	5	18
Auf 100 Arbeiter trafen			

Gestorbene	1.66	-	1.77	-	1.69	-
----------------------	------	---	------	---	------	---

So ungünstig die Verhältnisse sind, so sind sie doch gut zu nennen gegenüber dem Sterblichkeitsprozent der Belegarbeiter. Man vergleiche ferner damit, dass in preussischen Gefängnissen i. J. 1872 der Sterblichkeitsquotient für Männer 2.5, für Weiber 2.7, in dänischen Strafanstalten 1.75, bzw. 1.79 betrug.¹⁵⁾ Die Mythologie gewinnt neues Leben in der Oekonomie: auch heute noch geleitet Merkur Menschen in das Schattenreich.

Hirt fasst sein Urtheil dahin zusammen: „Der Einfluss des Quecksilbergiftes ist in der Spiegelfabrikation gerade hier meist ein

¹¹⁾ Hirt, Gew. Verz. S. 155. ¹²⁾ Die Fürther Kapitalisten sind pfffige Köpfe.— Es soll in den Belegen namentlich früher öfters vorgekommen sein, dass Quecksilber entwendet wurde. Die Spiegelbarone, erzählt man, versuchten den Leuten einzureden, wer Quecksilber nehme, der bekomme zeit- lebens das „Zittern“, wer ehrlich sei, bleibe davon verschont. ¹³⁾ „General- bericht“, d. Jahr 1882 umf., S. 109. ¹⁴⁾ „Generalber.“, d. Jahr 1881 umf., S. 111. ¹⁵⁾ Westergaard, l. c., S. 434; „Prisons and Reformatories etc.“ p. 40 n. 8.

so unheilvoller, gerade hier finden sich die in Folge ihrer Berufsarbeit schwer Leidenden so ausserordentlich häufig, dass man wohl zu dem Wunsche berechtigt ist, ein anderes Verfahren, bei welchem die Quecksilberverarbeitung wegfällt, möge diese Quelle unzähliger Vergiftungen zum Versiegen bringen.“ Und in der Uebersicht, welche er über die mit Gift arbeitenden Industrien nach dem Grade ihrer gefahrdrohenden Einwirkung auf die Arbeiter gibt, rangirt unter Klasse 1: „Höchst gesundheitsschädliche Beschäftigungen“ mit in erster Reihe das Quecksilberspiegelbelegen.

Hören wir jetzt die Fürther Aerzte, unbedingt auf Grund ihrer reichen Erfahrungen die kompetentesten Beurtheiler.¹⁶⁾

Zuerst über die Häufigkeit von Quecksilbererkrankungen in Fürth. „Eine Statistik der Erkrankungen der Belegarbeiter herzustellen, stösst“, so führt die „Denkschrift“ aus, „auf Schwierigkeiten, die, so leicht sie zu erkennen, doch um so schwerer zu überwinden sind.

„Denn 1. kann man nicht in allen Belegen herumgehen und Recherchen anstellen, weil man dazu kein Recht hat und auf Widerstand stossen würde.

„2. Bekommt man von den noch in Arbeit befindlichen Personen, wenn überhaupt eine, doch meist keine richtige Auskunft, weil sie befürchten, sich bei ihren Brotherren zu schaden.

„3. Geben die Erfahrungen der einzelnen Aerzte ebenfalls keine einigermaßen brauchbaren Anhaltspunkte, weil nicht alle Aerzte das Interesse an solch gemeinnützlichen Arbeiten theilen, und vor Allem, weil die seit Jahrzehnten in Fürth endemisch (im Volk eingewurzelt) gewordenen Merkurialerkrankungen den betreffenden Arbeitern so geläufig geworden sind, dass sie sich selbst daran behandeln und meistens den Aerzten nur gelegentlich anderer Erkrankungen oder zufällig als gewerbekrank bekannt werden. Stomatitiden behandeln sie darnach mit Gurgelwässern aller Art, und von dem Quecksilbertremor wissen sie ganz genau, dass Arbeitseinstellung das einzig souveräne Mittel dagegen ist, die übrigen medikamentösen und andern ärztlichen Verordnungen aber fast machtlos sind ohne gleichzeitiges

¹⁶⁾ „Denkschrift“, S. 5—13.

Verlassen der Belege, welch letzteres eben die meisten nur beim Aeussersten können oder wollen. Deshalb wird ärztliche Hilfe nur in ganz besonders starken Fällen gesucht, und in's Spital gehen diese Kranken meist nur, wenn ihnen aus Noth nichts anderes übrig bleibt. Als vor mehreren Jahren die Elektrotherapie überallhin wucherte, wurde auch gegen Tremor und Kephalgie (Kopfschmerz) Merkurialkranker der Galvanismus von Dr. Mayer, Verfasser der „Denkschrift“, angewandt, und als zufällig der erste so behandelte Fall eine kleine Besserung zeigte, da hatte er in wenig Tagen eine kleine Serie Quecksilberzitterer in der Sprechstunde, die sich nach kurzer Erprobung des neuen Mittels rasch wieder verliefen. Aus den angeführten Gründen kann, wie leicht einzusehen, eine Spitalstatistik, die in der That nur wenige Fälle aufzuweisen hat, sehr leicht zu Trugschlüssen führen. Immerhin hat das Fürther städtische Krankenhaus laut einer vom Assistenzarzt Herrn Dr. Burkhardt erstellten Statistik in den letzten 10 Jahren 63 meist schwere Fälle von Merkurialismus in Pflege gehabt (nach Ausscheidung der in den einzelnen Jahren wiederkehrenden Namen 49). Und Dr. Mayer hat in 8 Jahren laut Ausweis seiner Bücher 30 Merkurialkranke (Doubletten ausgeschieden 27), darunter 20 an Tremor Leidende, in Behandlung bekommen. Es ist aber natürlich mit solchen einseitigen Beobachtungsreihen unmöglich, eine prozentuale Feststellung der Zahl der Erkrankungen zu bekommen, und da wir einen andern Weg nicht wussten, so sahen wir ab von einer genauen Erkrankungsstatistik und suchten der Wahrheit näher zu kommen durch den Beweis, dass überhaupt eine absolut sehr hohe Zahl von Quecksilbererkrankungen in Fürth vorkommt. Zu diesem Zwecke wurde eine Liste aus den Aufzeichnungen des Spitals und des Dr. Mayer, sowie aus dem Gedächtniss einer Reihe von Aerzten zusammengestellt. In dieselbe wurden Alle aufgenommen, die entweder in der Behandlung der Fürther Aerzte als merkurialkrank gewesen waren, oder die man durch gelegentliche Beobachtung als bestimmt derartig erkrankt kannte, resp. die sich als krank angegeben hatten. Von allen hier Aufgenommenen war also die Merkurialerkrankung thunlichst wissenschaftlich konstatirt.

„Gleichzeitig legte man ein zweites Verzeichniss von Leuten

an, die nach Angabe von Belegarbeitern selbst, und zwar solchen, die Personalkenntniss genug hatten, merkurialkrank gewesen waren oder noch sind. In diese letztere Gruppe nahm man nur solche auf, die als Quecksilberzitterer schweren oder leichten Grades bezeichnet wurden, weil gerade dieses Symptom, das Zittern, am leichtesten auch von Laien zu erkennen ist. Anfangszeit der Erkrankungen konnte bei diesem mehr summarischen Verfahren unmöglich bestimmt werden, selten auch, ob die Krankheit noch besteht, doch gelang es in den meisten Fällen, besonders der ersten Tabelle, eine beiläufige Zeit anzugeben, wann die Betreffenden noch deutliche Krankheitserscheinungen zeigten. Aus diesen Aufzeichnungen ist zu ersehen, wie viele Arbeiter beiläufig noch in den letzten Jahren krank waren. Weniger sicher war zu konstatiren, wie viele noch jetzt Quecksilberarbeiter sind; die Angaben darüber bedeuten eben wie die Hauptzahlen selbst nur Minimalzahlen.“

Die Zusammenstellung dieser Tabellen ergibt nun:

I. Tabelle von den Aerzten

männlich	65
weiblich	76
	Summa 141

Erkrankungsformen

Stomatitis	26
Tremor	97
Merkurialismus	13
Erethismus	5
	Summa 141

Bei Erkrankung eines Arbeiters an zweierlei Formen ist nur die heftigere Form eingestellt.

Noch als krank beobachtet wurden davon:

1883	22	1880	14
1882/83	17	1879	2
1882	15	1878	1
1881	16	1877	4
1880/81	2		
			Latus 93

Transport	93	1873	7
1876	10	In den Siebzigern	1
1875	7	Vor 1873	4
1874	3		
		Summa	125

Noch gegenwärtig in Belegen beschäftigt sind von den 141 der
Tabelle I:

Männer	15
Weiber	8
Ausserdem als Magazinier, Männer . . .	1
Summa	24

II. Tabelle von Nichtärzten zusammengestellt:

Männer	19
Weiber	32
Summa	51

Sämmtlich an Tremor leidend.

Nach Jahrgängen der Beobachtung:

1883	5
1882	5
1881	12
1880	9
1879	4
1877	2
1876	2
1873	1
vor 1873	7
Summa	47

Noch gegenwärtig in Belegen beschäftigt sind davon:

Männer	5
Frauen	14
Summa	19

Die Summe beider Tabellen ergibt 192 Quecksilberkranke, „von denen 123 in den letzten 5 Jahren krank waren und noch krank sind und von denen mindestens 20 Männer und 22 Frauen jetzt noch in den Belegen arbeiten.“ Und was Krankheitsformen anlangt,

so ergibt sich, dass unter unsern 192 Verzeichneten 161 an Tremor gelitten haben oder noch leiden (wobei wir die unter Merkurialismus Verzeichneten mitrechnen). „Der Ausfall dieser Zusammenstellung“, heisst es weiter in der „Denkschrift“, „war uns selbst überraschend. So enorm hoch hatten wir die Zahl der Erkrankten nicht zu finden erwartet, um so enormer, als sich die Liste aus den Erinnerungen Weniger zusammensetzte und weit davon entfernt ist, nur annähernd die wirkliche Zahl von Quecksilberkranken in Fürth festzustellen.¹⁷⁾ „Es ist nun ferner, um mit den gefundenen Minimalzahlen sich ein Bild über den Stand des Merkurialismus in Fürth machen zu können, der Vergleich nöthig mit der Zahl der überhaupt in den Fürther Belegen verwandten Arbeitskräfte. Da uns hierüber selbst eine Statistik zu entwerfen nicht möglich war, so folgen wir den Angaben der hiesigen Belegbesitzer selbst, die sich findet in einer Eingabe der Spiegelfabrikanten an das hohe Ministerium dd. 12. Oktober 1883. Darnach seien in den Fürther Belegen im Jahre 1883 in Verwendung gewesen:

männliche Personen		48
weibliche	-	125
		Summa 173

„Dieser an sich niedrigen Zahl stellen wir nun unsere Zusammenstellung entgegen, aus der hervorgeht, dass wir fast ebensoviele Quecksilberzitterer aufführen konnten, als Leute überhaupt in den Belegen arbeiten, dass die Hauptzahl der erkrankten die der in Arbeit stehenden übersteigt, und dass eine verhältnissmässig nicht grosse Anzahl der erkrankt aufgeführten unter den jetzt noch arbeitenden 173, nämlich nur 42 sich befinden. Können wir nun auch keine Prozentverhältnisse aufstellen, so leuchtet doch Jedem ein, dass die Erkrankungsfälle ganz riesig häufig sein müssen bei den verhältnissmässig wenigen Arbeitskräften, dass also der Verbrauch, der in den Belegen an menschlicher Gesundheit und Arbeitsfähig-

¹⁷⁾ Die beiden Listen, die sich im Archiv des ärztlichen Bezirksvereins befinden, weisen deutlich nach, dass nicht etwa die Aufzeichnungen der Theiligten vielfach die nämlichen Personen umfassen. Ich habe dieselben eingehend geprüft und kann die Richtigkeit der darauf bezüglichen Daten der „Denkschrift“ nur bestätigen.

keit stattfindet, ein ganz enormer ist. Unser Verein hat aber noch einen zweiten Weg eingeschlagen, zu einem übersichtlichen Resultat über die Häufigkeit der Erkrankungen zu kommen, nämlich den Weg der Kontradiktion.

„Herr Landgerichtsarzt Dr. Wollner stellte aus eigener Ueberzeugung die Sätze auf: 1. Kein Quecksilberarbeiter verlässt das Geschäft früher, als er erkrankt ist. 2. Es ist aber auch Keiner eine längere Reihe von Jahren in den Belegen, ohne krank zu werden. Mit andern Worten wurde also die These aufgestellt, dass es überhaupt keine gesunden Belegarbeiter gebe, dass sie alle krank seien.

„Diese Thesen fanden, wie begreiflich, Widerspruch und nun suchten wir nach gesunden Belegern oder Belegerinnen, suchten selbst darnach, befragten befreundete Fabrikanten und Arbeiter etc. Es konnte nicht fehlen, dass uns eine grosse Zahl Namen von Leuten übermittelt wurden, die oft eine unglaublich lange Zeit in Belegen zugebracht hatten; fast in allen Fällen genügte aber eine Frage an die Leute selbst oder an genaue Bekannte von ihnen, um den Beweis zu erhalten, dass dieselben vor kürzerer oder längerer Zeit irgend eine Merkurialaffektion, meist einen gehörigen Tremor gehabt hatten, oft auch dadurch lange Zeit genöthigt waren, die Beschäftigung auszusetzen. Glaubwürdig verbürgt sind nun wohl einige Fälle von längerem Gesundbleiben. Dieselben stammen besonders aus viel früheren Zeiten, wo theilweise mit grösserer Vorsicht, besonders hinsichtlich der Arbeitszeit, das Geschäft betrieben wurde.

„Die Alten aber sowohl, als die Wenigen, die in neuerer Zeit sich rühmen können, lange Jahre in den Belegen gesund geblieben zu sein, sind meist nur sogenannte Belegmeister, die in mancher Beziehung es leichter haben, sich gesund zu erhalten.

„Das Gros der niederen Lohnarbeiter aber und auch die allermeisten Werkmeister waren oder sind quecksilberkrank. Die Erscheinungen liegen in einer Reihe besonders von älteren Fällen nur nicht so offen zu Tage, dass man sofort ausser Zweifel sein könnte. Wunderbar ist, wie die Leute selbst in den wenigsten Fällen ehrlich genug sind, die Wahrheit zu gestehen; sie verhehlen es geflissentlich und wollen nicht krank gewesen sein, so dass, wie gesagt, oft erst auf Umwegen das richtige Resultat herauskommt. Wie oft kann man

in einer Belege Arbeiter sehen, die angeblich ganz gesund, fast die Gläser fallen lassen vor Zittern, sobald sie sich beobachtet wissen und in Erregung kommen. Von allen Fabrikanten bekommt man die Angaben, dass die Beleger sämtlich die reizbarsten Menschen seien, dass z. B. ein noch nicht einmal scharf gegebener Tadel sie gleich in die furchtbarste Erregung versetze und dass deshalb die subtilste Behandlung nöthig sei, wolle man seine Arbeitskräfte beisammen halten. Das heisst doch in's Wissenschaftliche übersetzt nichts Anderes, als dass alle länger in den Belegen arbeitenden Leute an dem Erethismus mercurialis leiden. Dass dieser Krankheitsprozess bei vielen unter Vorsicht und zeitweiliger Arbeitseinstellung lange Zeit stehen bleiben kann, ist nicht zu bezweifeln, und eine Reihe von Fällen verbürgt uns dies. Der Erethismus geht aber so allmähig in den ausgesprochenen Tremor über, — die Erethischen zittern z. B. bei Aufregungen, sonst nicht — dass die Grenze zwischen den beiden Erkrankungsformen schwer zu ziehen sein dürfte. Ferner mögen sich viele Beleger für nicht quecksilberkrank halten, weil ihnen die gewöhnlichen sozusagen stadtbekannten Erscheinungen fehlen. Die meisten älteren Beleger haben eine blasse, oft fahle Gesichtsfarbe und viele mögen an den chronischen Verdauungsstörungen, welche Quecksilber oft in erster Linie bewirkt, leiden, ohne an ihr Geschäft als die Ursache der Erscheinungen zu denken. Eine Reihe von Nebenschädlichkeiten spielen ausser dem Quecksilber noch mit herein, Zug, Kälte, Kohlenoxydgas etc. Zum vollen Bild der Gewerbekrankheit zählen auch die hierdurch bedingten Krankheitserscheinungen, ohne dass man von einer eigentlichen Merkurialerkrankung sprechen kann.

„Nach allen Erwägungen und Untersuchungen ist dem ärztlichen Verein die Ueberzeugung geworden:

„Fast alle Belegarbeiter, die nicht nur vorübergehend dieses Geschäft treiben, sind merkurialkrank. Die Ausnahmen von dieser Regel, wenn sie überhaupt existiren, sind verschwindend.

„Diese vom Vereine auf oben ausgeführte Weise gestützte These stimmt nun überein mit der Ansicht fast aller Leute dahier, die viel mit den Merkurialbelegen in Berührung kommen und sich einen unparteiischen Blick gewahrt haben. Vor Allem haben dieselbe

Meinung eine Reihe von Belegmeistern, die uns mit Rath an die Hand gingen und alle Arbeiter.

„Wir müssen, ehe wir diesen Abschnitt schliessen, noch eine kleine Statistik erwähnen, die sich in einer Eingabe der hiesigen Fabrikherren dd. 12. Oktober 1883 findet, und nach welcher ein weit besseres Verhältniss zwischen Arbeitenden und Erkrankten herauskäme. Die Eingabe hatte den Zweck, die Unnöthigkeit verschärfter hygieinischer Massregeln darzuthun. Die beigegebene Statistik umfasste nur 2 Fragen, nämlich nach der Zahl der Arbeiter, und nach der Zahl Derer, die länger als 5 Jahre beschäftigt seien, ohne zu erkranken. Das Resultat war, dass unter 173 Arbeitern 82 als seit 5 Jahren gesund bezeichnet wurden. Der Rest soll meist kürzer als 5 Jahre in Arbeit stehen und auch meist gesund sein. Ueber die Zahl eventuell konstatirter Erkrankungen besteht gar keine Angabe. Der Gesundheitszustand wäre darnach offenbar ein vorzüglicher und wir müssten wohl eine andere Erklärung suchen, woher unsere 192 Quecksilberkranken kommen. Wir glauben jedoch, dass die angeführte Statistik mit grosser Vorsicht zu beurtheilen sein dürfte, aus folgenden Gründen:

„1. Fürchten sich eine Reihe der in Belegen Beschäftigten die Wahrheit über ihren Gesundheitszustand zu sagen. (Wir haben dies zur Genüge erfahren.)

„2. Kranksein ist dem Arbeiter gleichbedeutend mit Arbeits-einstellung. Die Stomatitis, oder der Tremor, wobei man noch arbeiten kann, ist noch keine „Krankheit“.

„3. Die zu kurzen Fragen können und müssen verschieden aufgefasst werden, der Eine meldet den Arbeiter als gesund, der bei ihm nicht krank war, ein Anderer fragt gewissenhafter nach Erkrankungen in anderen Belegen.

„4. Die Fragebögen wurden von den Fabrikherren, nicht von den Arbeitern ausgefüllt, und zwar wie es scheint, von vielen nach eigenem Ermessen.

„Nach den Aussagen mehrerer seit länger als 5 Jahren beschäftigter Beleger, die sich selbst als merkurialkrank bezeichnen, erhielten weder sie selbst noch ihr Unterpersonal zur Zeit der Aufnahme der Statistik eine diesbezügliche Anfrage. Wir schliessen

aus dieser Thatsache nichts anderes, als dass auch die Verfasser der Tabelle Kranksein mit Arbeitsaussetzung verwechselten.

„5. In unserer sehr unvollständigen Rubrik über die jetzige Beschäftigung der Erkrankten finden sich allein 20 Männer, welche merkurialkrank sind oder waren, gegenwärtig aber noch in den Belegen arbeiten. Die erwähnte andere Statistik hat unter 48 in Arbeit stehenden Männern 24, die 5 Jahre oder länger beim Geschäft und gesund sind. Die andern 24 sollen meist kürzer als 5 Jahre arbeiten. Diese Behauptung mit unseren Zahlen zusammengestellt zwänge zu dem Schluss, dass so ziemlich alle weniger als 5 Jahre beschäftigten Arbeiter krank wären und erst vom 5. Arbeitsjahr ab plötzlich gesund würden, um es dann zu bleiben!!!!

„Wir glauben zur Genüge den Beweis erbracht zu haben, dass der Merkurialismus in nicht geahnter Ausdehnung in Fürth zu finden ist, und dass fast Jeder, der längere Zeit die Quecksilberbelegen besucht, dieser Krankheit anheimfällt.“

Ueber die Art des Auftretens der Krankheit äussert sich die „Denkschrift“ wie folgt:

„Die gastrischen Erscheinungen des Merkurialismus entziehen sich meist der Beobachtung und gaben, wenigstens in keinem bekannten Falle, Veranlassung zur Arbeitseinstellung; auf ihnen mögen jedoch häufig die Klagen über Schwäche, Mattigkeit u. s. w. beruhen, die ohne prägnantere Symptome oft angegeben werden. Die Stomatitis mercurialis ist ungemein häufig, und man kann von den hiesigen Apothekern hören, welche Mengen von Gurgelwässern im Handverkauf abgeholt werden; in ärztliche Behandlung kommen solche Kranke nicht oft und nur bei schweren Formen, wie denn jedem Arzte Fälle bekannt sind, dass Leute z. B. alle Zähne verloren haben. Die eigentliche schleichende Quecksilberkachexie entzieht sich ebenso wie der Erethismus mercurialis genauer Beobachtung. Um so bekannter sind beide in den Kreisen der Arbeiter selbst, die sich als ‚ganz kaput‘ bezeichnen, ‚das Quecksilber in den Knochen‘ zu haben angeben, hinfällig werden, abmagern etc. Die häufigste und hervorstechendste Affektion ist immer wieder der Tremor, den wir hier in allen Stadien zu Gesicht bekommen, gelegentlich oder seiner selbst wegen. Die allerschwersten Fälle, dass fast das Binden

im Bett nothwendig ist, um Unfälle zu verhüten, sowie Andauern der heftigsten Zitterkrämpfe bis zum Tod sind noch in letzter Zeit wie schon früher bekannt geworden. Dr. Mayer selbst behandelte vor ca. 2 Jahren eine junge Frau, die im höchsten Grade zitternd, sich die brennende Lampe über den gebückten Körper stiess und, unfähig sich aufzurichten oder sonst sich zu helfen, elendig verbrannte und nach wenigen Stunden starb. Wichtig ist die öfters konstatirte Thatsache, dass in vielen Fällen das Zittern als erstes greifbares Symptom des Merkurialismus auftritt, ohne dass auch nur eine Stomatitis vorherging. Der Tremor beginnt entschieden meist in den Sprachorganen und in den Armen. Aufregung, ja nur gespannte Aufmerksamkeit steigert den Tremor sofort und lässt ihn auch in anscheinend geheilten Fällen wieder vorübergehend zum Vorschein kommen. Dass derselbe durch langes Meiden der ursächlichen Momente heilen kann, ist bekannt. Doch sind Fälle, die jahrelang, ja Jahrzehnte hindurch bestanden, genug konstatirt. Vor Allem aber ist sicher, dass Recidive ungemein leicht und oft um so hartnäckiger auftreten. In den meisten Fällen mag das sogenannte Recidiv allerdings nichts sein, als eine Verschlimmerung des noch bestehenden Tremors bei Einwirkung der alten Schädlichkeit. Heftige Kopfschmerzen, besonders im Hinterkopf, Gliederreissen, Schwindel sind Symptome, die sehr häufig von Belegkranken geklagt werden. Ueber die Zeit, die ein Arbeiter in den Belegen zubringt, bis er erkrankt, ist schwer eine sichere Angabe zu machen; ersichtlich ist die individuelle Widerstandskraft eine sehr verschiedene, ebenso viel mag aber auf die Vorsicht des Einzelnen ankommen.

„Zur näheren Beleuchtung der Frage, wie lange in einzelnen Fällen bis zur Erkrankung gearbeitet wurde, sowie zu andern später zu erörternden Punkten hat der ärztliche Verein eine kleine statistische Aufstellung veranlasst. Wir haben bekannte, womöglich ältere Quecksilberarbeiter, Männer und Frauen, die noch oder nicht mehr beim Geschäft sind, zu Protokoll genommen und denselben eine Reihe formulirter Fragen vorgelegt.“ Man beachte die folgende Spezialtabelle.

Name	Alter	Wie lange im Geschäft Jahre	Arbeits- art	Erkrankt woran? wann?	Arbeit aus- gesetzt, wie oft? wie lange?	Jetzt noch in den Belegen?	Was jetzt?
1. B. Mann Meister	45	10	Beleger	Tremor nach 4—5 Jahren	1 Mal 6—8 Woch. später ganz	Nein	Arbeitsunfähig, wird von der Frau ernährt, zittert noch
2. D. Mann theilw. Meister	36	ca. 10	Beleger	Stomatitis nach 4 Woch., Tremor nach 9 Jahren	1 Mal 4 Wochen, dann ca. $\frac{1}{2}$ J.?	Ja	Zittert noch?
3. H. Mann theilw. Meister	52	üb. 4	Beleger	Stomatitis Tremor n. ca. 4 J.	1 Mal 8 Wochen, dann ganz unf.	Nein	Handelsmann, zittert noch
4. H. Mann theilw. Meister	43	5	Beleger	Tremor ?	Nicht	?	
5. N. Mann theilw. Meister	36	11	Beleger	Stomatitis nach 6 Jahr., Tremor nach 9 Jahren	Nicht	Nein	Wirth
6. Pf. Mann	42	ca. 3	Beleger	n. 1 J. Schwäche, Stomatitis nach $1\frac{1}{2}$ J. Tremor	Arbeitet meist einige Monate im Jahre, bis er wieder krank ist	Sucht eben Be- schäfti- gung	
7. R. Mann Meister	45	17	Beleger	Zittern bei Auf- regung, Glieder- schmerzen	1 Mal $\frac{3}{4}$ Jahr lang	Ja	Konnte schon vor 12 Jahren in Auf- regung z. B. nicht schreiben
8. R. Mann Meister	34	$4\frac{1}{2}$	Beleger	Tremor	4 Monate	Ja	
9. S. Mann theilw. Meister	42	10	Beleger	Tremor 3 Mal	3 Mal je $\frac{1}{4}$ Jahr	Ja	
10. W. Mann theilw. Meister	39	10	Beleger	Tremor nach 6 Jahren	ca. 1 Jahr	Nein	Wirth
11. K. Mann Meister	54	20	Beleger	Tremor nach 10 Jahren	1 Mal 1 Jahr, dann ganz	Nein	Lange arbeitsunf., jetzt Mikroskopiker
12. B. Frau	23	4	Wischerin	Tremor nach $3\frac{3}{4}$ Jahren	Ganz aufgehört	Nein	
13. B. Frau	38	15	Wischerin	Stomatitis — Tremor öfters	ca. 4 Mal, je $\frac{1}{4}$ Jahr	?	
14. B. Frau Meisterin	36	10	Belegen	Tremor nach circa 7 Jahren	erst $\frac{1}{2}$ Jahr, dann ganz	Nein	Hebamme
15. F. Frau	45	1	Wischen	Heftige Stomat.	14 Tage	?	
16. D. Frau Meisterin	60	20	Belegen	Tremor nach circa 15 Jahren	Zuweilen wochenlang	Nein	Spezerei- händlerin
17. H. Frau Meisterin	67	22	Belegen	nach 22 Jahren Schwindel- anfälle, arbeits- unfähig	Ganz aufgehört	Nein	
18. H. Frau	39	15	Belegen	Tremor	$\frac{1}{2}$ Jahr nach $5\frac{1}{2}$ Jahr, dann oft unterbrochen		
19. H. Frau	43	10	Wischen	Stomatitis — Rothlauf	Oefters 4 Woch. Pause	Ja	
20. H. Frau	43	Nur zum Liefern fertiggestellt		Tremor	?	Ja	
21. H. Frau	28	$\frac{3}{4}$	Wischen	Nein	Einmal 14 Tage	Ja	
22. H. Frau	32	10	Wischen	Nein	Nur im Sommer gearbeitet	?	
23. K. Frau	35	7	Wischen u. Beleg.	nach 3 J. Tremor Stomatitis	Oefters	Nein	Büglerin
24. W. Frau theils Meisterin	57	14	Wischen u. Beleg.	Tremor nach circa 9 Jahren	2 Mal ca. $\frac{1}{4}$ Jahr	Nein	Wirthin
25. F. Frau	52	10	Belegen	Tremor, Kopf- schmerz 4—6 J.	1 Mal $\frac{1}{4}$ Jahr, 1 Mal 8 Wochen	Nein	Hauswesen

„Für die hier zu entscheidende Frage ist leider fast nie zu ersehen, wann eine Merkurialerkrankung begonnen hat, die Angaben bezeichnen meist den Eintritt der Arbeitsunfähigkeit; gewiss ist der Krankheitsanfang ein weit früherer.“

Wir finden unter den 25 Vernommenen 2, die noch nicht krank waren.

Eine Frau Nr. 21 arbeitet erst seit $\frac{3}{4}$ Jahren.

Eine Frau Nr. 22 arbeitet nur in den Sommermonaten.

Eine Wischerin Nr. 15 arbeitet ein Jahr und bekam nur Stomatitis.

Der Tremor trat ein:

	Vor 3 Jahren	1 mal
Zwischen 3 und 6	-	10 -
- 6—10	-	4 -
mehr als 10	-	3 -
	Zweifelhaft	3 -
		21 mal

„Zu bemerken ist, dass wir bei dieser Zusammenstellung, da es uns auf zuverlässige Angaben ankam, eine grosse Zahl selbständiger Belegmeister oder sog. Belegführer auswählten, nämlich 10 Männer und 4 Frauen. Ueber die wichtige Frage, welche Beschäftigung mehr der Merkurialerkrankung ausgesetzt sei, die eigentlichen Beleger oder die Wischerinnen, kann nichts von Belang konstatirt werden. Im Glauben der Leute selbst sind die Beleger mehr gefährdet, da sie direkter die Dämpfe des auf die Zinnfolien gegossenen und verriebenen Quecksilbers einathmen, sowie auch, weil sie mehr vom Quecksilber in Substanz an die Finger bringen. Doch haben wir eine genügende Zahl von Wischerinnen unter unseren Aufgezeichneten, nämlich 6, darunter 2 mit Tremor. Eine spätere Statistik kann vielleicht genauer beobachten und auch hiefür Resultate beibringen. Gegenwärtig ist nichts zu konstatiren, weil die Arbeit der ‚Wischerin‘ doch eine sehr verschiedene ist: Pressen der belegten Gläser, Aufstellen derselben ist oft ihre Nebenaufgabe, oder sie richten Alles her, reiben die Folie ein, und der Beleger schiebt nur das Glas darüber, so dass ersichtlich die Beschmutzung der Finger auch bei

diesen Arbeiten genügend erfolgt. Wir haben in unserer Liste eine Frau, die an Tremor erkrankte, obwohl sie nur das belegte Glas zum Liefern bereit stellte. Dr. Aldinger theilt uns einen Fall mit, Dr. Herzog einen zweiten, wo die Magaziniers, die nur in Aufbewahrungsräumen zu schaffen haben, an Tremor erkrankten, ohne dass sie in der Belege selbst zu thun hatten. Desgleichen ist uns durch Dr. Wollner ein Fall bekannt, in dem ein Fabrikant, der nur aufsichtshalber sich oft in die Belege begab, alle Zähne durch Merkurialstomatitis verlor.

„Wir müssen zum Schluss zugeben, dass in unserer Besprechung der Erkrankungen ein Punkt gar nicht abgehandelt ist, nämlich der von Todesfällen an Merkurialismus und seinen Folgen. Dies Kapitel ist eben nicht ausfüllbar, vielleicht dass eine genauere spätere Statistik Anhaltspunkte verschafft. Bis da leuchtet wohl Jedem ein, wie wenig resistent ein durch Merkurialismus geschwächter Organismus gegen andere Krankheiten sein mag. Wir glauben aber nicht, dass viele Todtenscheine dahier einen Gestorbenen als Glasbeleger bezeichnen. Die Männer hatten alle früher ein anderes Gewerbe und haben meist die Belegen längst krank und geschwächt verlassen, so dass ihr Todtenschein die interkurrente Beschäftigung nicht meldet. Desgleichen sind die Frauen in den meisten Fällen verheirathet und gehen bei Urkunden als Frau des Gewerbetreibenden so und so. Die Durchsicht der Todtenscheine der letzten 5 Jahre ergab uns, dass nur ein Schein als Todesursache Merkurialismus angibt, während kein einziger als Stand des Gestorbenen ‚Beleger‘ oder ‚Belegerin‘ verzeichnet. Die an Merkurialismus Verstorbene ist als Drechslerfrau, die oben genannte Verbrennung als Schreinersfrau aufgeführt.“¹⁸⁾

¹⁸⁾ Wir haben bereits gesehen, dass Wollner mit gewichtigen Gründen als Hauptkrankungsursache die Staubeinathmung nachzuweisen versucht hat. Er sagt ferner: „Das Geschlecht scheint keinen wesentlichen Einfluss auf die grössere Empfindlichkeit gegen Quecksilber zu haben, die Differenz zwischen beiden Geschlechtern beträgt nur 1.6 Prozent zu Ungunsten der Frauen; dagegen scheinen die Männer intensiver zu erkranken, wenigstens längere Zeit krank zu sein, da die Krankheitstage sich wie 66.7 zu 50.5 verhalten. Mit diesem Punkte hängt auch die Beantwortung der Frage zusammen, welche Art der Beschäftigung disponirt mehr zur Erkrankung, das

Nach Einführung des Krankenkassengesetzes wurden die Belegarbeiter der Gemeindeversicherung überwiesen. Jede der in Fürth bestehenden zahlreichen Krankenkassen hatte wohlweislich die Belegarbeiter von der Aufnahme ausgeschlossen. Schon 1883 hatte die „Denkschrift“ kurz und bündig ausgeführt, dass bei dem kolossalen Erkrankungsprozentsatz der Belegarbeiter jede Kasse, in die sie eintreten würden, vor den Ruin gestellt werden würde, und dass von dem Gemeindehaushalt der Stadt Fürth schliesslich der Schaden getragen werden müsste. Die Warnung an die Gemeindeverwaltung, in ihrem eigensten Interesse Schritte zu thun, um sich vor dieser Gefahr zu schützen, blieb vollständig unberücksichtigt. In der Folge erkrankten von 195 in den Belegen beschäftigten Arbeitern im Jahre 1885: $165 = 84.6$ Proz. mit 7537 Krankheitstagen. Noch viel drastischer tritt die riesige Belastung der Gemeindekasse hervor, wenn man folgende Uebersicht der 1885er Verhältnisse der Fürther Gemeindekrankenkasse betrachtet.

Wir folgen dabei dem besten Gewährsmann, der am gründlichsten unterrichtet ist, dem königlichen Medizinalbeamten Dr. Wollner. „Ich bemerke, dass sich die Erkrankungsverhältnisse für die

Belegen selbst oder das Wischen der Gläser, das heisst also, ist die manuelle Berührung des Quecksilbers von grosser Bedeutung, oder bedingt der Aufenthalt in dem Lokal eine gleiche Gefahr für beide. Die männlichen Arbeiter sind ausschliesslich Beleger, die weiblichen zum grössten Theil Wischerinnen, zum kleineren Theil belegen sie. Es ist leider nicht möglich gewesen, bei den weiblichen Individuen die Art der Beschäftigung genau zu bestimmen, weil sie häufig die Arbeit wechseln und aus Wischerinnen Belegerinnen wurden und umgekehrt. Die weiblichen Individuen erkrankten nur zu einem kleineren Bruchtheil, 1.6 Prozent häufiger als die Männer, obwohl sie zum grössten Theil Wischerinnen sind; daraus lässt sich nun jedenfalls nicht schliessen, dass die manuelle Berührung eine grössere Gefahr bedinge. Andererseits erkrankten die Männer, die nur belegen, intensiver, da sie 66.7 gegen 50.5 Krankheitstage haben; das erklärt sich wohl aus dem Umstande, dass die Frauen im Falle der Erkrankung die Arbeit schneller verlassen, weil sie weniger Willensenergie besitzen, um mit dem bereits bestehenden Tremor weiter zu arbeiten, und weil es ihnen viel leichter ist, wieder eine andere leichtere Arbeit zu bekommen, als den Belegern, die dann vollkommen rathlos der Frage gegenüber stehen, wie sie ihre Familie ernähren sollen.“ L. c. S. 426.

hiesige Stadt überhaupt sehr ungünstig gestalteten, und die Kasse ein grösseres Defizit hatte wie irgend eine andere. Im Durchschnitt waren versichert: 7221 (bei dem enormen Ab- und Zugang von zirka 13 000). Von diesen erkrankten 2457 = 34.02 Proz. und hatten dieselben 57 314 Krankheitstage, mithin 23.3 pro Kopf. In Quecksilberbelegen waren beschäftigt durchschnittlich 160 Personen (bei einem Zu- und Abgang von 120). Erkrankungen kamen vor 165 = 103 Proz. und zwar an Merkurialismus: 100 oder 60.6 Proz. der Erkrankten oder 62.6 Proz. aller Arbeiter, an anderen Erkrankungen: 65 oder 39.4 Proz. der Erkrankten oder 40.4 Proz. aller Arbeiter. Krankheitstage bei ersteren 5463 oder 54.6 pro Kopf, bei letzteren 2124 oder 31.0 pro Kopf. Von den Männern, die in Belegen arbeiteten, war der Prozentsatz der an Merkurialismus Erkrankten fast genau so gross wie bei den Frauen, nur die Zahl der Krankheitstage war etwas grösser bei Männern, nämlich 66.7 zu 50.5. Bei den weiblichen Individuen war ein etwas grösserer Prozentsatz an anderen Erkrankungen als an Merkurialismus erkrankt. Zunächst muss noch bemerkt werden, dass die Zahl der an Merkurialismus erkrankten Individuen thatsächlich noch viel grösser war, als hier angegeben, da ein Theil der an Merkurialismus Leidenden von den Aerzten mit einer anderen den Merkurialismus begleitenden Krankheit eingetragen wurde, so vor Allem wegen chronischer Bronchitis, welche oft das hervorstechende Symptom bei einem sonst entschieden quecksilberkranken Individuum ist. Ich übergehe das Jahr 1886, weil ich auf dasselbe bei Beurtheilung der gegen die Gefahren der Hydrargyrose anzuordnenden Massregeln zurückkommen muss und rekapitulire kurz das für 1885 gefundene Resultat.

„Bei der Fürther Gemeindekrankenasse waren 1885 erkrankt:
 Im Allgemeinen Versicherte . . . 34.0 Proz. mit 23.0 Krankheitstagen pr. Kopf
 Versicherte ohne Quecksilberarb. 32.6 - - 32.6 - - -
 Quecksilberarbeiter 103.0 - - 45.9 - - -

Wenn es überhaupt noch eines Beweises bedurft hätte, welche grosse Gefahren die Arbeit in Quecksilberbelegen mit sich bringt, so wäre er wohl hiermit auf's Deutlichste erbracht. Die Zeit, welche Jemand ungeschädigt in einer Quecksilberbelege arbeiten kann und

nach welcher ein Erkranken eintritt, ist bei den einzelnen Individuen ausserordentlich verschieden. 10, 15, ja 17 Jahre hat Mancher gearbeitet, bis er erkrankt ist, aber es sind dies weisse Raben; viele sind schon nach wenig Monaten heftig erkrankt; erst in letzter Zeit hatte ich einen Kranken in Behandlung, der nach sechs Monaten bereits einen so heftigen Tremor bekam, dass er Monate lang nicht aus dem Bette aufstehen konnte, ja oft Gefahr lief, aus dem Bette zu fallen und bei jedem Versuche, aufzustehen, auch wirklich fiel. Nach meinen Aufzeichnungen, welche sich ungefähr auf 200 Individuen beziehen, stellt sich die Erkrankungszeit:

Im ersten und zweiten Jahre der Arbeit erkrankten 21 Proz.

- zweiten bis sechsten	-	-	-	-	61	-
- sechsten bis zehnten	-	-	-	-	15	-
- zehnten bis siebzehnten	-	-	-	-	3	-

„Da diese Aufzeichnungen nach den Angaben der Arbeiter über ihre Arbeitszeit gefertigt sind, so ist die Zeit sicher nicht zu hoch angenommen, da die meisten Arbeiter das Bestreben haben, eher eine zu hohe, als zu niedere Arbeitszeit (seit ihrer Beschäftigung) anzugeben.“ (l. c. S. 425/26). Solche Ziffern zeigen, dass der Eintritt in die Belege einem Todesurtheil gleichkommt; sie sind aber auch ein Todesurtheil für die Quecksilberspiegelbelegen selbst.

In den bayerischen Krankenhäusern trafen auf den Kopf Verpflegstage i. J. 1879: 16.2, 1880: 16.9, 1881: 17.6, 1882: 16.9.¹⁹⁾ Die Krankheitsdauer der Mitglieder der Fürther Gemeindeversicherung ist demnach allgemein eine höhere, als dieser Durchschnittssatz. Die Beleger aber sind fast dreimal ungünstiger gestellt. Indess sie übertreffen hierin sogar die Insassen der bayerischen Zuchthäuser. Das zeigt folgende Uebersicht. Es betrug die durchschnittliche Verpflegungsdauer der in den Krankenabtheilungen behandelten Kranken: ²⁰⁾

¹⁹⁾ „Generalber.“, das Jahr 1880 umfassend, S. 62; das Jahr 1882 umfassend, S. 60. ²⁰⁾ „Generalber.“, das Jahr 1880 umfassend, S. 173—178; das Jahr 1881 umfassend, Seite 176—182; das Jahr 1882 umfassend, Seite 168—174, 183.

Strafanstalten	1875—79 Tage	1880 Tage	1881 Tage	1882 Tage
Zuchthaus München	—	30.0	36.0	28.4
- Kaisheim	42.2	38.9	37.3	29.7
- Plassenburg	—	26.3	24.0	23.0
- Würzburg, für Weiber	28.5	19.4	14.7	17.0
- St. Georgen	—	13.5	19.0	14.7
- Ebrach	—	23.8	17.1	26.6
- Lichtenau	—	14.6	16.9	17.8
- Wasserburg, f. Weiber	—	10.7	10.7	14.0
- Kaiserslautern	—	27.4	26.0	30.5

Als durchschnittliche Verpflegungsdauer für die bayerischen Zuchthaussträflinge ergeben sich 1880: 24.1, 1881: 22.1, 1882: 22.1 Tage. Die Zuchthäuser sind das Reservoir des verbrecherischen Lumpenproletariats, dort finden sich zum grössten Theil durch Noth und Hunger auf's äusserste heruntergebrachte, im ärgsten Elend aufgewachsene Menschen, zumeist mit einer Reihe von Gefängnisstrafen hinter sich, körperlich, geistig, sittlich verkommen, oft die letzten Sprossen eines Geschlechts, dessen Glieder abwechselnd entweder von der Armenpflege, oder von der Gefängniskost leben; nichtsdestoweniger wird in keinem der Zuchthäuser die durchschnittliche Krankheitsdauer der Beleger, 46.5 Tage, erreicht.

Eine recht eigenthümliche Stellung gegenüber der Fürther Belegkrankenstatistik nimmt der mittelfränkische Fabrikinspektor ein. In seinem Berichte für das Jahr 1886 äussert er sich: „Für das Jahr 1886 ergibt sich für die in allen Belegen beschäftigten etwa 326 Personen, von denen durchschnittlich per Woche 182 als gleichzeitig in Arbeit stehend zu betrachten sind,

5616 Krankentage, hievon
4074 an Merkurialismus,
1542 an sonstigen Krankheiten.“

„Welcher gewaltige Unterschied“, ruft er triumphirend aus, „vom 1. Juni 1886, also von dem Einführungstage der Kontrolle durch einen und denselben Arzt an eintrat, spricht sich darin aus, dass in den ersten 5 Monaten des Jahres 1886 2864, in den weiteren

7 Monaten aber nur 1210 Krankentage an Merkurialerkrankungen entfallen; es treffen also von der Gesamtheit der Krankentage des Jahres 1886 an Merkurialismus 70 Proz. auf die ersten 5 Monate und nur 30 Proz. auf die Zeit nach dem 1. Juni, man ist daher wohl berechtigt, die besten Hoffnungen auf die heilsamen Folgen der Wirksamkeit des Hilfsvereines für die Zukunft zu setzen.“²¹⁾

Aber die rauhe Wirklichkeit zerstört den goldenen Traum. Der Fabrikinspektor wird geschlagen durch den Sanitätsbeamten, gegen den Gewerberath tritt der Bezirksgerichtsarzt in die Schranken. Und ihm, der von Amtswegen die Gesundheitsverhältnisse der Fürther Arbeiter zu beobachten hat, muss der Sieg bleiben. Er erklärt uns, wie diese Fata Morgana entstanden ist, die Herrn Kopf getäuscht hat und lässt uns den trostlosen Blick auf die alte todbringende Wüstenei der Belege.

Man höre ihn selbst: „Der Abschluss des Jahres 1885 ergab ein enormes Defizit der Gemeindekrankenkasse; dieselbe musste für die 150 Quecksilberarbeiter ungefähr 8000 Mark mehr bezahlen, als sie an Krankengeld eingenommen hatte. Die Folge davon war, dass sich der Magistrat um jeden Preis der Quecksilberarbeiter zu entledigen suchte; die Fabrikanten aber, um die Gründung eines eigenen Vereins mit eigener Verwaltung (d. h. einer eigenen Krankenkasse) zu vermeiden, gingen bereitwillig darauf ein, jede Mehrausgabe, welche der Gemeindekrankenkasse für die Quecksilberarbeiter gegenüber den anderen Arbeitern erwachse, zu ersetzen. Damit war neben dem humanitären auch das finanzielle Interesse der Arbeitgeber in Mitleidenschaft gezogen. Es wurde nun von Neuem eine strenge Kontrolle über die Durchführung der angeordneten Massregeln, zugleich beschlossen: „Dass kein Erkrankter wieder in eine Belege zugelassen werde, ohne hierzu von mir tauglich erachtet zu sein.“ Es sei gestattet, gleich hier die Frage zu beantworten, ob die eingeführten Schutzmassregeln einen Erfolg und welchen sie gehabt haben. Die beste Antwort gibt hierauf die Statistik des zweiten Beobachtungsjahres und besonders des zweiten Semesters dieses Jahres. Es waren:

²¹⁾ L. c. S. 68.

Jahr	Arbeiter	Im Allgemeinen erkrankt		Krankheistage	
		Zahl	Prozent	Allgemein	pro Kopf
1885	160	165	103	7587	45.9
1886	182	112	61.5	5616	50.1
An Merkurialismus erkrankt					
1885	160	100	62.5	5463	54.6
1886	182	84	46.0	3990	58.6
An anderen Erkrankungen					
1885	160	65	40.5	2124	31
1886	182	28	15.0	1626	58
An Merkurialismus					
1886 { I. Sem.	182	64	35.0	3059	46.5
{ II. Sem.	182	20	11.0	931	46.5

„Die Besserung des Gesundheitszustandes nach obiger Tabelle ist eine so erfreuliche und vor Allem eine so rasch fortschreitende, dass es wohl kaum denkbar ist, in kürzerer Zeit bessere Resultate zu erzielen. Während im Jahre 1885 noch 62.5 Proz. aller Arbeiter an Merkurialismus erkrankten, waren es im Jahre 1886 nur 46.0 Proz. Von den im letzten Jahre angemeldeten Kranken erkrankten im 1. Semester des Jahres 75.5 Proz., im 2. Semester dagegen nur 23.5 Proz. Würde dies in gleicher Weise fortgehen, so würde ja der Merkurialismus bald verschwinden.

„Es ist deshalb sicher lohnend, zu untersuchen, welche Ursache dieser auffallenden Besserung der Verhältnisse zu Grunde liegt. Ich will ja nicht leugnen, dass die getroffenen Massregeln und Vorschriften mit zur Besserung beigetragen haben, aber so viel ist sicher, dass dies nur zu einem sehr kleinen Theile der Fall war. Der Grund dieser, um es offen zu sagen, scheinbaren Besserung, liegt einfach darin, dass mir das Recht eingeräumt wurde, einmal erkrankte Arbeiter von der Arbeit auszuschliessen so lange, als ich es für nothwendig hielt. Der Beweis hiefür ist mir ausserordentlich leicht zu führen. Im 1. Semester Erkrankte wurden nicht mehr zugelassen, der Prozentsatz fällt im 2. Semester rasch; Ende des 2. Semester liess ich eine Reihe der Arbeiter,

meist nur auf beschränkte Zeit, zur Arbeit wieder zu; am Anfang dieses Jahres steigt die Zahl der Erkrankten, meist Recidive, ausserordentlich rasch. Es ist mir daher sehr leicht möglich, die Zahl der Erkrankungen vollkommen willkürlich steigen und fallen zu machen, je nachdem ich ein- oder mehrmals erkrankte Arbeiter wieder arbeiten lasse oder nicht.

„Dieser Umstand muss selbstverständlich berücksichtigt werden bei den etwa zu erlassenden Vorschriften; aber Niemand wird behaupten wollen, dass durch die Abnahme von Erkrankungen, welche hierdurch bedingt wird, irgend ein Beweis für die Wohlthätigkeit der getroffenen Einrichtungen erbracht, ja dass überhaupt etwas für die Gesundheit der Arbeiter geschehen, oder dass das Auftreten des Merkurialismus beschränkt ist.“²²⁾

Uns bleibt nach diesen geradezu vernichtenden Ausführungen, an deren Wissenschaftlichkeit und Korrektheit nicht gezweifelt werden kann, nur wenig zu sagen übrig. Kaum lohnt es sich, nachdem wir Hirt und die Fürther Aerzte gehört, sich noch mit Herrn von Kerschensteiner zu beschäftigen. Was soll man denken, wenn er die „erfreuliche Wahrnehmung“ macht, dass „die Quecksilberkachexie in ihren schweren, mitunter scheusslichen Formen, sich thatsächlich in einiger Abnahme befindet?“ Er stützt sich dabei auf die Spitalstatistik, die nachweislich unzureichend ist. Er führt u. A. als Beweis für die Besserung an, dass er im Krankenhause „nur eine

²²⁾ L. c. S. 434—36. Ferner sagt er S. 440: „Ich habe bereits ausgeführt, dass es mit Hilfe dieser Bestimmung (dass, wer einmal quecksilberkrank gewesen, erst nachdem ärztlich seine Genesung festgestellt, wieder in die Belege eintreten dürfe) möglich ist, vollkommen willkürlich die Zahl der Erkrankungen steigen und fallen zu lassen. Hierdurch allein wird wohl klar die Unsicherheit und das Problematische aller bis jetzt empfohlenen Schutzmassregeln bewiesen; ebenso weit aber bin ich entfernt von der Anschauung, dass durch diese Herabsetzung der Zahl der Erkrankten der Beweis geliefert sei, dass irgend etwas Wesentliches zur Verhütung des Merkurialismus geschehen sei. Wenn ich jeden einmal Erkrankten ausschliesse, und immer neues Menschenmaterial den Belegen zuführe, so ist doch wohl sehr begreiflich, dass die Zahl der Erkrankten sehr bedeutend herabgehen muss, aber damit ist doch nicht verhütet, dass die Arbeiter merkurialkrank werden.“

Alte mit hochgradigem Merkurialzittern behaftet gesehen hat.“ Wäre der Herr Medizinalrath statt in eine, in ein Dutzend Quecksilber-Spiegelbelegen gegangen, so hätte er Dutzende von Zitterern treffen können. Was soll man ferner sagen zu seiner Philippika gegen die Heimbelegen? Gewiss, die Zustände in denselben sind arg. Aber hat Kerschensteiner in eine einzige derselben seinen Fuss gesetzt? Er lobt ja auch die „bessere Löhnung und in Folge dessen die kräftigere Nahrung und gesündere Lebensweise“! Nur eine seiner Mittheilungen sei hervorgehoben, weil sie zur Beleuchtung der traurigen Zustände im Belegergewerbe dient. Er sagt: „Es kann auch kaum zweifelhaft sein, dass Manche, welche in ihrer Kindheit an irgend einer mit der Merkurialkrankheit der Erzeuger in ursächlichem Zusammenhange stehenden Erkrankung litten, einen siechen Körper beibehaltend, unter irgend einer ‚Gebrechens‘-Form in der Tabelle der ‚Untauglichen‘ erscheinen, ohne dass man in der Lage ist, bei dem konkreten, eben zu untersuchenden Wehrpflichtigen die dermalige Körperbeschaffenheit auf ihren Entstehungsgrund bezeichnen zu können, gleichwie dies bei von konstitutionell syphilitischen Erzeugern abstammenden körperschwachen oder mit irgend einem Gebrechen behafteten Wehrpflichtigen der Fall ist. Immerhin aber muss festgehalten werden, dass ein, wenn auch z. Z. nicht in Zahlen ausdrückbares, vielleicht geringes Prozent der untauglichen Wehrpflichtigen auf angeborene Schwäche in Folge chronischer Merkurialkachexie der Eltern zurückzuführen ist.“²³⁾

Vor einer ernsten Kritik halten die Ausführungen Kerschensteiners nicht Stand. Zufrieden können mit denselben bloß die exploitationslüsternen Unternehmer sein. Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit des Kommissärs des kgl. bayerischen Staatsministeriums des Innern. Aber es ist, als ob die Fürther Spiegelindustrie, d. h. die Brüderschaft der Quecksilberkapitalisten, ihm zugerufen hätte:

„Heb’ auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und schwöre mir Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften.“

Natürlich hat er ihn nicht geleistet, den „Eid nach uraltem

²³⁾ L. c. S. 22, 23.

Erzväterbrauche“, aber die Fürther „caballeros de los espejos“ haben aus solchen amtlichen Kundgebungen Kapital zu ihrem Nutz und Frommen geschlagen.²⁴⁾

Aus der 1886er Statistik habe ich 18 sorgfältig gesichtete und absolut sichere Fälle ausgesucht, durch welche die hohe Sterblichkeit der von Belegarbeiterinnen geborenen Kinder in ein helles Licht gesetzt wird. Ich gebe im Folgenden die Uebersicht.

Beleg- arbeiterin	Wie lange? Jahre	Hatte, seit als Beleg- arbeiterin thätig, Kinder	Davon leben	Davon starben	Im Alter von
S.	3	1	—	1	4 Wochen
B.	3	3	1	2	5—6 Wochen
S.	2	1	—	1	?
V.	} 2—4	3	2	1	in den ersten Monaten
S.		2	—	2	- - - -
Z.		2	1	1	- - - -
F.		3	1	2	- - - -
B.	2½	1	—	1	1 Monat
M.	3½	2	1	1	6 Monaten
N.	5	2	1 (1 Jahr alt)	1	3 Monaten
L.	2½	4	2	2	?
M.	2½	2	—	2	?
?	2	1	—	1	6 Monaten
K.	4	4	1	3	?
N.	2½	2	1	1	6 Monaten
L.	2¾	2	—	2	1 und 1½ Jahr
L.	½	1	—	1	14 Tagen
W.	2½	2	—	2	6 Mon. bzw. 1 Jahr
18	½—5	38	11	27	14 Tagen — 1½ Jahren

²⁴⁾ Dass überhaupt die soziale Statistik des festländischen Westeuropas eine elende ist, hat bereits vor achtzehn Jahren Marx gebührend hervorgehoben. Sie zeichnet sich mehr durch das aus, was sie nicht sagt, als durch ihre thatsächlichen Ergebnisse. Vorbildlich ist das Schlaraffenland der Kapitalisten, Belgien. Nachdem dort amtlich festgestellt worden war, dass die Zahl der in die Armenlisten Eingeschriebenen von 401 675 im Jahre 1840 auf 800 000 im Jahre 1870 gestiegen war (1850 gab es sogar 901 465 registrierte Bedürftige), da verschwand die Pauperstatistik aus den Veröffentlichungen der Regierung. Seit 1871 hat das „Annuaire officiel de la

Die überlebenden Kinder wurden durchgängig als „schwächlich, ungesund, kränklich“ bezeichnet. „Es sind halt Belegerkinder“, ist eine stehende Redensart, um diese armen Geschöpfe zu bezeichnen. Ganze Arbeitergenerationen werden von den Belegen verbraucht.

Die Belegarbeiter sind in ihrem Beruf thätig, bis sie zusammenbrechen, das ist eine allbekannte Thatsache.²⁵⁾ Sie fürchten die Entlassung, die Arbeitslosigkeit.

Das Bild, das sich vor unsern Augen aufgerollt, ist grauenhaft und ist wahr. Die Phantasie eines Höllenbreughel könnte nichts Abschreckenderes auf die Leinwand zaubern, als hier in ungeschminkter, ziffernmässig belegter Darztellung die kühle, nüchterne Forschung zu Tage gefördert hat. Wir lernen daraus, dass Jeder, der dauernd in den Belegen arbeitet, dem Merkurialismus verfallen ist; wir lernen daraus, wie Hunderte von Menschen zu Grunde gerichtet werden, wir lernen daraus, wie gerade in diesem Gewerbe die Frauenarbeit als eine unbedingt zu verdammende Institution sich darstellt; wir lernen daraus, wie dasselbe bereits das Kind im Mutterleibe tötet.

Die Regelmässigkeit des Arbeitsprozesses in der Quecksilber-Spiegelbelege ist begründet auf geistige und physische Anomalie der Arbeiter. Damit der reiche Fabrik-Kaufmann auf festen Füßen stehe, muss der Beleger zittern. Soll das Geschäft fruchtbringend sein, so wird durch die Quecksilbervergiftung systematisch abgetrieben die Leibesfrucht der Belegarbeiterinnen. Wenn das Kapitalisten-

statistique“ sich darüber ausgeschwiegen. Zwar die Massenarmuth wächst von Jahr zu Jahr, treibhausartig gereift durch die machtvolle Entwicklung des Grosskapitals, zwar bringt jedes Jahr so sicher eine Hungerrevolte, wie jeder neue Reichshaushaltsetat dieselbe langweilige Budgetrede des Herrn von Benda, aber der amtliche Vogel Strauss glaubt seiner Pflicht zu genügen, wenn er den Kopf in den Sand steckt und der sozialen Frage den Rücken zeigt. ²⁵⁾ „Es existirt,“ schreibt mir ein Belegarbeiter, „eine ‚schwarze Liste‘, ein Verzeichniss aller Beleg-Invaliden, die schon die 13 Wochen der Gemeindekrankenversicherung in Anspruch genommen haben, dann noch nicht geheilt waren und von Dr. Wollner, dem Gerichtsarzt, für zeitig untauglich zur Belegarbeit erklärt wurden. Ist solch ein Invalide wieder einigermaßen fest, so wird er nach nochmaliger Untersuchung für wieder tauglich erklärt und arbeitet von neuem, bis er wieder zittert.“

hirn Triumphe feiert in pfiffigster Ausnützung der Arbeitskräfte, verfällt der Arbeiter in Merkurialblödsinn. Auf dass es der Unternehmerfamilie wohlergehe, werden ganze Arbeitergenerationen aus der Liste der Lebenden gestrichen. Jahr für Jahr wiederholt sich in Fürth dies bürgerliche Trauerspiel. Wir wissen jetzt, dass der Aufschwung der Belegerei besiegelt wird durch den unaufhaltsamen Untergang zahlreicher Proletarierhekatomben. Die Geschichte der Fürther Spiegelmanufaktur ist die Martyrologie der Fürther Spiegelbeleger.



V. Schlussbetrachtung.

Eine Industrie, die nur unter solchen Bedingungen existirt, wie die Fürther Quecksilberbelegerei, ist nicht werth, dass sie weiter existirt. Alle Mittel, die zur Verbesserung der Zustände in den Quecksilber-Spiegelbelegen vorgeschlagen werden, bleiben unzureichende Palliativmittel, so lange nicht die jetzt übliche Verwendung des Quecksilbers aus der Spiegelmanufaktur verbannt wird. Die Fürther Aerzte, so auch Dr. Wollner, haben eine Reihe von Vorschlägen gemacht, um wenigstens einige der allerschlimmsten Missstände zu beseitigen, um die grauenhaften Wirkungen der Giftarbeit ein wenig zu mildern.¹⁾ Man müsste, wenn man diese For-

¹⁾ Vgl. Abschnitt II, S. 87 ff. Wollner l. c. S. 435 ff. Auch Letzerer hält „es für geboten, die Arbeitszeit herabzusetzen. S. 439. „Die Unternehmer,“ meint er, „würden einer staatlichen Regelung und Ueberwachung keinerlei Widerstand entgegensetzen. Gegen einen Punkt allerdings kämpfen die Arbeitgeber mit aller Energie an, gegen die so bedeutende Herabsetzung der Arbeitszeit, weil hiermit für sie eine Konkurrenz unmöglich sei. Bei der Schwierigkeit der Beurtheilung dieser Verhältnisse muss eine Vermittelung, ein Uebergangsstadium gefunden werden. Dasselbe kann in nichts Anderem bestehen, als dass eine Abkürzung der Arbeitszeit so weit stattfindet, als es die Arbeitgeber für möglich erachten, und dann erwarte man die Resultate der übrigen Vorschriften. Zum Voraus aber muss von Seiten der Staatsregierung erklärt werden, falls diese Bestimmungen ein gewünschtes Resultat nicht erzielen, sei sie gezwungen, eine weitere Abkürzung der Arbeitszeit in's Auge zu fassen. Vor allen Dingen aber suche man die einmal erlassenen Verordnungen mit den denkbar höchsten Geldstrafen gegen Verfehlungen energisch durchzuführen, dann wird der gewünschte Erfolg auch nicht ausbleiben.“ Wollner's Optimismus, der den Kapitalisten die Fixirung des Arbeitstages überlassen will, wird widerlegt durch die Geschichte der Fabrikgesetzgebung. Und er erklärt ausdrücklich: „Je kürzer die Arbeitszeit, desto geringer die Gefahr der Erkrankung.“ Aber wir wissen ja, dass er die bereits eingeführten „Schutzmassregeln“ als gänzlich unzureichend betrachtet, und man wird nicht fehlgehen, wenn man den Schlusssatz seiner

derungen stellt, unbedingt auch die gesetzliche Festsetzung der Arbeitszeit, die Entfernung der verheiratheten Frauen und der Schwangeren aus den Belegen verlangen. Voraussichtlich wird die Gesetzgebung der bürgerlichen Gesellschaft, wenn sie endlich diese brennende Frage behandelt, den Weg der Palliativkur einschlagen.²⁾ Damit wird aber nichts oder nur Unbedeutendes erreicht. Gesetzt auch, die Arbeit der Frauen wird verboten, so werden eben die Männer allein durch den Merkurialismus zu Grunde gerichtet. Die Frage ist einfach die: Sollen zu Gunsten einer kleinen Kapitalistengruppe Hunderte und abermals Hunderte von Proletariern vergiftet werden, jahraus jahrein, ohne dass der Staat Einhalt gebietet? Die Aufgabe der Gesetzgebung, gründlich zu helfen, wäre um so leichter, da es sich um einen kleinen Industriezweig handelt, der in Deutschland auf wenig Punkte konzentriert ist. Man müsste die Besitzer der Quecksilber-Spiegelbelegerei durch Gesetz zwingen, ihre Betriebe

Abhandlung für die Quintessenz seiner Ansicht hält: „Kann aber trotz aller zweckmässigen und energisch durchgeführten Massregeln der Merkurialismus nicht beschränkt werden, so verbiete man die Fabrikation von Quecksilberspiegeln überhaupt. Die Menschheit wird auch mit silberbelegten Spiegeln weiter existiren können.“ L. c. S. 441.

²⁾ Nach den Mittheilungen des mittelfränkischen Fabrikinspektors (l. c. f. 1886, S. 67) „stehen allgemein gültige oberpolizeiliche Vorschriften für die Quecksilber-Spiegelbelegen in Aussicht.“ Was polizeiliche Kontrolle bedeutet, das erfahren wir aus den in allen Fabrikinspektoren-Berichten wiederkehrenden Klagen über die nur zu oft mangelnde Einsicht und Aufsicht der Ortspolizeibehörden in Sachen der Gewerbeordnung; siehe z. B. die letzten bayerischen Jahresberichte S. 6. Die Palliativmittelchen können nur als reichsgesetzliche Rezepte verschrieben werden. Die besten Ordnungen für die Quecksilberbelegen werden ebenso wenig den Merkurialismus beseitigen, wie die Prostitution beseitigt wird dadurch, dass man sie „regelt“. — Die Berlin-Aachener Spiegelmanufaktur, an welche ich verschiedene Fragen richtete, schreibt u. A.: „Seit den Ihnen bekannten Schritten (siehe Abschnitt II, S. 82), eine Verallgemeinerung der uns gegebenen polizeilichen Betriebsvorschriften für sämtliche Beleganstalten Deutschlands herbeizuführen, haben wir nichts mehr in dieser Angelegenheit gethan. Die Erfolglosigkeit unserer bisherigen Bemühungen hat uns jede fernere Thätigkeit verleidet und können wir eventuellen Anregungen zu einer einheitlichen gesetzlichen Regelung der Materie nur dann ein Interesse entgegenbringen, wenn dieselben direkt von der Reichsregierung ausgehen.“

entweder zu schliessen oder an Stelle des mörderischen Quecksilbers einen unschädlichen Stoff einzuführen. Schon jetzt entwickelt sich ja der ungefährliche Silberbeleg. Wenn die Quecksilberbarone diesen nicht anwenden mögen, so steht es in ihrer Macht, die technische Wissenschaft in Anspruch zu nehmen.³⁾ Wenn aber ernstlich eine Verbesserung gewünscht wird und wenn die nöthigen Kapitalien zur Verfügung gestellt werden, was den Fürther Millionären ja nicht schwer sein kann, dann hat noch jedesmal die Technik es vermocht, die Ansprüche des Unternehmerthums zu befriedigen. Die Geschichte des Kapitalismus belehrt uns darüber, wie die rebellische Arbeiterklasse durch vervollkommnete Maschinen aus dem Felde geschlagen wurde. Die Erfindung zum Kettenschlichten, die Maschine zum Vernieten der Dampfkessel, der „eiserne Mann“, durch den ein Arbeiter 2000 Spindeln auf einmal bewegt, die Maschine zum Farbendruck in der Kattundruckerei, sie verdanken ihr die Industrie umwälzendes Dasein grossen Arbeitseinstellungen. Jeder Tag beinahe bringt technische Fortschritte, und unsere Chemiker und Techniker sollten nicht fähig sein, den Silberbeleg zu verbessern, neue Arbeitsweisen zu erfinden? Das übliche Gezeter, das die Fabrikanten bei dem rauhen Eingriff der Staatsgewalt in die zarteren Gefühle ihres Exploiteurbusens zu erheben pflegen, darf nicht abschrecken. Wenn der Staat wirklich einschreitet, dann wird wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, so gewappnet und ausbeutungsfertig eine neue bessere Belegmethode plötzlich hervorspringen. Das erste Erforderniss einer durchgreifenden Reform ist die Entfernung des Quecksilbers. Ferner muss Deutschland mit denjenigen Staaten, in denen das Quecksilberbelegen üblich, mit Oesterreich, mit Frank-

³⁾ F. Cremer sagt in seiner „Fabrikation der Silber- und Quecksilber-Spiegel oder das Belegen der Spiegel auf chemischem und mechanischem Wege“ (Wien, 1888. S. 11), dass die „Silberspiegel nach dem heutigen Stande der Technik den Quecksilberbeleg schliesslich gänzlich verdrängen werden, was namentlich mit Rücksicht auf die gesundheitsschädlichen Einflüsse des Quecksilbers auf den menschlichen Körper nur wünschenswerth sein kann.“ Das Urtheil Cremer's, der Fachmann ist, fällt sicher in's Gewicht. Der geschichtlichen Einleitung seines Handbuchs hat er meine Darstellung der Geschichte des Quecksilberbelegs (nach der „N. Zeit“, Aprilheft 1887) zu Grunde gelegt.

reich internationale Vereinbarungen zur gemeinsamen Beseitigung desselben treffen, eine rühmliche Aufgabe für die Diplomatie. Hätten wir ein demokratisches Regierungssystem, so würde ich die Monopolisirung der Quecksilber-Spiegelbelegen durch den Staat vorschlagen, damit derselbe die Beseitigung dieser Betriebsform selbst in die Hand nehmen und eine vollendetere schaffen könnte. Daran ist vorderhand nicht zu denken. Arbeiterschutz, internationale Regelung, das ist der springende Punkt. Was noth thut, ist eine internationale Fabrikgesetzgebung, die auch die Frage der Quecksilber-Spiegelbelegen lösen würde. So führen die zahllosen Radian des industriellen Kreises stets zu dem Einen Mittelpunkt, zur Arbeiterfrage. Welche unüberwindlichen Schwierigkeiten thürmen sich auf, wenn es gilt unter der Herrschaft der modernen Wirthschaftsweise solch ein engbegrenztes Problem wie die Reform der Belegen zu einer befriedigenden Lösung zu bringen, und wie leicht wäre dieselbe zu finden in einer Gesellschaft, deren Produktion kollektivistisch geregelt! Dann würde die Befriedigung von Kulturbedürfnissen durch Leib und Leben der Produzenten gefährdende Arbeitsweise eine Unmöglichkeit sein. Immer weiter wird die Kluft zwischen Reich und Arm, immer gewaltiger die Akkumulation des Kapitals, immer furchtbarer das Massenelend; die Produktivkräfte in riesiger Entfaltung sprengen das zu eng gewordene Gewand des kapitalistischen Systems, die bürgerliche Gesellschaft befindet sich in reissend raschem Niedergang. Die Wirthschaftsgeschichte hat die Thatsachen dieses Zersetzungsprozesses festzustellen, die Trostlosigkeit der vulgärökonomischen Weisheit an einzelnen Beispielen darzuthun, die Bilanz der Gegenwart zu ziehen und auf die Zukunft zu verweisen. Wer das Wesen des Kapitalismus begriffen hat, der wird die noch heute gültige Frage richtig beantworten, die Schiller vor nun fast einem Jahrhundert aufgeworfen: „Woran liegt es, dass wir noch immer Barbaren sind?“

Quellen-Verzeichniss.

Die nur beiläufig zitierten Schriften sind hier nicht aufgeführt.

- Agricola, G. Vom Bergwerk XII Bücher etc., verteutscht durch den Herrn Philippum Bachium, Philosophen Arztes vnd in der Löblichen Vniversität zu Basel Professoren. Getruckt zu Basel durch Jeronymus Froben vnd Nicolausen Bischoff, jm 1577. jar mit Kaiserlicher Freyheit.
- Akten des Stadtmagistrats Fürth über die Quecksilber-Spiegelbelegen. Für die Jahre 1847—1861: Aktenmässige Darstellung der in Fürth getroffenen Massregeln gegen die Schädlichkeiten der Quecksilberbelegen. Von Dr. Degen, Krankenhausarzt und Sekretär des Gemeindegremiums in Fürth. Handschriftliche Beilage zu der Denkschrift des ärztlichen Bezirksvereins in Fürth. Aus dem Archiv desselben. — Ferner im Original die Akten von 1883—1886. (Sektion IX, Fach No. 78, No. 58.)
- Aller handtwerk ordenung vnd Gesetze Verneut anno MDXXV. Sammlung der Nürnberger Handwerksordnungen mit Nachträgen bis 1623. Handschrift No. 452 (S. 14, R. 2) im kgl. Kreisarchiv Nürnberg.
- Aller hanndtwerk in dieser Statt Nürnberg Gesetz vnd Ordnungen Verneut vnd zusammengetragen im Jar 1629. Mit Nachträgen bis zum Jahre 1759. Handschrift No. 454 ebendasselbst.
- Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der mit Beaufsichtigung der Fabriken betrauten Beamten. Jahrgang 1879, Bd. II. Jahrgang 1880, Bd. I. Jahrgang 1882. Berlin.
- Apianus, Ph. Viervndzwanzig Bayrische Landtafln, worinnen das Hochlöblich Fürstenthumb Ober vnd Nidern Bayrn, sampt der Obern Pfalz, Ertz vnnd Stift Saltzburg, Eychstet, vnnd andern mehreren anstossenden Herrschaften, mit Fleiss beschriben, vnd (1566) in Truck gegeben durch Philippum Apianum. Neuabdruck nach den im kgl. bayer. Nationalmuseum aufbewahrten Original-Holzstöcken. Augsburg 1886.
- Beckmann, Joh. Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. Band III. Göttingen 1792.
- Beeg. Die Fürther Spiegelmanufaktur, im Jahresbericht der kgl. Gewerbe- und Handelsschule zu Fürth in Mittelfranken 1856/57.
- Carinthia, Zeitschrift für Vaterlandskunde, herausgegeben vom Geschichtsverein in Kärnten. 58. Jahrgang. S. 212/13. Klagenfurt 1868.
- Catalogue of the collection of glass formed by Felix Slade. With notes on the history of glass making by Nesbitt. Printed for private distribution 1871.
- Denkschrift an das kgl. bayer. Ministerium des Innern: Die sanitären Zustände der Quecksilber-Spiegelbelegen in Fürth. Im Auftrag und mit Hilfe des ärztlichen Bezirksvereins bearbeitet von Dr. Wilhelm Mayer. Druck der F. Weintz'schen Offizin (L. Linpart). Fürth 1883. Dazu 9 handschriftliche Beilagen, befindlich im Archiv des ärztl. Bezirksv.

- Essenwein, A. Venetianische Gläser im Germanischen Museum, im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit XXIV, Heft 10. Nürnberg 1877.
- Falke, Joh. Die Geschichte des deutschen Handels. 2 Bde. Leipzig 1859/60.
- Fastnachtsspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von A. v. Keller in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 1853. 1. Theil: Bd. XXVIII. 3. Theil Bd. XXX.
- Fischer, F. C. J. Geschichte des teutschen Handels. 2. Aufl. 1. Theil: 1793. 2. Theil: 1797. Hannover.
- Franck, Seb. Weltbuch: spiegel vnd bildtniss des ganzen erdbodens. Anno 1534. Getruckt zu Tübingen durch Vlrich Morhart.
- Friedrich, C. Die Glasindustrie auf der bayerischen Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Nürnberg 1882, Artikel III: Die Spiegelglasindustrie, im Sprechsaal, Organ der Porzellan-, Glas- und Thonwaarenindustrie, No. 30 vom 27. Juli 1882.
- Friedrich, C. Die altdeutschen Gläser. Beitrag zur Terminologie und Geschichte des Glases. Nürnberg 1884.
- Friedrich, C. Einiges über die alten Glashütten auf dem bayerischen Walde, in Kunst und Gewerbe, Zeitschrift zur Förderung der deutschen Kunstindustrie, XX, 9. Heft. Nürnberg 1886.
- Fronmüller sen. Chronik der Stadt Fürth. Fürth 1872.
- Garzoni, Thom. Piazza universale: Das ist allgemeiner Schauplatz, Marckt vnd Zusammenkunft aller Professionen, Erstmalen durch Thomam Garzonum Italianisch zusammengetragen, anjetzo aber auf's trewlichste ver- teuscht. Zu Franckfurt am Meyn, In Wolfgang Hoffmanns Buchtruckerei, In Verlag Mathaei Meriani. Im Jahre 1641.
- Generalbericht über die Sanitätsverwaltung im Königreiche Bayern. Im Auftrage des kgl. bayer. Staatsministeriums des Innern nach amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. med. Carl Friedr. Majer, kgl. Rath. XIV. Bd. (Neue Folge III. Bd.), das Jahr 1880 umfassend. Mit 22 Tabellen. München 1883; XV. Bd. (N. F. IV. Bd.), das Jahr 1881 umfassend. München 1884; XVI. Bd. (N. F. V. Bd.), das Jahr 1883 umfassend. München 1885.
- Gerspach, L'art de la verrerie. Bibliothèque de l'enseignement des beaux-arts publiée sous la direction de M. Jules Comte. Paris.
- Harff, A. v. Pilgerfahrt von Coeln durch Italien, Syrien, Aegypten etc. in den Jahren 1496 bis 1499, herausgegeben von E. v. Groote. Cöln 1860.
- Hirt, L. Die gewerbliche Thätigkeit der Frauen vom hygienischen Standpunkte aus. Mit speziellen Hinweisen auf die an eine Fabrikgesetzgebung zu stellenden Anforderungen. Leipzig 1873.
- Hirt, L. Die gewerblichen Vergiftungen und die von ihnen besonders heimgesuchten Gewerbe- und Fabrikbetriebe. Leipzig 1875.
- Historisch-Diplomatisches Magazin für das Vaterland und angrenzende Gegenden. Erstes Stück. Mit einem Kupfer. Anekdoten 2: Von der

- Nürnbergischen Kunst Glasspiegel ohne Folie zu machen, S. 115. Nürnberg 1780.
- Houdoy, J. Verreries à la façon de Venise. La fabrication flamande d'après des documents inédits. Paris 1873.
- Ilg, A. Die Glasindustrie Venedigs im Mittelalter, in den Blättern für Kunstgewerbe, herausgegeben von Valentin Teirich I, 29—31. 38—42. Wien 1872.
- Janssen, Joh. Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. I. 9. Aufl. Freiburg i. B. 1883.
- Jahresberichte der kgl. bayerischen Fabriken-Inspektoren für 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886. München.
- Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammer für Mittelfranken für 1859, 1860, 1861, 1862, 1864, 1865, 1866/67, 1871, 1873, 1874—1876, 1879, 1880/81, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886. Nürnberg.
- Karmarsch, K. Geschichte der Technologie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. München 1872.
- Kerschensteiner, J. Die Fürther Industrie in ihrem Einflusse auf die Gesundheit der Arbeiter. Im Auftrage des kgl. bayer. Staatsministeriums des Innern, in den Mittheilungen und Auszügen aus dem ärztlichen Intelligenzblatt. I. Serie, No. 6. München 1874.
- Kunckelii, Johannis Ars Vitrarya Experimentalis oder Vollkommene Glasmacherkunst. Leipzig, gedruckt bei Christoph Günthern 1679.
- Lobmeyr, L. Die Glasindustrie, ihre Geschichte, gegenwärtige Entwicklung und Statistik. In Gemeinschaft mit Albert Ilg und Wendelin Boeheim. Stuttgart 1874.
- Lochner, G. W. C. Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart. Nürnberg 1845.
- Lullii, Raymundi Opera ea quae ad inventam ab ipso artem universalem pertinent. Argentorati, Sumptibus Lazari Zetzeri Bibliopolae, MDC VIII.
- Marx, K. Das Kapital. Bd. I. 3. Aufl. Hamburg 1883.
- Mathesy, Joh. Sarepta oder Bergpostill Sampt Jochimssthalischen kurtzen Chroniken. Psalm CXLVIII. Berg und Thal lobet den Herrn. Nürnberg 1562.
- Megenberg, C. v. Das Buch der Natur, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861.
- Muspratt. Theoretische, praktische und analytische Chemie in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe, frei bearbeitet von F. Stohmann. Fortgesetzt von B. Kerl. Braunschweig 1869.
- Naturbuch. Von nutz, eigenschafft, wunderwirkung vnd Gebrauch aller Geschöpff, Element vnd Creaturen etc. Getruckt zu Frankfurt am Meyn, Bey Christian Egenwolff. Cum Caes. Maiestat. Privilegio. 1540.
- Neumann, M. Geschichte des Wuchers in Deutschland bis zur Begründung der heutigen Zinsgesetze. Halle 1865.
- Nürnberg-Fürther Sozialdemokrat, Organ der sozialdemokratischen Arbeiter-

- partei. Jahrgang 1875. Eine Besprechung der Abhandlung Kerschensteiner's. Speziell die Artikel VI, VII, VIII, IX in No. 12, 14, 17, 22.
- Portae, Joh. Bapt. Neapolitani Magiae naturalis Libri viginti. Amstelodami, apud Elizeum Weyerstraten 1664.
- Quix, Chr. Das ehemalige Spital zum hl. Jakob. Nebst Notizen über Glasmalerei, Glasmalen, Spiegelfabriken und die Glaserzunft. Mit 9 Urkunden. Aachen 1836.
- Rehlen, C. G. Geschichte der Handwerke und Gewerbe. 3. Ausgabe. Leipzig 1859.
- Rem, Lucas. Tagebuch aus den Jahren 1494 bis 1541, ein Beitrag zur Handelsgeschichte der Stadt Augsburg, mitgetheilt von E. Greiff. Augsburg 1861.
- Roth, Joh. F. Geschichte des Nürnbergischen Handels. 4 Bde. Leipzig 1800—1802.
- Schultz, Alw. Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 1. Band. Leipzig 1879.
- Sprengel, P. N. Handwerke und Künste in Tabellen. Mit Kupfern. Bearbeitung der Erdarbeiten. Fortgesetzt von O. L. Hartwig. Zehnte Sammlung. Siebenter Abschnitt: Die Spiegelfabrik, S. 310 bis 329. Berlin 1773.
- Stockbauer, J. Die Kunstbestrebungen am bayerischen Hofe unter Albrecht V. und Wilhelm V., in den Quellenschriften zur Kunstgeschichte. Bd. VIII. Wien 1874.
- Vogel, E. F. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. Bd. I. 3. Aufl. Leipzig 1847.
- Wackernagel, W. Die Spiegel im Mittelalter, in seinen Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte, S. 128 ff. Leipzig 1872.
- Wartburg. Organ des Münchener Alterthumsvereins. Die Spiegel. Jahrgang 1873, No. 3.
- Westergaard, Har. Die Lehre von der Mortalität und Morbilität. Anthropologisch-statistische Untersuchungen. Jena 1882.
- Winkler, L. Statistische Abhandlung der Spiegelglas-Industrie in Fürth vor ihrem Entstehen bis auf ihren heutigen Standpunkt. A. Schröder's Buchdruckerei. Fürth 1882.
- Wollner, Dr., kgl. Bezirksgerichtsarzt. Die Quecksilber-Spiegelbelegen in der Stadt Fürth. Separatabdruck aus der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Braunschweig 1887.

Hierzu kommen die Ergebnisse einer vom Verfasser in den Monaten November und Dezember 1886 mit Hilfe mehrerer Belegarbeiter unter Zugrundelegung gedruckter Fragebögen veranstalteten statistischen Erhebung über die Zustände in den Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen.

Schönlank, Bruno,

Die Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen und ihre Arbeiter
wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen

Stuttgart 1888

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Pol.o.236#3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11844206-4